This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

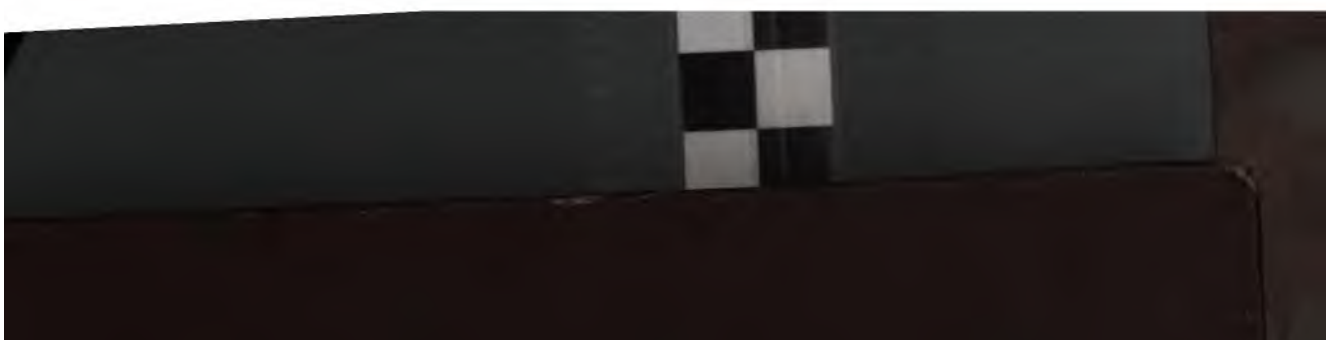
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

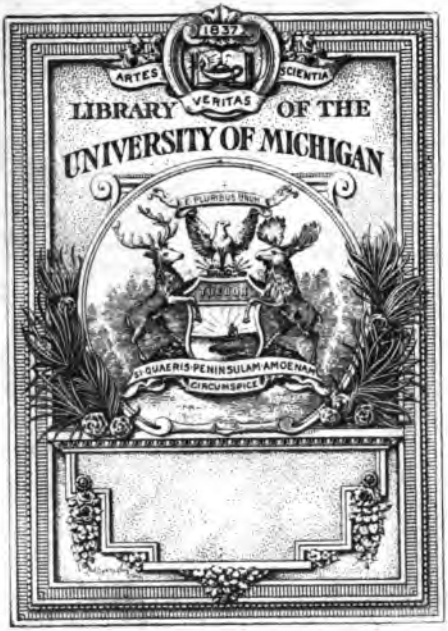
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
W624
NG

INTERNATIONALE

WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

XX. Band.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

1. TYNDALL, J. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 26 Abbildungen. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. SCHMIDT, O. Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. BAIN, A. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. BAGEHOT, W. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. VOGEL, H. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 96 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln, ausgeführt durch Lichtpausprocess, Reliefdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

6. 7. SMITH, E. Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. I. Feste Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreich. II. Flüssige und gasige Nahrungsmittel. Mit 19 Abbildungen. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

8. LOMMEL, E. Das Wesen des Lichts. Gemeinfassliche Darstellung der physikalischen Optik in fünfundzwanzig Vorlesungen. Mit 188 Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. STEWART, B. Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfasslich dargestellt. Mit 14 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. PETTIGREW, J. B. Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über die Luftschifffahrt. Mit 131 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. MAUDSLEY, H. Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. BERNSTEIN, J. Die fünf Sinne des Menschen. Mit 91 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. DRAPER, J. W. Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

14. 15. SPENCER, H. Einleitung in das Studium der Sociologie. Herausgegeben von Dr. Heinrich Marquardsen. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

16. COOKE, J. Die Chemie der Gegenwart. Mit 31 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. FUCHS, K. Vulkane und Erdbeben. Mit 36 Abbildungen und einer lithographirten Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. VAN BENEDEN, P. J. Die Schmarotzer des Thierreichs. Mit 83 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
19. PETERS, K. F. Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Mit 71 Abbildungen in Holzschnitt. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

INTERNATIONALE

WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

XX. Band.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

1. TYNDALL, J. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 26 Abbildungen. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. SCHMIDT, O. Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. BAIN, A. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. BAGEHOT, W. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. VOGEL, H. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 96 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln, ausgeführt durch Lichtpausprocess, Reliefdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

6. 7. SMITH, E. Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. I. Feste Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreich. II. Flüssige und gasige Nahrungsmittel. Mit 19 Abbildungen. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

8. LOMMEL, E. Das Wesen des Lichts. Gemeinfassliche Darstellung der physikalischen Optik in fünfundzwanzig Vorlesungen. Mit 188 Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. STEWART, B. Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfasslich dargestellt. Mit 14 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. PETTIGREW, J. B. Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über die Luftschifffahrt. Mit 131 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. MAUDSLEY, H. Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. BERNSTEIN, J. Die fünf Sinne des Menschen. Mit 91 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. DRAPER, J. W. Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

14. 15. SPENCER, H. Einleitung in das Studium der Sociologie. Herausgegeben von Dr. Heinrich Marquardsen. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

16. COOKE, J. Die Chemie der Gegenwart. Mit 31 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. FUCHS, K. Vulkane und Erdbeben. Mit 36 Abbildungen und einer lithographirten Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. VAN BENEDEN, P. J. Die Schmarotzer des Thierreichs. Mit 83 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
19. PETERS, K. F. Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Mit 71 Abbildungen in Holzschnitt. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

LEBEN UND WACHSTHUM

DER

SPRACHE.

VON

WILLIAM DWIGHT WHITNEY,

PROFESSOR DES SANSKRIT UND DER VERGLEICHENDEN SPRACHWISSENSCHAFT
AN YALE COLLEGE, NEW HAVEN.

UEBERSETZT

VON

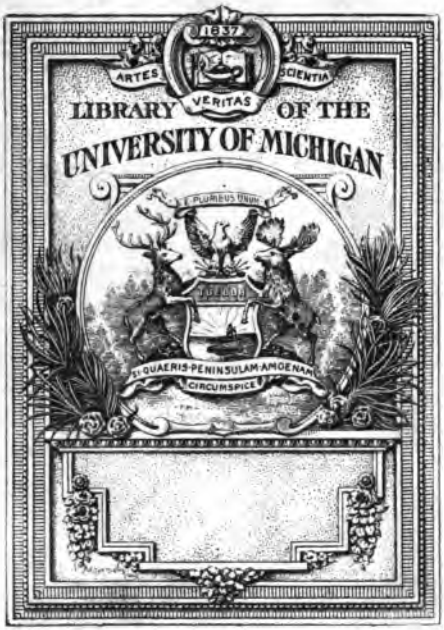
AUGUST LESKIEN,

A. O. PROFESSOR DER SLAWISCHEN SPRACHEN AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

AUTORISIRTE AUSGABE.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1876.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
W62
N6

LEBEN UND WACHSTHUM

DER

SPRACHE.

VON

WILLIAM DWIGHT WHITNEY,

PROFESSOR DES SANSKRIT UND DER VERGLEICHENDEN SPRACHWISSENSCHAFT
AN YALE COLLEGE, NEW HAVEN.

UEBERSETZT

VON

AUGUST LESKIEN,

A. O. PROFESSOR DER SLAWISCHEN SPRACHEN AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

AUTORISIRTE AUSGABE.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1876.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Vorwort des Verfassers.

Der vorliegende Band bedarf nur weniger einleitender Worte; es braucht nicht weitläufig nachgewiesen zu werden, dass der in ihm behandelte Gegenstand namentlich in unsrer Zeit, wo die Ansichten über die Sprache, früher unfertig und schwankend, anfangen eine feste Gestalt zu gewinnen, gerade in der Sammlung, von der dies Buch einen Theil bildet, eine Darstellung verlangt. Ueber die Grundlagen und den Aufbau der Sprachwissenschaft bestehen sehr abweichende Meinungen, die mit einander nicht blos um die Gunst des grössern Publikums ringen, sondern auch um die Annahme von Seiten Gelehrter, die zwar in die Thatsachen der Sprachgeschichte bereits tief eingedrungen und mit diesen wohl vertraut, aber unsicher und verhältnissmässig gleichgültig dagegen sind, wie dieselben zu verbinden und zu erklären seien. Die Naturwissenschaften auf der einen, die Psychologie auf der andern Seite sind bemüht, die Sprachwissenschaft in ihren Bereich zu ziehen, während diese in Wahrheit keinem der beiden Gebiete angehört. Die in diesem Buche aufgestellten Lehren sind einer Art mit denen, die seit langer Zeit in Anthropologie, Völkerkunde und Geschichte herrschend gewesen sind; durch die reichhaltige neue Erkenntniss, die unser Jahrhundert hinzugefügt hat, werden sie nicht verdrängt oder ungültig, sondern brauchen nur mit Hülfe dieser

INTERNATIONALE

WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

XX. Band.

verbessert und neu gestützt zu werden, um eine so gut wie allgemeine Annahme zu finden. Ihre Anhänger sind bisher zu sehr niedergehalten worden durch die unbegründeten Ansprüche von Leuten, die sich eine besondere wissenschaftliche oder philosophische Tiefe zuschreiben.

Wenn man einen Gegenstand schon einmal nach einem reiflich überlegten und festen Plan behandelt hat, wie ich es in meinem Werke „*Language and the Study of Language*" (New York und London 1867) gethan habe, so kann man bei einer wiederholten Behandlung dieses Gegenstandes vor demselben Publikum nicht umhin, in der Hauptsache demselben Gange zu folgen, und die Leser des frühern Werkes werden manche Uebereinstimmungen zwischen diesem und dem vorliegenden bemerken. Auch ein Theil der früher gebrauchten Beispiele ist hier wieder angewendet; denn wenn man sich zum Grundsatz macht, die Belege für Leben und Wachsthum der Sprache hauptsächlich der eignen Muttersprache zu entnehmen, so müssen gewisse Dinge — vorzüglich unsre höchst wichtigen neugebildeten Endungen und unsre Hülfsworte — nothwendig gewählt werden, weil sie dem vorgesetzten Zwecke am besten dienen. Ferner haben die der Betrachtung zu Grunde liegenden sprachlichen Thatsachen und deren Eintheilung in den letzten acht Jahren keine solche Erweiterung oder Aenderung erfahren, dass dies in einer so kurzen Darstellung, wie sie hier beabsichtigt ist, bemerkbar werden könnte. Demnach gebe ich hier einen Abriss der Sprachwissenschaft, der in vielen Hauptzügen mit dem frühern übereinstimmt; es ist der alte Stoff in neuer Weise, unter andern Gesichtspunkten und in etwas veränderten Verhältnissen der einzelnen Theile zu einander vorgetragen, dazu weniger ausführlich behandelt und mit weniger Beispielen ausgestattet.

Die Grenzen, welche der Plan der ganzen Sammlung einem solchen Bande auferlegt, haben mich genöthigt, gewisse Theile kurz zu erledigen, denen man vielleicht mit mir eine grössere Ausdehnung gewünscht hätte. So

war es meine Absicht, im letzten Kapitel die Geschichte der fortschreitenden Erkenntniss und der verschiedenen Ansichten innerhalb dieser Wissenschaft ausführlicher darzulegen; ich musste fast alle Citate unterdrücken, obwol ich mich hier wieder auf die compendiöse Form des Werkes berufen darf, bei der solche weniger gefordert werden; ich hoffe, keinem damit Unrecht gethan zu haben. Die Grundlage meiner Auseinandersetzung sind die jetzt allgemein zugänglichen sprachlichen Thatsachen, auf deren Besitz einer nicht mehr Anspruch hat als der andre. Ansichten, die den meinigen entgegenstehen, haben mir oft in der Form, wie sie von bestimmten Gelehrten dargestellt werden, deutlich vorgeschwebt, ich habe es aber kaum je für nothwendig gehalten, sie ausdrücklich anzuführen, und grundsätzlich habe ich alles vermieden, was an persönliche Zänkereien streift.

New Haven, im April 1875.

Es ist mit meiner Zustimmung geschehen, dass Herr Professor Leskien in der Uebersetzung dieses Bandes für die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" neben der Uebertragung des Originals sich der Arbeit unterzogen hat, die Beispiele dahin zu ändern, dass das Werk eine mehr den Verhältnissen der deutschen Sprache angepasste Form bekäme und dadurch dem deutschen Publikum verständlicher und nützlicher würde. Ich habe einige kleine Aenderungen des Textes vorgenommen und auch während eines Aufenthalts in Deutschland vergangenen Sommer die Correcturbogen eines Theils der Uebersetzung durchgesehen.

New Haven, im October 1875.

W. D. Whitney.

Vorwort des Uebersetzers.

Meine Arbeit an diesem Buche unterscheidet sic insofern von einer Uebersetzung im gewöhnlichen Sinn des Wortes, als die im Original aus dem Bereiche de Angelsächsischen und Englischen genommenen Beispiel von mir durch entsprechende aus der Geschichte de deutschen Sprache ersetzt wurden. Dies schien mir fü deutsche Leser nothwendig zu sein; im übrigen soll de deutsche Text, abgesehen von den Einzelheiten, dere Aenderung der Verfasser selbst veranlasst hat, den Ge dankengang des englischen wiedergeben.

Leipzig, im October 1875.

A. Leskien.

INHALT.

Seite

Vorwort des Verfassers v
Vorwort des Uebersetzers viii

ERSTES KAPITEL.

Einleitung. Die Aufgaben der Sprachwissenschaft.

Definition der Sprache. — Die Sprache im allgemeinen und ausschliesslichen Besitz der Menschheit. — Verschiedenheit der Sprachen. — Die Sprachwissenschaft; Ziel dieses Werkes 1

ZWEITES KAPITEL.

Wie sich jeder Einzelne seine Sprache aneignet; Leben der Sprache.

Die Sprache wird von dem Einzelnen gelernt, nicht ererbt oder geschaffen; Vorgang beim Sprechenlernen der Kinder; die dabei in Betracht kommenden ausserhalb der Sprachwissenschaft liegenden Fragen; Geschichte einzelner Worte. — Verhältniss des Wortes als Begriffszeichens zu dem Begriffe. — Geistige Schulung im Lernen der Sprache; die innere Sprachform durch äussere Einflüsse bedingt; die mit dem Aneignen der Sprache verbundenen Nachtheile und Vortheile. — Aneignung einer zweiten oder mehrerer andrer Sprachen; auch das Lernen der Muttersprache kommt nie zum Abschluss. — Unvollkommenheit des Wortes als

Seite

Begriffszeichens; die Sprache nur das Werkzeug des Denkens 7

DRITTES KAPITEL.

Die erhaltenden und umbildenden Kräfte in der Sprache.

Die andere Seite des Sprachlebens; Wachsthum und Veränderung; deren Art und Ursache. — Erläuterungen aus dem ältern Deutsch; Veränderungen der Aussprache; Verkürzungen und Erweiterungen; Bedeutungsveränderungen; Umbildung der Ausdrucksweise und Construction. — Eintheilung der sprachlichen Veränderungen 33

VIERTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache; Veränderung der äussern Form der Worte.

Die Möglichkeit der Veränderungen von Form und Bedeutung begründet in dem Verhältniss von Wort und Begriff; gegenseitige Unabhängigkeit dieser beiden Arten von Veränderungen. — Neigung zur Bequemlichkeit und Ersparung in den Veränderungen der Form. — Verkürzung der Worte; Beispiele; ihre Wirkung auf die Form; Verlust der Endungen. — Ersetzung eines Lautes durch einen andern; Beispiele von Vocal- und Consonantenveränderungen; Grimm's Gesetz; Ursachen des Lautwechsels; die Vorgänge bei der Lautbildung; natürliche Anordnung der gesprochenen Laute; deren Reihen und Klassen; Unterscheidung von Vocalen und Consonanten. — Durchgehende Neigungen im Lautwandel. — Grenzen der Erklärung aus blossen Lautveränderungen. — Wandlungen der Form durch Wirkung einer vorherrschenden Analogie 45

FÜNFTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache; Wandel der Wortbedeutung.

Weite Ausdehnung und Mannichfaltigkeit dieses Wandels; die Gründe desselben: die Lockerheit der Ver-

Seite

bindung zwischen Wort und Bedeutung; die Neigung zur Ersparung; Gattungs- und Eigennamen. — Beispiele: die Planeten und verwandtes. — Einschränkung und Erweiterung der Bedeutungen. — Erweiterung durch bildliche Anwendung, Beispiele; die Herkunft der Worte vergessen; Worte sinnlicher Bedeutung werden zu Ausdrücken für abstracte Begriffe; Bedeutungselemente sinken herab zu Formelementen; Hülfsverba; ganze Redewendungen 77

SECHSTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache: Verlust von Worten und Formen.

Verlust von Worten; seine Ursachen; veraltende und veraltete Worte. — Verlust grammatischer Formen und der durch diese ausgedrückten Unterscheidungen; Beispiele; Ausdehnung dieses Verlustes in verschiedenen Sprachen 100

SIEBENTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache: Erzeugung neuer Worte und Formen.

Besondere Wichtigkeit dieser Art sprachlicher Veränderung; die Ziele derselben; diese werden zum Theil erreicht ohne äussern Zuwachs; Erweiterung, Verschärfung, Vervielfältigung der Bedeutung vorhandener Worte. — Erzeugung neuer Mittel des Ausdrucks. — Aeusserer Zuwachs; Entlehnung aus andern Sprachen; Ausdehnung und Art derselben in verschiedenen Sprachen. — Erfindung und Entstehung ganz neuer Worte; Onomatopoea. — Bildung neuer Worte durch Zusammensetzung vorhandener; neue auf diese Weise entstehende Formen; deren Häufigkeit und Wichtigkeit; innere Veränderung, scheinbar zum Zweck des Beziehungsausdrucks gemacht, in Wirklichkeit Folge äussern Zuwachses. — Differenzirung der Form eines und desselben Wortes bei verschiedener Bedeutung. — Die Anwendbarkeit der Worte vermehrt durch Ableitungsendungen; die Verwandlung eines Redetheils in einen andern durch dasselbe Mittel 111

Seite

ACHTES KAPITEL.

Die Namengebung.

Kurzer Rückblick auf die sprachlichen Veränderungen; ihre Bedeutung für die Namengebung. — Wie weit die Namengebung bewusstermassen geschieht. — Die Begriffe sind vor ihren Bezeichnungen vorhanden, Beispiele; Untersuchung der dagegen angeführten Gründe. — Woher der Stoff zu den Namen genommen wird; das Band zwischen Namen und Vorstellung ein künstliches. — Etymologische Forschung; das Wesen der Ursachen, auf denen die Namen beruhen; eine Wissenschaft der Morphologie. — Die bei der Namengebung wirkende Kraft; Prüfung falscher Ansichten und ihrer Gründe. — Der Antheil der Gesellschaft an der Namengebung; sein Verhältniss zur Thätigkeit des Einzelnen 141

NEUNTES KAPITEL.

Differenzirung der Sprache nach Orten und Gesellschaftsklassen oder Ständen: Dialekte.

Dialektische Unterschiede innerhalb der Grenzen einer einzelnen Sprache; Spracheigenthümlichkeiten von Individuen, Ständen und Orten. — Was die Einheit der Sprache ausmache. — Einflüsse, welche dialektische Spaltungen fördern oder hemmen; Wirkung der Cultur. — Erläuterung: Geschichte der germanischen Sprachen; Romanisch. — Vereinigende und trennende Kräfte; getrennt vorgehendes Wachsen verursacht Theilung in Dialekte; Beispiele. — Wortübereinstimmungen beweisen gemeinsame Herkunft von Worten und Sprachen; Vorsicht bei der Anwendung dieses Grundsatzes. — Verwandschaftsgrade. — Aufstellung des indogermanischen Sprachstamms und Beweise für seine Einheit. — Das allgemeine Vorkommen dialektischer Spaltung. — Verhältniss der Ausdrücke „Sprache“ und „Dialekt“ zu einander 161

ZEHNTES KAPITEL.

Indogermanische Sprache.

Eintheilung der Sprachen nach der Abstammung. — Indogermanischer Sprachstamm; seine Benennungen; seine

Seite

einzelnen Abtheilungen und deren älteste Ueberlieferungen: Germanisch, Slawo-lettisch, Keltisch, Italisch, Griechisch, Iranisch, Indisch; zweifelhafte Glieder. — Wichtigkeit dieses Sprachstammes; die Bedeutung seiner Erforschung für die Sprachwissenschaft überhaupt. — Zeit und Ort des Urvolkes unmöglich zu bestimmen. — Wissenschaftliche Methode die Geschichte des Baues dieser Sprachen zu erforschen; Formenbildung durch Zusammensetzung und Verquickung; diese Annahme zur Erklärung völlig hinreichend. — Die Einsilbigkeit der Wurzeln eine Folge dieser Anschauungsweise; indogermanische Wurzeln. — Entwicklung der Formen; Bau des Verbums, der Nomina; Pronomina; Adverbia und Partikeln; Interjectionen; deren Aehnlichkeit mit Wurzeln. — Frage, in welcher Reihenfolge und innerhalb welcher Zeit die Entwicklung vor sich gegangen. — Synthetischer und analytischer Bau 189

ELFTES KAPITEL.

Bau der Sprache: Stoff und Form in der Sprache.

Die Unterscheidung von Stoff und Form; Beispiele: Numerus, Genus, Casus u. s. w. der Nomina; Comparation und Congruenz der Adjectiva; Tempus, Modus und andre Unterscheidungen beim Verbum. — Formgebung durch Stellung. — Folgerungen. — Nationale und individuelle Vorurtheile. — Relativer Werth verschiedener Sprachen. — Eine Sprache stellt die Befähigung der sie Sprechenden dar. — Rohe Anfänge der Sprache überhaupt 225

ZWÖLFTES KAPITEL.

Andre Sprachstämme: deren geographische Lage, Alter und Bau.

Eintheilung nach Sprachstämmen. — Ural-altaischer, turanischer oder scythischer Stamm; zweifelhafte Glieder desselben. — Der Stamm der einsilbigen Sprachen: chinesische, hinterindische u. s. w.; das Japanische. — Der malaiisch-polynesische Sprachstamm; andre Inselsprachen: Papuanisch, Australisch. — Dravidisch. — Die Sprachen des Kaukasus. — Der semi-

Seite

tische Sprachstamm; Fragen in Bezug auf seine Verwandtschaften. — Das Hamitische: Aegyptisch u. s. w. — Südafrikanisch oder Bantu. — Mittelafrikanische Sprachen. — Baskisch. — Sprachen der amerikanischen Indianer 242

DREIZEHNTES KAPITEL.

Sprachwissenschaft und Völkerkunde.

Schranken des Bereiches der Sprachwissenschaft: der Sprachstoff nicht in jeder Gestalt analysirbar; mögliche Vernichtung, Umbildung, Neuschöpfung desselben; Zeugnisse für Sprachverwandtschaft nur zusammengenommen, nicht vereinzelt beweisend. — Die Sprache kann weder die Arteneinheit noch Artenmehrheit des Menschengeschlechts beweisen. — Kein innerer Zusammenhang zwischen Sprache und Rasse; Aufgeben der Sprache infolge von Völkermischung. — Unlösbarkeit des ethnologischen Problems. — Beiträge zur Lösung von Seiten der Alterthums- und Sprachwissenschaft; Verdienste der letztern; Werth des sprachlichen Zeugnisses für Rassenbestimmung. — Vereinigung der verschiedenen Richtungen ethnologischer Forschung. — Werthlosigkeit andrer Eintheilungen der Sprache ausser der nach der Abstammung . . . 283

VIERZEHNTES KAPITEL.

Wesen und Ursprung der Sprache.

Die Sprache ist eine erworbene Fertigkeit, ein Theil der Cultur. — Alle Menschen sprechen; Beschränkung der Sprache auf das Menschengeschlecht; Unterschied zwischen den Ausdrucksmitteln des Menschen und andern. — Das Mittheilungsbedürfniss der unmittelbare Anlass zur Erzeugung von Sprache und das bewusste und entscheidende Element in aller Sprachgeschichte. — Naturlaute als Grundlage der Entwicklung; deren Wesen und Bereich; die Annahme instinctiver artikulirter Lautverbindungen unnöthig. — Anwendung der Stimme als des Hauptmittels zum sprachlichen Ausdruck. — Die Nachahmung in den Anfängen der Sprache; Bereich und Grenzen der Onomatopöie. — Die Lehre von den Wurzeln. — Die ausgesprochene

Seite

Ansicht vom Ursprung der Sprache genügend; die entgegenstehende auf ein Wunder gebaute Lehre. — Sprachschöpfung als eine Fähigkeit; Unterschied zwischen Mensch und Thier in dieser Beziehung. — Verhältniss der Sprache zur Entwicklung des Menschen überhaupt; Mass und Art ihres Wachsthums 297

FUNFZEHNTES KAPITEL.

Die Sprachwissenschaft. Schluss.

Wesen der Sprachforschung; Aehnlichkeiten derselben mit den Naturwissenschaften. — Ihre Methode die der historischen Wissenschaften; Etymologie; nach welchen Regeln diese betrieben werden muss, um erfolgreich zu sein. — Vergleichende Grammatik und Sprachwissenschaft. — Geschichte der wissenschaftlichen Sprachforschung 331

ERSTES KAPITEL.

Einleitung. Die Aufgaben der Sprachwissenschaft.

Definition der Sprache. — Die Sprache im allgemeinen und ausschliesslichen Besitz der Menschheit. — Verschiedenheit der Sprachen. — Die Sprachwissenschaft; Ziel dieses Werkes.

Kurz und bündig kann Sprache definirt werden als Mittel zum Ausdruck menschlicher Gedanken.

Alles was in irgendeiner Weise Gedanken verkörpert und auffassbar macht, wird in weiterm Sinne Sprache genannt; wir sagen z. B. ganz passend, dass die Menschheit des Mittelalters zu uns rede durch die grossen Bauwerke, die sie uns hinterlassen hat und die uns sehr deutlich von ihrer Art zu sein, ihrer Frömmigkeit und Tapferkeit berichten. Für wissenschaftliche Zwecke aber muss der Begriff Sprache enger gefasst werden, da er sonst auf fast jede Thätigkeit und jedes Erzeugniss des Menschen anwendbar wäre, das einen zu Grunde liegenden Gedanken offenbart. Sprache im engern Sinne bezeichnet vielmehr gewisse Mittel, durch welche die Menschen mit bewusster Absicht ihre Gedanken darstellen, hauptsächlich zu dem Zwecke, sie andern erkennbar zu machen: Sprache ist Ausdruck des Gedankens zum Zwecke der Mittheilung.

Der Mittel, die zu diesem Zwecke verwendet werden können und thatsächlich mehr oder weniger verwendet werden, sind verschiedene: Geberden, gemalte oder ge-

schriebene Zeichen, lautliche oder gesprochene Zeichen; die ersten beiden Klassen für die Auffassung durch das Auge, die letztere durch das Ohr bestimmt. Geberden werden hauptsächlich von Stummen gebraucht, obwol nicht in völliger Reinheit, da ja diese Unglücklichen Erziehung und Belehrung von Sprechenden empfangen, und ihre für das Auge bestimmten Zeichen von Gewohnheiten bedingt sind, die dem lautlichen Sprechen angehören, sogar in der Ausdehnung, dass sie sklavisch die Laute des Sprechens wiedergeben. Bild und Schrift, obwol anfangs freie und selbständige Mittel des Gedankenausdrucks, werden im Laufe der historischen Entwickelung untergeordnete Hülfsmittel des Sprechens, und erst in dieser Unterordnung erreichen sie ihre höchste Vollkommenheit und bringen den grössten Nutzen. Die lautlichen oder gesprochenen Zeichen haben, wenn die thatsächlich obwaltenden Verhältnisse in Betracht gezogen werden, bei weitem die grösste Wichtigkeit; auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch heisst Sprache lautliches Sprechen und nur dies. So werden wir den Ausdruck auch hier verstehen: in diesem Werke bedeutet Sprache den Complex lautlicher, hörbarer Zeichen, welche vorzüglich in der menschlichen Gesellschaft zum Gedankenausdruck dienen, während Geberde und Schrift nur untergeordnete Hülfsmittel sind.

Es gibt keine Vereinigung von Menschen, die solcher gesprochener, hörbarer Zeichen des Gedankenausdrucks baar wäre. Alle Menschen sprechen, mögen sie den niedrigsten oder höchsten Rassen angehören; alle sind befähigt, die ihnen eigenthümlichen Gedanken auszutauschen. Die Sprache gehört also in gewissem Sinne zur Natur, zum Wesen des Menschen: seine Anlagen, seine äussern Umstände, seine Geschichte — jedes einzeln oder alle zusammen — zeigen sie als sein unveräusserliches Besitzthum.

Noch mehr, nur der Mensch ist im Besitz der Sprache. Zwar haben auch einige Thiere die Fähigkeit zu gegen-

seitiger Mittheilung in dem Grade, der für die sehr einfachen Bedürfnisse ihres Verkehrs ausreicht. Der Hund z. B. drückt durch Heulen etwas anderes aus als durch Gebell, und durch die verschiedene Art eines dieser Geräusche wieder verschiedenes; das zahme Geflügel hat einen Ton zum Ausdruck ruhiger Zufriedenheit, ein Gackern der Erregung und Unruhe, ein Glucken mütterlicher Besorgniss, einen Warnungsruf u. dgl. Aber alles dies steht weit unter der menschlichen Sprache, ist so von Grund aus verschiedener Art, dass man nicht passenderweise beides mit demselben Namen belegen kann. Die Sprache ist eine der am schärfsten ausgeprägten, hervorstechendsten und am engsten mit seinem innern Wesen zusammenhängenden Fähigkeiten des Menschen.

Während so die menschliche Sprache der Ausdrucksfähigkeit der Thiere gegenüber eine einheitliche ist, enthält sie doch in sich Verschiedenheiten, die man fast unvereinbare Gegensätze nennen könnte. Sie besteht aus einer Menge einzelner Sprachen, deren jede ein für sich bestehender Complex hörbarer Gedankenzeichen ist; und schon die Aufzählung nur der Sprachen, deren Träger einander ganz unverständlich sind, würde eine grosse Anzahl ergeben. Diese Sprachen sind in den mannichfachsten Graden voneinander verschieden. Einige gleichen sich so sehr, dass die sie Sprechenden mit einiger Mühe und Sorgfalt es fertigbringen sich zu verstehen; zwischen andern findet auch eine oberflächliche Betrachtung zahlreiche Beziehungen; bei noch andern sind solche Uebereinstimmungen seltener und nur durch wissenschaftliche Untersuchung auffindbar; viele endlich sind allem Anscheine nach völlig verschieden und das oftmals nicht nur in Betreff des Materials von Zeichen, das sie zum Begriffsausdruck verwenden, sondern überhaupt in ihrem ganzen Bau, den Beziehungen, die sie auszudrücken vermögen, den Redetheilen, die sie unterscheiden. Diese Verschiedenheiten aber fallen nicht etwa zusammen mit den Unterschieden

in der geistigen Befähigung der Sprechenden: Individuen von beliebig verschiedener Begabung reden denselben Dialekt, und Geister gleichen Gepräges, aber aus verschiedenen menschlichen Gesellschaften, können nicht zu einander sprechen. Auch ist jene Verschiedenheit nicht bedingt durch natürliche geographische Grenzen, noch in Grad und Umfang abhängig von den äusserlichen Rassenunterschieden, vielmehr findet man gar nicht selten unter den Trägern einer Sprache oder eines Complexes ähnlicher Sprachen weit grössere Rassenunterschiede als unter solchen, deren Sprachen einander ganz unähnlich sind.

In dieser Richtung liegen die Probleme, mit denen sich die Vertreter der Sprachwissenschaft oder Linguistik beschäftigen. Diese Wissenschaft bemüht sich die Sprache zu begreifen sowol in ihrer Einheitlichkeit als allgemeines Mittel menschlichen Gedankenausdrucks und als solches verschieden von der Mittheilungsfähigkeit der Thiere, wie auch in ihrer innern Differenzirung nach Material und Bau. Sie sucht die Ursache der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Sprachen zu ergründen und durch Aufzeichnung der gleichen Züge wie durch Abgrenzung der Unterschiede zu einer Eintheilung derselben zu gelangen. Die Linguistik will bestimmen, wie sich die Sprache zum Gedanken verhält und was der Grund dieses Verhältnisses ist; was sie am Leben erhält und in vergangenen Zeiten erhielt, ja sogar, wenn das möglich, wie sie überhaupt ins Leben trat. Die Sprachwissenschaft bestrebt sich, den Werth und die Bedeutung der Sprache für den Geist und ihre Rolle in der Entwickelung unsers Geschlechts zu erkennen; dabei sucht sie mittelbar auch das zu lernen und aufzudecken, was sich von der Geschichte der menschlichen Entwickelung und der Geschichte der einzelnen Stämme, ihren Bewegungen und gegenseitigen Beziehungen in den sprachlichen Thatsachen wiederspiegelt.

Kein nachdenkendes und wissenschaftlich angelegtes

Volk hat sich je dem ausserordentlichen Interesse solcher Probleme verschlossen oder unterlassen zu ihrer Lösung einiges beizutragen. Dennoch war die Summe der in älterer Zeit gefundenen Wahrheiten so gering, dass die Sprachwissenschaft, so gut wie Geologie und Chemie, als eine moderne Wissenschaft zu betrachten ist; sie gehört wie diese dem 19. Jahrhundert an. Eine Uebersicht ihrer Geschichte zu geben, liegt unserer gegenwärtigen Aufgabe fern, der Gegenstand könnte in dem hier zugemessenen Raume nicht genügend behandelt werden, und die kurzen Worte, die wir ihm widmen können, sind besser im letzten Kapitel angebracht. Die Sprachwissenschaft gehört trotz ihrer Jugend schon zu den Hauptrichtungen, in denen sich die heutige wissenschaftliche Thätigkeit bewegt. Ihr Stoff ist nicht weniger umfassend, ihre Ziele ebenso bestimmt, ihre Methode ebenso fest, ihre Resultate ebenso reich und fruchtbar wie die der verwandten Wissenschaften. Genaue Durchforschung der wichtigsten menschlichen Sprachen, sorgfältige Prüfung und Klassificirung fast aller übrigen haben ihr eine tiefe und feste Grundlage geschaffen.

Die Sprachwissenschaft hat in die Geschichte der Menschheit als eines Ganzen, wie in die der einzelnen Stämme theils neue Wahrheiten eingeführt, theils Aussichten für die Zukunft gegeben, die auf keinem andern Wege gewonnen werden konnten. Sie ist dabei, die alten Lehrmethoden sogar so viel gelernter und so lange studirter Sprachen, wie Latein und Griechisch, durch neue zu ersetzen, während sie andere, von denen man bis vor wenigen Jahren kaum die Namen kannte, ans Licht der Erkenntniss zieht. Mit einem Wort, die Sprachwissenschaft ist zu einem Ferment für alle verwandten Wissenschaftszweige geworden und so in die moderne Gedankenwelt verwebt, dass jeder, der an wissenschaftlichen Bestrebungen Antheil nimmt, sich einigermassen mit ihr bekannt machen und wenigstens einen

kurz zusammengefassten Abriss derselben in sich aufnehmen muss.

Der Zweck dieses Werkes ist daher, die Grundsätze der Sprachwissenschaft darzustellen und durch Beispiele zu erläutern, die Resultate derselben vor Augen zu führen, so weit das in dem gegebenen Raume möglich ist. Die Linguistik ist noch nicht so vorgeschritten und in ihren Resultaten überall so sicher, dass nicht über manche Fragen sehr weit auseinandergehende Ansichten herrschten. Die ausdrückliche Bekämpfung entgegenstehender Meinungen soll aber hier vermieden, dagegen der Versuch gemacht werden, den Stoff so zu behandeln, dass die gefundenen Sätze sich durch innern Zusammenhang und die Bündigkeit der zu Grunde liegenden Schlüsse von selbst empfehlen. Gemäss dem Plane der Sammlung, von der dieser Band einen Theil bildet, wird überall das Streben nach einfacher, allgemein verständlicher Darstellung herrschen, und es wird sich zeigen, dass es der beste Weg ist, um die erstrebten Endresultate zu erreichen, wenn man von handgreiflichen, allen vertrauten Wahrheiten ausgeht und die Beispiele aus allbekannten Thatsachen wählt. Die wichtigsten sprachlichen Thatsachen kann jeder Sprechende leicht beobachten, um so besser, wer andere Sprachen ausser seiner eigenen getrieben hat; das Nachdenken aber auf das Wesentliche hinzulenken, die allgemeinen Gesetze in den Einzelerscheinungen, die Grundlagen des zu Tage tretenden nachzuweisen, ist gewiss in Dingen, die der gewöhnlichen Erkenntniss zugänglich sind, eine Lehrmethode, die guten Erfolg verbürgt.

ZWEITES KAPITEL.

Wie sich jeder einzelne seine Sprache aneignet; Leben der Sprache.

Die Sprache wird von dem Einzelnen gelernt, nicht ererbt oder geschaffen; Vorgang beim Sprechenlernen der Kinder; die dabei in Betracht kommenden ausserhalb der Sprachwissenschaft liegenden Fragen; Geschichte einzelner Worte. — Verhältniss des Wortes als Begriffszeichens zu dem Begriffe. — Geistige Schulung im Lernen der Sprache; die innere Sprachform durch äussere Einflüsse bedingt; die mit dem Aneignen der Sprache verbundenen Nachtheile und Vortheile. — Aneignung einer zweiten oder mehrerer anderer Sprachen; auch das Lernen der Muttersprache kommt nie zum Abschluss. — Unvollkommenheit des Wortes als Begriffszeichens; die Sprache nur das Werkzeug des Denkens.

In Betreff der Sprache gibt es keine elementarere und zugleich für die Grundlage der Erkenntniss wichtigere Frage als die: wie erwerben wir Sprache? wie kommt jeder einzelne Sprechende in Besitz seiner Sprache? Die richtige Antwort darauf bildet die Grundlage aller gesunden Sprachforschung.

Wahrscheinlich werden die meisten sofort antworten, dass wir unsere Sprache lernen, dass sie uns gelehrt wird von den Menschen, unter denen wir aufwachsen. Und diese nahe liegende, von der gewöhnlichen Erfahrung eingegebene Antwort ist, wie uns genauere Ueberlegung zeigen wird, auch die richtige. Wir

haben nur zu untersuchen, was eigentlich damit gesagt ist.

Zunächst werden zwei andere denkbare Beantwortungen dadurch abgewiesen: einmal, dass die Sprache zu den Bestandtheilen des Rassen- oder Stammescharakters gehöre und als solcher, wie Hautfarbe, körperliche Beschaffenheit, Charaktereigenthümlichkeiten, von den Vorfahren ererbt werde; dann, dass sie von jedem Individuum für sich im natürlichen Verlaufe seines körperlichen und geistigen Wachsthums geschaffen werde.

Gegen beide eben ausgeschlossenen Ansichten von der Aneignung der Sprache kann man eine Menge so bekannter und unleugbarer Thatsachen ins Feld führen, dass sie nicht ernstlich vertheidigt werden können. Gegen die Auffassung der Sprache als eines integrirenden Bestandtheils des Stammescharakters kann als genügender Gegenbeweis einfach das Vorhandensein einer Gesellschaft wie der Nordamerikas angeführt werden; in dieser sind Nachkommen afrikanischer, irischer, deutscher, südeuropäischer so gut wie englischer Vorfahren reichlich vertreten, und alle haben dieselbe Sprache ohne andere Unterschiede als solche, die durch Verschiedenheit des Wohnorts und der Erziehung bedingt sind; unter ihnen gibt es keine Spur einer andern Mutter- oder angeborenen Sprache. Solche Beispiele finden sich in grösserer oder geringerer Ausdehnung überall. Wenn die Aeltern in einem fremden Lande leben und das Kind dort aufwächst, spricht es die fremde Sprache, falls man es nicht sorgfältig davon fernhält; oder es spricht diese Sprache und die der Aeltern mit gleicher Geläufigkeit. Die Kinder von Missionaren liefern die schlagendsten Beispiele der Art: wo in der Welt sie sein mögen, unter noch so entfernt verwandten oder ganz unverwandten Sprachen; sie bekommen die Sprache des betreffenden Landes ebenso „naturgemäss“ wie die Kinder der Eingeborenen. Ein Kind englischer, deutscher oder russischer Aeltern, geboren in der Heimat, braucht nur, wie es ja oft geschieht,

eine französische Bonne zu bekommen und so nur französisch um sich sprechen zu hören, und es wird zuerst französich sprechen und zwar nur dies, gerade als wäre es ein französisches Kind. Was aber ist französisch und was sind die Franzosen? Die Masse des französischen Volkes ist keltischer Abkunft mit charakteristischen keltischen Zügen, die keine Mischung oder Cultur hat verwischen können; und dennoch bildet das Keltische einen kaum nennenswerthen Bestandtheil der französischen Sprache; diese ist eine fast rein romanische Sprache, ein moderner Repräsentant des alten Latein. Es gibt wenig ungemischte Sprachen in der Welt, wie es wenig ungemischte Völker gibt; aber Volksmischung und Sprachmischung fallen nicht zusammen, die eine ist für die andere nicht massgebend. Das Englische gibt dafür einen schlagenden Beweis: von dem vorwiegenden französisch-lateinischen Bestandtheil des englischen Wortschatzes stammen die gebräuchlichsten und unentbehrlichsten Worte von den Normannen, einem germanischen Stamme, diese haben sie von den Franzosen, einem keltischen Volke, dieses von den Bewohnern Italiens, unter denen die lateinisch Sprechenden anfänglich einen der Zahl nach sehr unbedeutenden Theil ausmachten. Es ist überflüssig, weitere Beispiele vorzuführen; die Beweiskraft der gegebenen wird unten hinreichende Stütze finden durch unser Eindringen in den eigentlichen Vorgang bei Aneignung der Sprache.

Die andere Theorie, dass jeder Mensch für sich unabhängig von andern seine eigene Sprache bilde, wenn sie besagen soll, dass jeder eine physische Beschaffenheit von seinen Vorfahren ererbt, die ihn unbewusst dieselbe Sprache entwickeln lässt, welche diese besassen, fällt dem Wesen nach mit der ersten zusammen, und gegen sie sprechen dieselben Thatsachen ebenso unwiderleglich. Soll aber damit gesagt sein, dass unter den Gliedern derselben Gemeinschaft von Menschen eine allgemeine Gleichheit oder Aehnlichkeit der geistigen Verfassung herrsche, und diese sie dazu bringe, auch

übereinstimmende Formen des sprachlichen Ausdrucks zu bilden, so ist das gleichfalls mit Thatsachen nicht zu belegen; die bestehenden Unterschiede der menschlichen Sprachen fallen ebenso wenig mit den Ungleichheiten in den natürlichen Fähigkeiten und Anlagen zusammen wie mit denen in der körperlichen Gestalt. Jede denkbare Verschiedenheit der Begabung findet sich unter solchen, die jeder mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Befähigung dieselbe Sprache reden, während gleich angelegte Geister aus verschiedenen menschlichen Gesellschaften nicht durch die Sprache mit einander verkehren können.

Wir gehen also dazu über, den Vorgang, durch welchen ein Kind fähig wird eine bestimmte Sprache zu sprechen, unmittelbar zu betrachten — einen Vorgang, den jedermann Gelegenheit genug hat zu beobachten, sodass jeder sich über einen Versuch, denselben zu beschreiben, ein Urtheil bilden kann. Freilich vermögen wir nicht den Entwickelungsstufen der Kräfte im Kindesalter mit völligem Verständniss zu folgen; aber wir können sie soweit begreifen, als es für unsern Zweck erforderlich ist.

Das erste, was das Kind zu lernen hat, ehe das Sprechen möglich wird, ist gewahr zu werden und zu unterscheiden; Personen und Dinge der Umgebung dadurch, dass es einige ihrer charakteristischen Eigenschaften und Handlungen als ihnen angehörend bemerkt, als Individuen zu erkennen. Dies ist eine sehr kurze Beschreibung eines sehr verwickelten psychischen Vorganges, den ins einzelne hinein darzulegen jedoch nicht die Sache des Sprachforschers ist. Er enthält nichts, wie wir beiläufig anmerken können, was nicht von einigen Thieren auch geleistet würde. Zu gleicher Zeit fängt das Kind an die Organe der Lautbildung, die Sprachorgane zu üben und eine bewusste Herrschaft über dieselben zu gewinnen, theils infolge eines natürlichen Triebes zur Uebung seiner angeborenen Kräfte, theils infolge der Nachahmung der Personen,

die in seiner Umgebung Laute hervorbringen; ein in der Einsamkeit aufwachsendes Kind würde im Vergleich zu andern stumm sein. Dieser physische Vorgang ist dem beim Einüben der Hände sich abwickelnden ganz ähnlich: etwa sechs Monate bewegt das Kind dieselben hin und her ohne zu wissen wie und warum, dann fängt es an sie zu bemerken und nach bestimmter Richtung zu lenken, bis es endlich nach bewusstem Belieben alles mit ihnen thun kann, was sie überhaupt ausrichten können. Die bestimmte Leitung und Handhabung der Sprachorgane erfolgt viel langsamer; aber die Zeit kommt, wo das Kind wenigstens einige der hörbaren wie der sichtbaren Aeusserungen anderer nachahmen, einen vorgesprochenen Laut oder eine vorgemachte Bewegung wiedergeben kann. Aber schon vorher hat es gelernt mit einigen der ihm bekannten Gegenstände die Namen, mit denen sie bezeichnet werden, in Verbindung zu bringen, eine Folge der immer wiederholten Zusammenstellung von Name und Gegenstand bei den Personen, die es unterweisen. Hier tritt die wenigstens dem Grade nach höhere Begabung des Menschen deutlicher hervor. Die ebengenannte Verbindung ist ohne Zweifel im Anfang auch für das Kind keine leichte Sache; es kommt nicht rasch zu der Erkenntniss, dass eine Reihe von Lauten zu einem Dinge in Beziehung steht und es darstellt, ebenso wenig wie in etwas vorgerückterm Alter zu der, dass eine Reihe geschriebener Zeichen ein Wort darstellt. Aber jene Verbindung wird ihm so oft und deutlich vorgeführt, dass es sie zuletzt lernt, gerade wie die Verbindung zwischen Zucker und Wohlgeschmack, zwischen Ruthe und Strafe gelernt wird. Jedes Kind kennt nun Dinge bei ihren Namen, lange bevor es anfängt diese zu nennen. Der nächste Schritt besteht darin, den bekannten Namen nachzuahmen und wiederzugeben, zuerst gewöhnlich in der unvollkommensten Weise, durch einen blossen Anklang an den wirklichen Laut, der auch nur den beständigen Begleitern des Kindes

verständlich ist. Ist dieser Schritt gethan, so ist damit der erste wirkliche Anfang zur Aneignung der Sprache gemacht.

Wenn auch nicht alle Kinder sich gerade dieselben Worte zuerst aneignen, so sind doch die Grenzen darin nur enge. Wir können als passende Beispiele wenigstens der frühesten dieser Worte die kindlichen Namen für Vater und Mutter, nämlich „Papa“ und „Mama“, und die Worte „Wasser, Milch, gut“ nehmen. Hier haben wir vor allem zu bemerken, wie ganz äusserlich der Vorgang ist, durch den das Kind diese besondern Namen mit den entsprechenden Vorstellungen verbindet, und wie unvollkommen diese Vorstellungen selbst sind. Was „Papa“ und „Mama“ wirklich bedeuten, davon weiss das Kind nicht das Geringste; es braucht diese Laute nur als Zeichen für gewisse liebevolle und sorgliche Personen, die sich von einander vorzüglich durch die Kleidung unterscheiden; und es ist anzunehmen, wie es in der That nicht selten geschieht, dass das Kind andern ebenso von einander unterschiedenen Personen dieselben Namen beilegen wird. Zum Verständniss des wahren Verhältnisses zwischen Vater und Mutter kommt das Kind erst viel später — ganz abgesehen von den physiologischen Räthseln dieses Verhältnisses, die bisher niemand versteht. Ebenso wenig begreift das Kind das Wesen von Wasser und Milch; es weiss nur, dass unter den ihm beständig dargebotenen Flüssigkeiten (dieser Gattungsname wird freilich erst gelernt, nachdem die Erfahrung dem Kinde den Unterschied zwischen fest und flüssig lange klar gemacht hat) zwei sind, die sich durch Aussehen und Geschmack deutlich unterscheiden und denen andere jene Namen geben. Diesem Beispiel folgt das Kind. Die Namen bilden die ersten und bequemen Ansatzpunkte, um die sich weitere Kenntnisse ansammeln können: nach und nach wird das Kind lernen, woher jene Flüssigkeiten kommen, und vielleicht auch einmal bei passender Zeit und Gelegenheit ihre chemische Zusammensetzung. Was den Ausdruck „gut“ betrifft,

so wird er wahrscheinlich zuerst auf Dinge bezogen, die angenehm schmecken, dann was sonst irgendwie angenehm ist, damit bezeichnet, und endlich ein Benehmen, das den Aeltern angenehm ist, so genannt, wobei dem Kinde der Massstab, nach dem diese urtheilen, ganz unverständlich ist. Dieser Uebergang auf das sittliche Gebiet ist keineswegs leicht; derselbe Mensch ist vielleicht während seines ganzen Lebens damit beschäftigt zwischen „gut" und „böse" genauer unterscheiden zu lernen, und wird zuletzt an der Lösung der Aufgabe scheitern, wenn er findet, dass die besten Köpfe in der Welt über die eigentliche Bedeutung von „gut" — ob es nur soviel heisse wie „nützlich" oder ein absolutes ethisches Princip ausdrücke — in unversöhnlichem Widerstreit gewesen sind und noch sind.

Die angeführten Beispiele sollten nur dazu dienen, den Vorgang beim Aneignen der Sprache an einigen bestimmten Fällen zu erläutern. Aber wie das Kind angefangen hat, mit Erlernen der Sprache nämlich, so fährt es auch fort. Beständig werden ihm Dinge entgegengebracht, die über sein Verständniss hinausgehen. Mit Hülfe der gelernten Worte bildet es unklare Vorstellungen und macht grobe Unterschiede: spätere Erfahrung soll hier verfeinern, vertiefen, erklären und berichtigen. Dem Kinde wird keine Zeit gelassen zu ganz selbständiger Entwickelung; viel rascher als die unvollkommenen und unbestimmten Eindrücke durch seine eigene Thätigkeit eine feste Gestalt gewinnen, bekommen sie durch Beispiel und Belehrung anderer bestimmte Richtung und Form. So ist der beständige Gang: der junge Verstand lernt immerfort Worte und Dinge durch Worte; es verhält sich damit in Wirklichkeit nie anders, obwol es nicht überall so auf der Hand liegt, als wenn das Kind durch Beschreibung und Bild oder durch Karte und Plan dazu gebracht wird, eine ungenaue Vorstellung des Thieres Löwe oder der Stadt Peking zu bilden. Die formalen Unterscheidungen, die in den Sprachen durch Declination und Conjuga-

tion oder durch Beziehungsworte gemacht werden, liegen zuerst ausser dem Bereiche des kindlichen Verstandes. Das Kind vermag nur die gröbern Elemente der Sprache zu erfassen und zu handhaben; es fasst das Verhältniss zwischen Einheit und Mehrheit nicht deutlich genug, um die beiden Numeri des Substantivs anzuwenden, der Singular muss beide vertreten, und ebenso beim Verbum der Infinitiv die sämmtlichen Personen, Tempora und Modi. Es ist eine Epoche in der Entwickelung des Kindes, wenn es anfängt Präterita, Plurale u. dgl. zu gebrauchen. Ebenso bei den Pronomina: es kommt schwer hinter den verwickelten Gebrauch dieser schwankenden Bezeichnungen, die derselben Person beigelegt werden können, je nachdem sie spricht, zu ihr oder von ihr gesprochen wird; es begreift nicht, warum nicht jeder mit einer ihm eigenthümlichen Bezeichnung und in allen Verhältnissen gleich benannt wird; das Kind selbst spricht von sich und andern mit einem solchen Namen und nur so, oder wirrt die Pronomina durch einander, bis Zeit und Uebung es sicher machen. So ist in jeder Beziehung die Sprache der Ausdruck des gereiften und geübten Denkens, und das Kind, das die Sprache lernt, kommt in ihren Besitz so schnell, als natürliche Anlage und günstige Umstände es ermöglichen. Andere haben beobachtet, die Beobachtungen geordnet und Schlüsse daraus gezogen; das Kind erntet die Früchte ihrer Arbeit. Es ist gerade, als wenn dasselbe Mathematik lernt; mit Hülfe von Worten, Zeichen und Bildern liest und lernt es, was andere ausgearbeitet haben, und bewältigt so in wenig Jahren, was durch die Arbeit von Jahrhunderten allmählich gefunden und angesammelt ist, und was sein Verstand ohne Hülfe niemals gefunden hätte. Derselbe Mensch kann vielleicht nie die geringste Kleinigkeit selbständig dazu erfinden, da seine geistige Kraft nur gerade ausreicht, das Vorhandene zu verstehen und zu lernen; vielleicht hat er auch Fähigkeit genug, den Stoff zu vermehren und etwas Neues für die künftigen

Generationen Lernender hinzuzufügen, gerade wie, wer einmal sprechen gelernt hat, vielleicht in der einen oder andern Weise (wie sich später zeigen wird) der Sprache neue Mittel des Ausdrucks hinzufügen kann.

In alledem liegt nun viel mehr, als die Sprachwissenschaft zu behandeln und zu erklären berufen ist. Lasst uns z. B. das Wort „grün" betrachten. Dass es in unserm Wortschatz überhaupt vorhanden ist, setzt die physische Ursache der Farbenbildung voraus, dabei kommt die ganze Lehre vom Licht in Betracht, und diese ist Sache des Physikers; er hat vom Aether und seinen Schwingungen, von der Geschwindigkeit und Länge der Lichtwellen zu handeln, welche die Empfindung der grünen Farbe hervorrufen. Ferner ist der Bau des Auges in Betracht zu ziehen: seine wunderbare Empfindlichkeit für gerade diese Art von Schwingungen, der Nervenapparat, der den Eindruck dem Gehirn zuführt, die Gehirnorgane, die den Eindruck empfangen; alles dies zu behandeln ist die Aufgabe des Physiologen. Die Grenzen seines Gebietes berühren und überschreiten das des Psychologen, der uns von dem Wesen der Anschauung und der darauf beruhenden Begriffsbildung, insofern diese Aeusserungen und Wirkungen geistiger Thätigkeit sind, von den Fähigkeiten der Wahrnehmung, Unterscheidung, Abstraction und von der Herrschaft des Bewusstseins über dies alles zu berichten hat. Ferner: die Thatsache, dass wir das Wort „grün" hören können, setzt die wunderbare Gabe des Gehörs voraus, einen zweiten empfindlichen Apparat, der den Eindruck von Schwingungswellen eines andern schwingenden Mediums empfängt und ihn fortpflanzt; er gehört wie das Auge in die Hand des Physikers und Physiologen. Diese haben auch mit den Organen der Lautbildung, den Sprachorganen, durch welche jene auf den Gehörapparat wirkenden Schwingungen hervorgebracht werden, mit der Abhängigkeit derselben von den Befehlen des Willens zu thun, Befehlen, die wol mit Bewusstsein gegeben, im einzelnen aber ohne Controle

des Bewusstseins ausgeführt werden; — und das berührt wieder die allgemeine Frage nach der Herrschaft des Geistes über den Muskelapparat des Körpers, einer der allerräthselhaftesten Erscheinungen. Mit der Aufzählung dessen, was die einfachste sprachliche Verrichtung in sich schliesst, könnte man so noch viel weiter gehen, und hinter dem allen würde das grosse Geheimniss des Lebens und seiner Ursache liegen, über dessen thatsächliche Anerkennung noch keine Philosophie hinausgekommen ist. Was hier auch genannt werden mag, alles kann in verschiedener Art und verschiedenem Grade für den Sprachforscher von Interesse und Wichtigkeit sein, aber der Mittelpunkt seiner besondern Thätigkeit liegt nicht in diesen Gebieten, sondern anderswo, und zwar darin: es gibt ein ausgesprochenes und hörbares Zeichen, „grün", mit dem in einer gewissen Gemeinschaft von Menschen eine gewisse Gattung einander nahe liegender Nuancen der unendlich verschiedenen natürlichen und künstlichen Farben bezeichnet wird; und jeder, der durch Geburt oder Einwanderung oder als Besucher, sei es körperlich oder nur geistig als Leser der Literatur, in die fragliche Gemeinschaft kommt, lernt jenes Zeichen mit der gegebenen Gruppe von Nuancen zu verbinden, als solches zu verstehen und zu brauchen, wie er auch die ganze unendliche Menge der Farben unter diese und andere Bezeichnungen gleicher Art und Anwendung klassificiren lernt. Diese Thatsache ist der Angelpunkt unserer Betrachtung; alle andern möglichen Beziehungen unsers Gegenstandes treten ihr gegenüber mehr oder weniger zurück, dürfen nur von ihr aus betrachtet und in ihrem Werthe bestimmt werden. Sprache im einzelnen wie im ganzen ist zunächst und vor allem andern das Zeichen der Vorstellung, das Zeichen mit der dazu gehörenden Vorstellung. Von irgendeinem andern mit der Existenz der Sprache in Beziehung stehenden Wissensgebiete auszugehen, heisst die ganze Betrachtung in eine falsche Lage bringen und das Verhältniss ihrer einzelnen Theile

verdrehen. Da nun die Sprachwissenschaft nach den Ursachen, nach der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen sucht, so ist der erste und hauptsächlichste Gegenstand der Forschung: wie kommt dies bestimmte Zeichen zu diesem Gebrauch, welches ist die Geschichte seiner Entstehung und Anwendung, und, falls wir so weit vordringen können, was ist sein letzter Ursprung und innerer Grund?

Wir können nämlich bei vielen unserer Worte einen Zeitpunkt auffinden, wo sie als Zeichen der mit ihnen verbundenen Vorstellungen in Gebrauch kamen, und einen Grund erkennen, warum das geschah. Eine andere Farbennuance z. B., eine besondere Art roth, wurde vor wenigen Jahren infolge gewisser chemischer Behandlung des Kohlentheers entdeckt und von ihrem Erfinder in ganz künstlicher und gesuchter Weise *Magenta* benannt, nach dem Namen eines Ortes, der kurz vorher durch eine grosse Schlacht berühmt geworden war. Das Wort *Magenta* ist nun ein ebenso wirklicher und berechtigter Theil der Sprachen, die es aufgenommen haben, wie „grün", wenn es auch so sehr viel jünger und unwichtiger ist; die, welche es sich aneignen und brauchen, thun das genau in derselben Weise, wie sie das Wort „grün" gelernt haben und anwenden, und wissen in der Regel von dem Ursprung beider nichts, kümmern sich auch nicht darum. Das Wort „Gas" hat viel längere Dauer und ausgedehntern Gebrauch, auch bereits Ableitungen und Zusammensetzungen, wie „gasig, Gasröhre"; es ist aber nur die ganz willkürliche Bildung eines holländischen Chemikers (Van Helmont, um 1600). Die Wissenschaft gelangte gerade um jene Zeit zu dem bestimmten Begriffe eines luftförmigen oder gasigen Aggregatszustandes der Materie; und zufällig wurde die gewählte Benennung in einer Weise eingeführt und unterstützt, dass sie allgemeinen Eingang fand; so wurde sie zum Namen für das Ding und zwar in ganz Europa. Kinder kennen ihn jetzt zumeist anfänglich nur als Bezeichnung einer bestimmten

Art von Gas, die zur Erleuchtung gebraucht wird; nach und nach bei richtiger Belehrung gelangen sie dann auch dazu mit dem Worte den wissenschaftlichen Begriff zu verbinden, dessen Zeichen er ist. Wenn wir so die Geschichte jener beiden Worte zurückverfolgen, unterrichten wir uns einerseits über Zeit und Umstände der Erzeugung von Anilinfarben, und zugleich über einen nicht unwichtigen Fortschritt in wissenschaftlicher Erkenntniss. Dem Ursprung des Wortes „grün" können wir nicht so leicht nachkommen, weil es sehr viel älter ist, ja weiter hinter die Periode schriftlicher Aufzeichnungen zurückreicht; aber wir glauben durch eine Reihe von Schlüssen auf eine Verbindung desselben mit dem englischen Worte *grow* (wachsen) zu kommen und zu erkennen, dass ein grünes Ding so benannt wurde, weil es ein wachsendes war, was in der That von keiner geringen Bedeutung für die Geschichte dieses Wortes ist.

Hier ist nicht der Ort, die Untersuchung in dieser Richtung weiter fortzusetzen und zu sehen, was etymologisiren oder die Geschichte eines Wortes bis zu seinem Ursprung verfolgen heisst; der Gegenstand wird uns später passender beschäftigen. Hier wurde er nur berührt, um anzumerken, dass der Grund der ersten Anwendung eines Zeichens in einem besondern Sinne, und der Grund seiner spätern Anwendung in demselben Sinne zwei sehr verschiedene Dinge sind. Für ein Kind, das sprechen lernt, sind alle Bezeichnungen an sich gleich gut für alle Dinge; es könnte sich ebenso wol das eine wie das andere zu einem gegebenen Zwecke aneignen und wiedergeben. In Wirklichkeit lernen auch Kinder aus verschiedenen menschlichen Gesellschaften für ein und dasselbe Ding alle möglichen verschiedenen Namen: anstatt „grün" lernt das englische Kind *green*, das holländische *groen*, das schwedische *grön* — Worte, die unserm „grün" verwandt, aber nicht ganz gleich sind; das französische *vert*, das spanische *verde*, das italienische *viride* — wieder eine

Gruppe verwandter, doch unterschiedener Namen; während das russische *zelenyj*, das ungarische *zöld*, das türkische *ishil*, das arabische *akhsar* sagt, und so fort. Jedes dieser Worte und unzählige andere werden in gleicher Weise angeeignet: das Kind hört sie von seiner Umgebung unter Umständen, die ihm die Bedeutung klar machen; mit Hülfe des Wortes lernt es in gewissem Grade die Eigenschaft der Farbe von dem farbigen Gegenstande abtrennen und für sich begreifen, lernt die verschiedenen Nuancen des Grün in einen Gesammtbegriff zusammenfassen und so von den andern Farben, wie blau und gelb, in die jenes in unmerklichen Abstufungen übergeht, unterscheiden Der Lernende fasst den Begriff, wenigstens in einem gewissen Grade, und verbindet dann damit das Wort, in dessen Besitz er ist, durch ein rein äusserliches Band; bei irgendeiner andern Anweisung wäre er ebenso leicht und sicher im Stande gewesen, ein beliebiges anderes vorhandenes oder mögliches Wort damit zu verbinden. Ein inneres und nothwendiges Band zwischen Wort und Vorstellung existirt für ihn durchaus nicht; und was für ein historischer Grund dieser Verbindung auch vorhanden sein mag, für seine Empfindung existirt dieser ebenso wenig. Das Kind mag zuweilen, wie es das in kindlicher Neugier bei beliebigen andern Dingen thut, auch bei einem Worte nach dem Woher und Warum fragen; aber ob er eine Antwort darauf bekommt oder welche, macht dem jungen Etymologen nichts aus (ebenso wenig wie dem ältern auch): für ihn ist der einzige und zureichende Grund, irgendeine bestimmte Bezeichnung zu brauchen, der, dass sie von seiner Umgebung gebraucht wird. Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und conventionelles Zeichen: willkürlich, weil von den Tausenden gangbarer Worte und den Zehntausenden, die erfunden werden könnten, jedes beliebige ebenso gut gelernt und für diesen bestimmten Zweck verwendet werden könnte; conventionell, weil der Grund

der Bevorzugung des einen vor dem andern für diesen Zweck nur in der Thatsache liegt, dass es in der Gemeinschaft von Menschen, zu welcher der Sprechende gehört, schon so gebraucht wird. Das Wort existirt θέσει, d. i. durch willkürliche Setzung, nicht φύσει, d. i. von Natur, sofern damit gesagt werden soll, dass entweder in der Natur der Dinge überhaupt oder in der des einzelnen Sprechenden irgendein zwingender Grund für den Gebrauch gerade dieses Wortes vorhanden sei.

Es ist augenscheinlich, dass beim Sprechenlernen eine Schulung und Formung wie auch eine Ausrüstung des Geistes mit schon vorhandenem Wissensmaterial stattfindet. Die geistige Thätigkeit des Einzelnen wird in gewisse Gewohnheiten hineingelenkt, wie sie in der betreffenden Gesellschaft herrschen; er nimmt die in diesen gangbaren Unterscheidungen, Begriffe und Anschauungsweisen an. Um ein Beispiel zu geben: die Erscheinung der Farbe ist so hervorstechend, und die unendliche Mannichfaltigkeit derselben, die sich immerfort vor unsern Augen offenbart, nöthigt uns so sehr, sie wahrzunehmen, dass die Erwerbung des Begriffes Farbe nur erleichtert und der Begriff klarer wird durch die Aneignung von Worten, mit denen sie bezeichnet wird. Aber bei der Eintheilung der Farbennuancen spielt die besondere Ausdrucksweise der gelernten Sprache eine Hauptrolle; sie sind um gewisse Hauptnamen gruppirt und unter diese eingeordnet, wie weiss, schwarz, roth, blau, grün; und jede Nuance wird mit Hülfe dieser geprüft und der einen oder andern Klasse einverleibt. Verschiedene Sprachen machen nun verschiedene Eintheilungen, zuweilen von unsern ganz abweichende, viel ungenauere und unvollständigere, sodass durch ihre Aneignung Auge und Geist eine bedeutend geringere Ausbildung in der Unterscheidung der Farben erlangen. Noch schlagender ist das in Bezug auf die Zahlen: es gibt Sprachen, die der Aufgabe des Zählens gegenüber in einem Zustande kindlicher Rathlosigkeit sind; sie haben Worte für eins,

zwei, drei; alles darüber Hinausgehende ist das ungetheilte Viele. Man kann ziemlich sicher behaupten, dass keiner von uns, nur auf sich selbst gestellt, aus eigener Kraft weiter gekommen wäre; durch Worte aber und zwar nur dadurch — denn die Zahlenverhältnisse sind so abstracter Natur, dass ihre Auffassung und Handhabung mehr als die irgendwelcher anderer an den sprachlichen Ausdruck gebunden sind — haben wir mit immer schwierigern Zahlenverhältnissen umzugehen gelernt, bis wir zuletzt eine ins unendliche ausdehnbare Zahlenreihe erhalten haben, das Decimalsystem nämlich, das durch die fortgesetzte Addition von zehn Einheiten zur nächst höhern Einheit fortschreitet. Und was ist die Grundlage dieses Systems? Nun, wie jeder weiss, die einfache Thatsache, dass wir zehn Finger an beiden Händen haben, dass die Finger sehr bequem Ziffern vertreten können und für den ungeübten Rechner das nächstliegendste, natürlichste Hülfsmittel des Zählens sind. Eine körperliche Eigenschaft also, eine rein äusserliche und scheinbar gleichgültige Thatsache hat der ganzen Wissenschaft der Mathematik ihre Form gegeben und formt noch immer die Zahlbegriffe jedes neuen Lernenden, ihm freilich ganz unbewusst. So ist, was vor Zeiten eine allgemeine Erfahrung eingegeben hat, für die Zukunft vermittels der Sprache zu einem Gesetz im Reiche des Gedankens geworden.

Dasselbe gilt, wenn auch in anderer Art und verschiedenem Grade, von jedem Bestandtheil der Sprache. Ueberall in der Welt der Materie und des Geistes haben unsere Vorgänger mit der Einsicht, wie sie ihnen zu Gebote stand, Beobachtungen, Unterschiede und Folgerungen gemacht, und wir erben in und mittels der Sprache die Resultate ihrer Erkenntniss. So verhält es sich mit den Scheidungen von Lebendig und Leblos, von Thier, Pflanze und Mineral, von Säugethier, Vogel und andern Klassen des Thierreichs, von Baum, Busch und Kraut u. s. w., so auch mit der

zwischen Körper, Geist, Seele, Gemüth und was sonst in diese Reihe gehört. Mit den Eigenschaften und gegenseitigen Verhältnissen der Dinge, z. B. Lage und zeitlicher Aufeinanderfolge, Grösse und Gestalt, Art und Grad, oder welche Beziehungen man sonst anführen mag, steht es nicht anders; die unendliche Mannichfaltigkeit derselben wird eingetheilt und gruppirt ähnlich wie die Farbennuancen, und jede Gruppe hat ihre besondere Bezeichnung, die dem Auffassungs- und Unterscheidungsvermögen dessen, der sie anwendet, nachhilft. Wieder verhält es sich so mit den Voraussetzungen des logischen Urtheils: die Fähigkeit, Subject und Prädicat zu verbinden und die Richtigkeit der Verbindung durch fortgesetzte Vergleichung zu prüfen, wird nur durch die Sprache erworben; sie ist das fruchtbare Mittel, früher Erkanntes zu berichtigen und neue Erkenntniss zu erlangen; endlich auch mit dem Hülfsmittel der Flexionsformen und Formwörter, in deren Gebrauch verschiedene Sprachen weit auseinander gehen, da jede ihre eigene Auswahl trifft, welche Beziehungen sie dadurch ausdrücken, welche dem Hörer zu ergänzen überlassen will.

Jede einzelne Sprache hat so ein ihr eigenthümliches Fachwerk hergebrachter Unterscheidungen, gewissermassen ihre besondern Modelle und Muster für den Gedanken, und jeder, der diese Sprache als seine Muttersprache lernt, muss den Inhalt und die Resultate seiner Denkthätigkeit, die wie auch immer von ihm erworbene Summe von Eindrücken, seine Erfahrung und Kenntniss der Dinge darin einfügen und danach formen. Darin, in der Anpassung des Gedankens an ein vorhandenes Sprachmaterial, besteht, was man bisweilen „innere Sprachform" genannt hat. Diese ist aber das Werk äusserer Verhältnisse, eine Folge des Vorganges, durch welchen der Einzelne sich jenes Material aneignet, kein Erzeugniss seiner innern, frei und unbeeinflusst arbeitenden Kräfte, sondern etwas von aussen aufgenöthigtes. Es kommt einfach darauf hinaus, dass

der Geist, der an sich auch anders verfahren konnte, angeleitet wurde, die Dinge in dieser besondern Richtung anzuschauen, in einer bestimmten Weise zu klassificiren und bewusstermassen in den und den Beziehungen zu sehen.

Daraus geht hervor, dass mit dem Lernen der Sprache zugleich ein Zwang und eine Beschränkung verbunden ist, die dem Lernenden aber gar nicht zum Bewusstsein kommen. Welche Sprache er sich auch zuerst aneigne, sie ist für ihn das natürliche und nothwendige Mittel alles Denkens und Sprechens; er kommt nicht einmal auf die Möglichkeit einer andern. Und das kann nicht anders sein, denn auch die ärmste vorhandene Sprache ist immer noch so viel vollkommener als sie durch die Erfindungsgabe eines Einzelnen hätte werden können, dass ihre Aneignung auch bei einem noch so begabten Wesen eine beschleunigte Entwickelung und Ausbildung seiner geistigen Kräfte zur Folge hat. Der Vortheil ist so gross, dass der Nachtheil dagegen verschwindet. Wir freilich, die wir aussen stehen, können zuweilen einen Grund haben mit Bedauern zu sagen: hier ist ein Mensch, der durch seine Fähigkeiten den Durchschnitt des entarteten oder unentwickelten Volks, dem er angehört, weit überragt; und um diesen Anlagen gerecht zu werden, sollte er geboren sein, wo eine vollkommnere Sprache sie gebührend entwickelt haben könnte; doch auch so, würden wir hinzufügen müssen, hat seine unvollkommene Sprache ihn weit über den Zustand erhoben, den er, ohne überhaupt sprechen zu lernen, erreicht haben würde. Ueberdies kommt es viel öfter vor, dass das sprachliche Schicksal, sozusagen, des Einzelnen weit besser ist, als er verdient; dass er eine Sprache bekommt, die über seinen geistigen Horizont hinausgeht, und mit einer niedriger stehenden passender ausgerüstet wäre.

Man kann den Vortheil, den der Geist durch die Erwerbung einer Sprache gewinnt, nicht leicht überschätzen: seine wirren und unbestimmten Eindrücke

werden geordnet, unter die Controle des Bewusstseins gebracht und zum Gegenstand des Nachdenkens erhoben, ihm wird ein Instrument geliefert, mit dem er arbeiten kann, wie ein Handwerker mit seinem Werkzeug. Es gibt auch, mag man Art oder Grad des geleisteten Beistandes in Betracht ziehen, keinen so nahe liegenden Vergleich wie den zwischen Worten als Werkzeugen des Denkens und jenen andern Instrumenten, welche die Geschicklichkeit der menschlichen Hand zugleich geschaffen hat und zur eigenen Unterstützung benutzt. Wie mit den letztern versehen der Mensch im Stande ist, Massen zu bewegen und zu formen, den Raum zu durcheilen, mit dem Auge in weite Entfernungen zu dringen und die kleinsten Körper zu sehen, in einem Masse, das seinen körperlichen Kräften ohne Hülfe unerreichbar wäre, ebenso sehr wird der Bereich, die Schärfe und Genauigkeit des Denkens durch die Sprache vermehrt. Es ist schwer, den Werth der Sprache nach dieser Richtung zur vollen Anschauung zu bringen, da wir so gewohnt sind in und mit Worten zu arbeiten, dass wir uns einen Zustand, in dem uns deren Hülfe fehlte, gar nicht vorstellen können. Man denke aber z. B. daran, was ein Mathematiker ohne Ziffern und Zeichen anfangen würde.

Was diese überall stattfindende Heranbildung und Ausrüstung zur geistigen Arbeit betrifft, so ist für die besondere Art und Richtung derselben im einzelnen Menschen die zuerst erworbene Sprache massgebend und ihre Wirkung stehend. Wenn wir eine andere Sprache dazu lernen, sind wir gezwungen, deren Bezeichnungen in die uns bekannten zu übersetzen; dass jene eine besondere „innere Sprachform" hat, dass Form und Gruppirung der in ihr ausgedrückten Vorstellungen nicht mit denen unserer Muttersprache zusammenfallen, entgeht zunächst unserer Aufmerksamkeit. Erst wenn wir mit ihr vertrauter werden, und unsere Anschauungen sich ihrem Fachwerk anpassen, merken wir, dass unsere Gedanken in andere Formen gegossen werden, dass sie

ihre eigenthümliche und unübersetzbare Ausdrucksweise hat. Durch diese Erfahrung werden wir vielleicht am deutlichsten auf das im Sprechenlernen liegende beschränkende Moment hingewiesen. Ein hervorragend begabter Australier oder Neger, wenn er eine europäische Sprache, etwa Deutsch, Englisch, Französisch lernte, würde dadurch sicher in Stand gesetzt, seine geistige Thätigkeit auf Gebiete auszudehnen, die ihm bisher unzugänglich waren, und könnte feststellen, wie die beste Entwickelung seiner Kräfte durch den Besitz eines zu unvollkommenen Werkzeuges aufgehalten wurde. Die mittelalterlichen Gelehrten, welche zum Ausdruck ihrer tiefern Gedanken das Latein gebrauchten, thaten das zum Theil deshalb, weil die Volkssprachen noch zu arm und unentwickelt waren, um sich zur Hervorrufung und zum Ausdruck solcher Gedanken zu eignen.

In jeder andern Hinsicht ist aber das Lernen einer zweiten Sprache genau derselbe Vorgang wie das der ersten, der eigenen Muttersprache. Es besteht im gedächtnissmässigen Einprägen einer bestimmten Summe von Bezeichnungen für Begriffe und deren Beziehungen, Bezeichnungen, die bei irgendeinem lebenden oder ausgestorbenen Volke gebräuchlich waren und mit den Begriffen, die sie ausdrücken, ebenso wenig in einer natürlichen und nothwendigen Verbindung stehen, ebenso willkürlich und conventionell sind wie unsere eigenen. Der Grad, in dem wir uns die fremden aneignen, hängt nur ab von Gelegenheit, Fähigkeit, Fleiss und der Länge der auf diese Arbeit verwendeten Zeit; es kann bei günstigen Umständen sogar dahin kommen, dass wir die neue Sprache geläufig und beständig brauchen und die unbequem gewordene und in Vergessenheit gerathende Muttersprache dadurch ersetzen.

Beim Erlernen einer zweiten oder fremden Sprache wird es uns deutlicher als beim Aneignen der ersten oder Muttersprache, dass das Lernen hier ein nie endender Process ist, aber das gilt in einem Falle so gut wie im andern. Wir sagen freilich, wenn das Kind

einen gewissen Fortschritt im Sprechen gemacht hat, es habe „sprechen gelernt", meinen aber damit nur, dass es eine beschränkte Anzahl von Bezeichnungen, wie sie für die Zwecke des kindlichen Lebens ausreichen, und die Fähigkeit erworben hat, dieselben mit einiger Gewandtheit und Richtigkeit zu handhaben. Das sind alles in allem wahrscheinlich nur einige hundert Worte, und ausser diesem Bereiche ist das Deutsche dem Kinde eine ebenso unbekannte Sprache wie Englisch oder Chinesisch oder Irokesisch. Sogar Gedanken, die es wol fassen kann, wenn sie mit dem ihm bekannten Wortschatz ausgedrückt werden, bleiben ihm unverständlich, sobald sie in der den Erwachsenen natürlichen Ausdrucksweise gegeben werden, man muss sie erst in die des Kindes übersetzen. Was es besitzt, ist wesentlich nur der eigentliche Kern der Sprache, wie man es nennen kann: Bezeichnungen für die gangbarsten Begriffe, Worte, die jeder Sprechende täglich braucht; wenn es heranwächst, seine Kräfte und Kenntnisse zunehmen, erwirbt es mehr und mehr, und je nach den Umständen, bald aus dem einen, bald aus dem andern Theile des vorhandenen Wortschatzes. Wer früh zu harter körperlicher Arbeit angehalten wird, erwirbt in der Regel zu dem Wortvorrath des Kindesalters wenig mehr hinzu als die seinem engern Berufe eigenen technischen Ausdrücke; wer dagegen Jahre nur auf seine geistige Ausbildung verwendet und sein Leben lang fortfährt Kenntnisse zu sammeln, vermehrt seinen Vorrath beständig und hebt seine Ausdruckweise immer höher. Den gewöhnlichen Wortschatz der gebildeten Gesellschaft, der immer schon eine bedeutende Anzahl technischer Ausdrücke aus speciellen Wissenschaften, die jedem Gebildeten wenigstens einigermassen bekannt sein müssen, in sich schliesst, wird er so verstehen und einsichtig brauchen lernen; trotzdem aber wird es ganze Klassen von deutschen Worten geben, die ihm ungeläufig und unklar sind, und Ausdrucksweisen, die über sein Verständniss hinaus-

gehen. Der Wortschatz einer so reich entwickelten und lange gepflegten Sprache, wie das Deutsche ist, kann auf über 100,000 Worte veranschlagt werden, aber 30,000 davon würden schon bedeutend die Zahl überschreiten, die ein Gebildeter im Schreiben und Sprechen je gebraucht; mit drei bis fünftausend sind nach annähernder Schätzung die Bedürfnisse der gebildeten Unterhaltung gedeckt; und Menschen von niedrigem Bildungsstande besitzen noch weit weniger. Nirgends tritt es deutlicher als hier hervor, dass der Einzelne seine Sprache durch Lernen erwirbt und nur dadurch; denn jene allmähliche Vermehrung seines Sprachschatzes um den vorhandenen Kern herum vollzieht sich in ganz einfacher und äusserlicher Weise durch Hören und Lesen; und es ist augenscheinlich, dass dieser Vorgang, nur unter etwas veränderten Umständen, nichts weiter ist als eine Fortsetzung dessen, was beim Aneignen jenes ersten Kernes vorgeht. Anfang und Fortsetzung aber laufen hier dem Beginn und der Erweiterung der Herrschaft über eine fremde Sprache parallel.

Dass es sich so verhält, können wir ferner deutlich wahrnehmen, wenn wir die einigermassen schwankenden Beziehungen zwischen unsern sprachlichen Bezeichnungen und den durch sie ausgedrückten Begriffen näher betrachten. Die Beziehung wird anfänglich hergestellt durch Versuchen und Umhertasten, das sich leicht vergreift und richtig geleitet werden muss. Das Kind findet bald heraus, dass die Namen in der Regel nicht einzelnen Dingen, sondern ganzen Klassen von verwandten Gegenständen zukommen, und seine Fähigkeit Aehnlichkeiten und Unterschiede wahrzunehmen, die elementarste geistige Thätigkeit, wird von früh auf angeregt und entwickelt durch die fortwährende Nöthigung die Namen richtig anzuwenden. Jene Klassen aber sind vom allerverschiedensten Umfange und zum Theil bedingt durch schwer erkennbare und zusammengesetzte Merkmale. Von dem sehr natürlichen und häufigen

Irrthum der Kinder, die Worte Papa und Mama für Mann und Frau überhaupt zu gebrauchen, war schon die Rede; das Kind wird stutzig, wenn es nach und nach herausfindet, dass es noch mehr „Papas“ und „Mamas“ gibt, die es doch nicht so nennen soll. Für ein anderes älteres Kind lernt es z. B. den Namen „Fritz“, findet aber, dass es ähnliche andere Wesen nicht „Fritz“ nennen darf, sondern dass für diese alle ein anderes Wort, „Knabe“, in Gebrauch ist; dann macht es aber wieder Bekanntschaft mit andern, die ebenfalls „Fritz“ heissen; und das Band zu entdecken, das sie zu einer Klasse vereinigt, geht gänzlich über seine Kräfte. Eine Menge von Geschöpfen sehr verschiedenen Aussehens lernt das Kind „Hund“ nennen, darf aber das Wort „Pferd“ nicht in gleicher Ausdehnung brauchen, denn obwol Maulthiere und Esel Pferden viel ähnlicher sind als Windspiele oder Möpse den Dachshunden, sollen jene doch in der Benennung sorgfältig auseinandergehalten werden. Ein Bild der Sonne wird ebenfalls „Sonne“ genannt; und unter civilisirten Menschen wird die Einbildungskraft des Kindes bald dazu erzogen, die bildlichen Darstellungen der Gegenstände in ihrer Bedeutung zu erkennen und sie mit den gleichen Namen zu bezeichnen, während es doch ganz gut weiss, dass Bild und Gegenstand nicht dasselbe sind; ein erwachsener nicht unterrichteter Wilder ist dagegen vor einem solchen Bilde völlig rathlos und sieht darin nur eine wirre Menge von Strichen. Winzige Häuser und Bäume, die als Spielzeug dienen, behalten die Namen „Haus“ und „Baum“, ein anderes Spielzeug aber von menschlicher Gestalt hat den besondern „Puppe“. Auch die Worte für relative Begriffe haben ihre Sonderbarkeiten: „nahe“ ist zuweilen, was nur einen Zoll, zuweilen, was eine Elle entfernt ist; ein „grosser“ Apfel ist doch lange nicht so gross, wie ein „kleines“ Haus; eine „lange“ Zeit kann wenig Minuten oder einige Jahre bedeuten. Dergleichen unbestimmte, schwankende Ausdrücke sind

zahllos, und geben, bis gereiftere Erfahrung sie deutlich macht, Veranlassung zu Misverständnissen und Versehen. Es gibt aber auch Fälle, wo die Schwierigkeit weniger leicht zu überwinden oder niemals ganz zu beseitigen ist. Auch Erwachsene pflegen z. B. unter dem Worte „Fisch“ Wale und Delphine mitzuverstehen, bis sie die wissenschaftliche Erkenntniss erlangen, dass durch die äusserliche Aehnlichkeit eine wesentliche Verschiedenheit verdeckt wird.

Vor allem aber sind die Vorstellungen der Anfänger unbestimmt und unvollständig bei Gegenständen, deren Kenntniss in künstlicherer Weise erworben wird. Kindern werden z. B. gewöhnlich die Namen und Beschreibungen geographischer Gegenstände und Verhältnisse beigebracht, ohne dass sie eine wirkliche Anschauung davon bekommen, was alles das bedeutet; mit Karten, einer recht undeutlichen Art von Bildern, wissen sie wenig anzufangen; und sogar ältere Kinder und Erwachsene haben in dieser Beziehung mangelhafte Vorstellungen, die nur bei einzelnen durch spätere Erfahrung verbessert werden. Vorstellungen von Oertlichkeiten sind natürlich bei denen am ungenügendsten, die sie nicht gesehen haben: von Sodom, Peking, Hawaï, dem Chimborasso weiss jeder Gutunterrichtete genug, um darüber reden zu können, aber wie unvollkommen können wir sie uns vorstellen im Vergleich mit denen, die darin oder daran gelebt haben. Beim Unterricht der Kinder muss man äusserst vorsichtig sein, sie nicht zu rasch vorwärts zu treiben, sonst zeigt es sich, dass man nur ein künstliches und leeres Wortgebäude errichtet hat, ohne wirkliche Aufklärung zu geben. Und doch ist etwas der Art unvermeidlich, mit jedem Unterricht nothwendig verbunden. Eine Menge schwieriger Begriffe wird dem jugendlichen Geiste vorgelegt und von ihm mit Hülfe dieser oder jener Gedankenverbindung nothdürftig festgehalten; ihren wahren Werth und Inhalt zu fassen dagegen der spätern Entwickelung überlassen. Das Kind ist anfangs in fast komischer

Weise unfähig zu erkennen, was mit „Gott, gut, Pfli
Gewissen, Welt“ u. s. w. gemeint ist, sogar in A
drücken wie „Sonne, Mond, Gewicht, Farbe“ liegt
endlich viel mehr, als es nur ahnen kann; das W
gibt ihm indess in jedem Falle einen festen Kern,
den es mehr und mehr Kenntniss gruppiren kann;
nähert sich beständig dem richtigen Begriff, sei d
auch ein solcher, den menschliche Weisheit überha
noch nicht vollständig erschöpft hat. Die Lage
Kindes nämlich ist, genau betrachtet, nur im Grade u
zwar in nicht sehr hohem Grade von der des Man
verschieden. Unsere Worte sind nur oft Zeichen grol
und schneller, unrichtiger und nicht scharf begrenz
Verallgemeinerungen. Für die gewöhnlichen Zwec
des praktischen Lebens sind sie uns genau genug,
meisten Menschen gehen damit zufrieden durchs Leb
und nehmen nur die Verbesserungen mit, die Unt
richt und Erfahrung gelegentlich geben; wenige hab
die Selbständigkeit des Denkens, selbst wenn sie
und Fähigkeit dazu hätten, jedes Wort bis auf d
Grund zu prüfen und jedem feste Grenzen zu zieh
Zum grössten Theil sind wir nachlässige Denker u
Sprecher und lassen uns durch unsere Unwissenheit
Betreff der Ausdrücke, die wir leichthin gebrauch
zu Irrthümern verleiten. Aber auch der Weiseste
Gründlichste von uns sieht sich der Unmöglichk
gegenüber, den Worten eine so scharfe Definition zu gebe
dass Misverständnisse und Unklarheiten ausgeschloss
würden, namentlich bei Gegenständen subjectiver Fä
bung, wo scharfe Begriffsbestimmung schwierig i
Auf diese Weise arten Meinungsverschiedenheiten, s
gar bei Philosophen, in Wortstreit aus, der Angelpun
von Streitfragen ist oft die Erklärung eines Au
drucks, und jeder Schriftsteller, der nach Genauigke
strebt, muss mit Definitionen anfangen, denen er i
Verlaufe dann doch nicht treubleiben kann; irgende
Gegner oder Nachfolger weist vielleicht nach, wie
in einem Hauptpunkte nicht die nöthige Genauigke

bewahrt hat, und stürzt so das ganze von jenem errichtete herrliche Gebäude eingebildeter Wahrheiten um.

Aus alledem sieht man, und das soll hier hervorgehoben werden, dass Sprechen und Denken durchaus nicht identisch sind; sie sind es gerade soweit, wie die Ziffern und Zeichen des Mathematikers mit seinen Begriffen von mathematischen Grössen und Verhältnissen identisch sind, und nicht um ein Haar mehr. Sprache ist, wie wir schon am Anfang angedeutet haben, ein Mittel des Gedankenausdrucks, ein Werkzeug der Denkthätigkeit. Die gelernte Sprache ist etwas dieser von aussen umgelegtes, und gibt ihr, wie ein Rahmen oder eine Einfassung einem wachsenden Körper, Richtung und Gestalt, bestimmt die „innere Form", sitzt aber überall lose und verschiebbar, denn während der Geist mit ihrer Hülfe arbeitet, arbeitet er zugleich auch an ihr, verrückt, verändert und verbessert das Fachwerk ihrer Unterscheidungen, arbeitet neue Kenntniss und bessere Einsicht hinein. Bisher haben wir die receptive Thätigkeit des Geistes in Betreff der Sprache betont, weil diese ihn, zumal im Anfang, fast ganz ausfüllt; in den folgenden Kapiteln haben wir seine selbstständigere und schöpferische Thätigkeit in Betracht zu ziehen.

Von allem bisher Vorgetragenen darf jedoch nichts dahin misdeutet werden, als sei der Geist nicht in seiner gesammten Arbeit eine wesentlich thätige und schöpferische Kraft, oder als könnte er durch Erziehung eine Fähigkeit bekommen, die er nicht schon besass. Was auch mit der Fähigkeit zu sprechen zusammenhängt, gehört alles unverbrüchlich zum Menschen als ein Theil seiner natürlichen Anlage, aber diese Fähigkeit wird in ihrer Entwickelung geleitet und ihre Ergebnisse bestimmt durch Beispiel und Belehrung anderer, schon entwickelter Geister. Der Geist erreicht darin nichts, was er unter günstigen Umständen und bei genügender Zeit, bei einer Lebensdauer nämlich von funfzig oder hundert Generationen, nicht auch

allein erreicht haben würde; aber was er unter den gegebenen Verhältnissen thatsächlich erreicht, in Quantität und Qualität, verdankt er seiner Umgebung. Die Aneignung der Sprache ist ein Theil seiner Ausbildung, in derselben Weise und dem gleichen Grade, wie die übrigen Zweige der Erziehung.

DRITTES KAPITEL.

Die erhaltenden und umbildenden Kräfte in der Sprache.

Die andere Seite des Sprachlebens; Wachsthum und Veränderung; deren Art und Ursache. — Erläuterungen aus dem ältern Deutsch; Veränderungen der Aussprache; Verkürzungen und Erweiterungen; Bedeutungsveränderungen; Umbildung der Ausdrucksweise und Construction. — Eintheilung der sprachlichen Veränderungen.

Im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, wie der Einzelne seine Sprache dadurch lernt, dass er die gesprochenen Zeichen, aus denen sie besteht, aus dem Munde Anderer empfängt und nachahmt und seine Begriffe demgemäss gestaltet. In dieser Weise fristet jede vorhandene Sprache ihr Leben; hörte diese Ueberlieferung durch Lehren und Lernen bei irgendeiner Sprache der Erde auf, so wäre sie auf einmal dahin.

Aber dies ist nur die eine Seite des Lebens der Sprache. Wäre jener Vorgang des Lehrens und Lernens alles, so würde jede gesprochene Sprache für alle Zeit dieselbe bleiben. In der That bleibt auch dadurch jede wesentlich dieselbe und besteht in ihren wesentlichen Zügen fort, solange das sie sprechende Volk besteht — abgesehen von jenen grossen Umwälzungen in äussern historischen Verhältnissen, durch die zuweilen ein Volk dazu gebracht wird, die Sprache eines andern anzunehmen.

Das also ist die grosse erhaltende Kraft in der Geschichte der Sprache; gäbe es keine andern, störenden und gegenwirkenden Kräfte, so würde jede Generation bis ans Ende der Zeiten sprechen wie die vorhergehenden.

Das ist jedoch, wie jeder weiss, keineswegs der Fall: jede lebende Sprache befindet sich im Zustande beständigen Wachsens und beständiger Veränderung. Wohin wir uns auch wenden, sobald wir von einer gegebenen Sprache ein Denkmal aus vergangener Zeit haben, bemerken wir einen Unterschied zwischen diesem und der gegenwärtigen Sprechweise, grösser oder geringer im Verhältniss zu dem dazwischenliegenden Zeitraum. So verhält es sich mit den romanischen Sprachen Südeuropas, verglichen mit ihrer gemeinsamen Mutter, der lateinischen, so mit den modernen Sprachen Indiens im Vergleich mit den zwischen ihnen und dem Sanskrit liegenden literarisch überlieferten Sprachen und diesem selbst, und nicht anders mit dem heutigen Deutsch im Verhältniss zu dem der Vergangenheit. Ein Deutscher, auch nur aus dem vorigen Jahrhundert, würde in unserer alltäglichen Redeweise manches finden, das er schwer oder gar nicht verstehen könnte; der Unterschied wird grösser, wenn wir etwa auf Luther's Zeit zurückgehen; das reichlich sechs Jahrhunderte zurückliegende Deutsch Walther's von der Vogelweide oder des Nibelungenliedes verstehen wir erst mit ziemlichem Aufwand von Fleiss und Nachdenken und nicht ohne Hülfe eines erklärenden Wörterbuchs, das Deutsch aus der Zeit der Karolinger, ein Jahrtausend vor uns, das sogenannte Althochdeutsch, ist uns fast eine fremde Sprache. Dahin ist es gekommen, ohne dass es jemandem in den dreissig bis vierzig Generationen zwischen uns und den Karolingern eingefallen wäre, absichtlich das Deutsch zu verändern, sowenig wie das jetzt einem von uns einfällt. Hier haben wir also eine andere Seite des Lebens der Sprache vorzunehmen und zu erklären, falls wir können. Leben scheint hier wie

sonst Wachsthum und Veränderung als wesentliche Momente in sich zu begreifen; und die auffallende Aehnlichkeit, die zwischen Entstehung, Wachsthum, Verfall und Absterben von Sprachen und von lebenden Wesen oder Gattungen derselben besteht, ist oft genug bemerkt und beschrieben worden; einige haben sogar daraus geschlossen, dass die Sprache ein Organismus sei, ein organisches Leben habe und Gesetzen unterliege, die vom Willen des Menschen unabhängig seien.

Es ist jedoch klar, dass wir vorschnell handeln würden, wenn wir vor reiflicher Prüfung und Ueberlegung unsere Zuflucht zu einer solchen Erklärung nähmen. Mit der Voraussetzung, dass die Sprache eine menschliche Erfindung und Einrichtung sei und durch Ueberlieferung fortgepflanzt werde, ist ja nicht von vornherein die Unmöglichkeit gegeben, dass sie sich verändere. Menschliche Einrichtungen kommen durchweg von einer Generation auf die nächste durch eine ähnliche Uebertragung, wie es die der Sprache ist, und alle erleiden in diesem Laufe Veränderungen. Auf der einen Seite ist die Ueberlieferung ihrem Wesen nach unvollständig und ungenau: niemand hat je hindern können, dass das Gesprochene auf dem Wege vom Munde zum Ohre allerlei einbüsst. Das Kind begeht bei seinen ersten Sprechversuchen Fehler aller Art; ist es achtsam und wird darauf erzogen, so lernt es sie später verbessern; aber viele sind eben unachtsam und unerzogen; und bei dem das ganze Leben lang dauernden Lernen der Muttersprache ist man immer in Gefahr schlecht zu verstehen und ungenau wiederzugeben. Andererseits ist zwar das Kind in den ersten Stadien des Sprechenlernens ganz zufrieden mit dem ihm gebotenen Sprachstoff und braucht diesen so gut es eben kann, weil seine geistige Entwickelung noch nicht an den Inhalt desselben heranreicht, die weitere Aneignung seine besten Kräfte in Anspruch nimmt und die Entwickelung fördert; aber die Sache bleibt nicht immer so: nach und nach erstarkt der Geist und

erfasst vielleicht vollständig den Gedankeninhalt der Sprache; dann beginnt er seine angeborene, überschüssige Kraft zu zeigen, rüttelt an den Schranken der hergebrachten Ausdrucksweise, formt das ererbte Werkzeug ein wenig um, es so seinen Zwecken besser dienstbar zu machen. Um ein naheliegendes Beispiel zu wählen: jemand hat durch fleissiges Studium unter Lehrern in irgendeiner einzelnen Wissenschaft, sei es eine der Naturwissenschaften oder Mathematik oder Philosophie, die äussersten Grenzen der bisher gewonnenen Erkenntniss erreicht und sie für sich zu enge gefunden; er fügt neue Thatsachen hinzu, macht feinere Unterscheidungen, entdeckt neue Beziehungen, für deren Ausdruck die technische Sprache der betreffenden Wissenschaft ungenügend ist; da tritt dann das unabweisbare Bedürfniss nach neuen Ausdrücken ein, das irgendwie befriedigt werden muss und befriedigt wird. Jede Sprache muss sich fähig erweisen auszudrücken, was die sie Sprechenden ausdrücken wollen; könnte sie das nicht, so müsste sie aufgegeben werden; sie würde den Zweck der Sprache nicht mehr erfüllen. Die Summe alles dessen, was die einzelnen Sprechenden zu dem gemeinsamen Vorrath von Gedanken und Kenntnissen durch eigene Thätigkeit beitragen, muss in die „innere Form" ihrer Sprache hineingearbeitet werden, und kann das nur mit einiger Aenderung in deren äusserer Form.

Hier erkennen wir also jedenfalls deutlich schon zwei Momente, beide in der eigenen Thätigkeit des Menschen wurzelnd und beide auf die Veränderung der Sprache hinwirkend; es erübrigt zu untersuchen, ob es noch sonst welche anderer Art gibt. Gehen wir also über zur Betrachtung der Veränderungen, die thatsächlich in den Sprachen vorkommen und zusammengenommen deren Wachsthum ausmachen, und sehen zu, was wir aus diesen über ihre Ursache lernen können.

Es wird vortheilhaft sein, mit einem wirklich vorhandenen Fall, einer Probe von Sprachveränderung

anzufangen, die uns dann als eine Quelle für Beispiele und als Grundlage einer Eintheilung der verschiedenen Arten sprachlicher Veränderungen dienen kann. Der Franzose würde die beste solche Probe gewinnen durch die Vergleichung eines altlateinischen Satzes mit seiner heutigen französischen Entsprechung; der Engländer könnte am zweckmässigsten eine Probe des ältesten, tausend Jahre zurückliegenden Englisch, des Angelsächsischen nehmen; der Deutsche wird durch das Mittelhochdeutsche hindurch auf das Althochdeutsche zurückgehen und Rückblicke auf das noch entferntere Alterthum des Gotischen thun. Betrachten wir also einige Verse einer althochdeutschen Evangelienübersetzung aus dem 9. Jahrhundert und vergleichen damit, wie sie heute lauten:

thû kneht wîzago thes hôhisten bis thû ginemnit, foraferis wârlihho fora truhtînes annuzzi zi garwenne sînan weg, zi gebanne wîstuom heilî sînemo folke in forlâznessi irô suntôno.

Dies ist aus dem Lateinischen übersetzt: *et tu puer prophcta altissimi vocaberis, praeibis enim ante faciem domini parare vias* (im Deutschen ist *viam* übertragen) *ejus, ad dandam scientiam salutis plebi ejus in remissionem peccatorum eorum;* in dem lutherschen, unmittelbar aus dem Griechischen übersetzten Text lauten die Verse (Evang. Lucas 1, 76—77): „und du Kindlein wirst ein Prophet des Höchsten heissen; du wirst vor dem Herrn hergehen, dass du seinen Weg bereitest, und Erkenntniss des Heils gebest seinem Volke, die da ist in Vergebung ihrer Sünden"; das ist auch der Sinn der althochdeutschen Worte, vergleichen wir sie aber mit unsern heutigen und deren Form, so sieht ausser *kncht* (zu sprechen *knecht*), *weg*, *folke* (= *volke*), *in*, keins aus wie jetzt, und wer nicht germanistische Studien getrieben hat, versteht sie nicht, dennoch sind sie bis auf eins (*truhtînes* „des Herrn") alle in unsrer gegenwärtigen Sprache vorhanden und nur unkenntlich durch

andere Form und Bedeutung. Eine sozusagen buchstäbliche Uebersetzung in die heutige Wortform macht sie erkennbar, zeigt aber auch, wie stark die Veränderungen gewesen sind: „Du Knecht, Weissager des Höchsten bist du genannt, (du) vorfährst wahrlich vor [des Herrn] Antlitz, zu gerben seinen Weg, zu geben Weisthum (des) Heils seinem Volke in Verlassniss ihrer Sünden."

Zunächst fällt bei der Vergleichung auf, dass die einander entsprechenden Worte nicht mehr gleich lauten, nicht mehr gleich ausgesprochen werden: statt des langen *î* (ˆ ist das Zeichen der Vocallänge) sprechen wir jetzt an den meisten Stellen *ei*, daher *wîzago* „Weissager", *sînan* „seinen", *sînemo* „seinem", *wîstuom* „Weisthum", nur in *wârlîhho* „wahrlich" bleibt es auch bei uns *i;* mehrfach sprechen wir *e*, wo dort *a* steht, so in „seinen" = *sînan*, „geben" = *gebanne;* der Diphthong *uo* in *wîstuom* ist bei uns zu einfachem *u* geworden; unsere Sprache besitzt überhaupt diesen Doppellaut gar nicht mehr, während auf der andern Seite in unserm „höchsten" = *hôhisten* statt des *o* ein Vocal eingetreten ist, den das Althochdeutsche nicht kennt. Dazu kommt noch, dass der Unterschied fürs Auge, in der Orthographie, weniger gross ist als in Wirklichkeit: wir sprechen den Vocal der ersten Silbe von „geben" lang aus, so gut wie den in „Weg" „fährst", obwol wir nur in letzterm Fall die Länge durch das als Dehnungszeichen verwendete *h* andeuten, im Althochdeutschen ist aber das *e* in *feris* wie in *gebanne* und *weg* kurz. Ganz unverständlich ist das Verhältniss von *annuzzi* und „Antlitz", wenn man nicht weiss, dass die ältere Gestalt des letztern *antluzzi* war, daraus im Mittelhochdeutschen *antlütze* geworden ist und weiter durch Verkürzung am Ende und Aussprache des *ü* wie *i* „Antlitz"; es wurde aber auch bisweilen in älterer Zeit die Form *an-luzzi* gebraucht, und mit grösserer Neigung zu bequemer Sprechweise wurde daraus das *annuzzi* unsers Textes.

Ein grosser Theil der Unterschiede ist ferner durch Verkürzung am Ende, durch Abwerfen von Lauten entstanden, so haben wir aus *fora*, *wârlîhho*, *garwenne*, *gebanne*, *sînemo*, *-nessi* „vor, wahrlich, gerben, geben, seinem, -niss“ gemacht und können gar nicht mehr anders sprechen, während wir nach Belieben „dem Volke“ oder „dem Volk“ = althochdeutschem *folke* sagen können. Andere beruhen wieder auf Auswerfung von Lauten im Innern des Wortes, wie „höchsten = *hôhisten*, oder auf Gleichmachung zweier verschiedener, so in „nennen“ = althochdeutschem *nemnan*, woher das *ginemnit* unsers Textes.

So ist die Veränderung in der äussern Gestalt der Worte in der That gross genug, vielleicht noch auffallender sind aber die Unterschiede in der Bedeutung. „Knecht“ ist bei uns die Bezeichnung einer bestimmten Klasse von Dienern, während es in alter Zeit überhaupt „Knabe“ bedeuten kann; und dasselbe Wort im Englischen, *knight* (sprich *neit*), angelsächsisch *cniht* (sprich *knicht*), hat die Bedeutung „Ritter“, nicht ohne nachweisbaren Grund: Knechte hiessen nicht blos Knaben, sondern auch junge Leute, namentlich junge Krieger, Knappen, Soldaten; in diesem Sinne ist es uns in „Landsknecht“ noch einigermassen bekannt. Unter „fahren“ verstehen wir meist nur eine Fortbewegung mittels Wagen, oder verbinden den Sinn einer schnellen, auch wol einer unruhigen Bewegung damit in Wendungen wie „der Blitz fährt hernieder“ oder „fahre nicht so mit den Händen herum“, im ältesten Deutsch drückt es aber jede Bewegung von einem Ort zum andern aus und wir müssen es z. B. hier durch „gehen“ übersetzen. Die allerwenigsten Deutschen haben eine Ahnung davon, was eigentlich „gerben“ bedeute und wie seine althochdeutsche Form *garwen* mit einem Wege in Verbindung gebracht werden kann; die Wendung ist uns völlig unverständlich. Der Zusammenhang ist aber nicht schwer zu finden: *garwen* bedeutet ursprünglich „gar machen“, das Wort „gar“, althochdeutsch

garo war aber in der ältern Zeit nicht auf die Verbindung mit Kochen beschränkt, sondern hiess überhaupt: „fertig, bereit", *garwen* daher „bereiten, fertig machen", konnte also mit jedem beliebigen Object verbunden werden; dass wir bei dem entsprechenden „gerben" nur noch an das Bereiten, Garmachen des Leders denken, ist eine an sich willkürliche Beschränkung der Bedeutung; in andern germanischen Sprachen heisst dasselbe Wort, z. B. im Schwedischen *göra*, noch allgemein „machen". Das Wort *wistuom*, Weisthum, ist nur noch denen bekannt, die sich mit älterm deutschen Recht beschäftigen, auch diesen nicht in der allgemeinen Bedeutung „Wissen, Erkenntniss", sondern in der eingeschränktern „rechtliches Erkenntniss, Urtheil". Eine Bildung wie „Verlassniss" haben wir nicht mehr, höchstens „Verlassung", und auch diese nicht in dem Sinne des alten *forlâznessi*, wofür wir entweder „Erlassung" oder „Vergebung" sagen müssen.

Wir haben aber nicht blos Bedeutungen der Worte geändert und verloren, sondern auch die Worte selbst sind uns zum Theil abhanden gekommen. Im ältern Deutsch gibt es ein Femininum *truht*, „Schar, Trupp, Gefolge" bedeutend, davon ist *truhtin* abgeleitet, „der Gefolgsherr, Kriegsherr", das dann auf den Herrn der Heerscharen, Gott, angewendet wurde; wir kennen weder das Grundwort noch die Ableitung mehr; während wieder andere germanische Sprachen es noch besitzen, so das Schwedische in *drottning* Königin; *drott* König, altnordisch *drôtinn*, ist auch dort veraltet. Viel bedeutender ist aber noch der Verlust an grammatischen Formen, an Unterscheidungen in der Declination und Conjugation; auch dafür kann unser Text Beispiele liefern. Während wir in Wendungen wie „zu geben Erkenntniss des Heils" und „ich will geben" den Infinitiv in der gleichen Form brauchen, heisst jenes in unserm Text *zi gebanne*, letzteres althochdeutsch *ih willa geban*, der Unterschied ist uns verloren; der Form „Sünden" können wir so nicht ansehen, welcher

der vier Casus des Plurals damit gemeint ist; im Althochdeutschen ist der Genitiv *suntôno* aber noch vom Dativ *suntôn* unterschieden; „Sünde" vertritt bei uns alle Casus der Einzahl, althochdeutsch heisst aber der Nominativ *sunta*, der Dativ *suntu* oder *suntun;* unserm „seinen" entspricht in den althochdeutschen Versen *sînan* als Accusativ singularis masculini, in der Wendung „sie suchten ihn unter seinen Verwandten" ist dasselbe Wort Dativ pluralis, und sie lautet im Althochdeutschen *suohtun inan untar sînên mâgun.* Das Wort *heilî* ist ein Femininum gleicher Form wie unser „Güte", althochdeutsch *guotî*, wir brauchen es nicht mehr, sondern haben für denselben Begriff nur das auch schon im ältern Deutsch gebräuchliche neutrale „Heil". Das alte *wîzago* müsste, wenn es in der heutigen Sprache vorkäme, „Weissage" lauten und wie „Bote" = althochdeutschem *boto* declinirt werden; wir können aber jetzt, falls wir es überhaupt noch brauchen wollen, nur „Weissager" anwenden, mit einer andern Endung „-er", mit der wir heutzutage fast allein Bezeichnungen für Personen, die etwas verrichten, ableiten, z. B. „Träger" von „tragen", „Denker" von „denken".

Es wird aber, und damit kommen wir auf einen neuen Punkt, gegenwärtig schwerlich jemand den Ausdruck „Weissager" brauchen, sondern statt dessen „Prophet", wie es Luther auch an dieser Stelle hat. Dies Wort, das griechische προφήτης, lateinisch *propheta*, ist eben durch die Bibelsprache sehr früh ins Deutsche gekommen; Ulfilas braucht es in seiner gotischen Uebersetzung an unserer Stelle *(jah thu, barnilo, praufetus hauhistins haitaza);* man kam sehr natürlich dazu, es der an sich möglichen deutschen Uebersetzung vorzuziehen, weil diese doch immer einen allgemeinern Sinn gibt, unter Propheten aber in der Bibel eine bestimmt charakterisirte Menschenklasse verstanden wird. Noch schlagender ist dies bei einem andern, ebenfalls durch die Bibel uns zugekommenem Worte, mit „Engel";

das griechische ἄγγελος *(angelos)*, aus dem es entstanden, bedeutet „Bote", und man hätte es ganz wohl durch dies von alter Zeit her vorhandene Wort übersetzen können; es ist aber ohne weiteres klar, dass damit der sozusagen technische Sinn von *„angelos"* als einer besondern Klasse geistiger, übermenschlicher Wesen, die Gott zu Dienern und Boten verwendet, nicht getroffen wurde, und so entlehnte man lieber das Wort aus der fremden Sprache, gotisch *angilus*, althochdeutsch *angil*, *engil*, woraus unser „Engel". So hat sich schon das ältere Deutsch genöthigt gesehen, seinen Wortvorrath zu vermehren, und zwar in den gegebenen Beispielen durch Aufnahme fremder Worte; manche unsrer gangbarsten Worte, z. B. Tisch, Lampe, Pferd, Kirche, Brief, schreiben u. a., die wir gar nicht mehr als undeutsch empfinden, sind aus dem Griechischen oder Lateinischen entlehnt. Weit bedeutender ist aber die Zahl der Worte, die aus eigenem deutschen Sprachstoff neugeschaffen wurden und noch werden, sobald ein neugefundener Begriff oder eine neue Erfindung, für welche die Sprache bisher keine Bezeichnung hatte und haben konnte, benannt werden sollen. Das Wort Druckerei, im Sinne einer Anstalt, wo Bücher gedruckt werden, konnte nicht eher da sein, als der Bücherdruck überhaupt erfunden war, obwol das Wort „drucken, drücken" immer vorhanden war; und es ist jedermann bekannt, dass Worte wie Eisenbahn, Dampfschiff u. a. der Sprache, wenn sie auch die Bestandtheile dazu hatte, erst hinzugefügt sind nach den betreffenden Erfindungen.

Aber nicht blos auf ganze Worte erstreckt sich dies, wir haben, und damit können wir zu unserm Text zurückkehren, in unserer heutigen Sprache auch neue grammatische Formen, die in alter Zeit nicht da waren: statt *bis* und *feris* sagen wir jetzt *bist* und *fährst;* für *irô suntôno* haben wir „ihrer Sünden", und betrachten „ihrer" als Genitiv pluralis des possessiven Fürwortes, während *irô* der Genitiv pluralis des persönlichen Pro-

nomens „er“ oder „sie“ ist (lateinisch *eorum*, *earum*), der bei uns in Ausdrücken wie „ich gedenke ihrer“ mit dem possessiven „ihrer“ zusammenfällt. Die Entstehungsursachen der heutigen Formen können wir durch Nachforschung in der Geschichte der deutschen Sprache, die uns hier zu weit führen würde, wol entdecken; es genügt hier hervorzuheben, dass wir viele Jahrhunderte unsrer Sprache kennen, in denen sie nicht vorhanden waren. Endlich können wir noch bemerken, dass nicht blos der Stoff, sondern auch die Art und Weise unsers Ausdrucks zuweilen eine andere ist als vor alters: das lateinische Futurum *praeibis* ist übersetzt durch *foraferis*, *feris* indess gleich unserm „fährst“ ist ein Präsens, in welchem aber für den Schreiber der Sinn der zukünftigen Zeit liegen konnte; wir brauchen zum Ausdruck dieses Zeitverhältnisses, wie auch schon Luther, eine Umschreibung, „du wirst hergehen“, haben aber damit zugleich einen sprachlichen Ausdruck für dies Verhältniss gewonnen, der dem ältesten Deutsch fehlte.

Die kurze von uns ausgewählte Stelle gibt also Beispiele für eine ganze Reihe von sprachlichen Veränderungen; es gibt in der That kaum eine Art der Veränderung, die nicht mehr oder weniger deutlich sich daran nachweisen liesse. Auf den angedeuteten Wegen nimmt überhaupt jede Sprache im Laufe der Zeit eine von der frühern abweichende Gestalt an. Sie werden nicht alle zugleich betreten, jede Veränderung oder jede Klasse solcher hat ihre eigene Zeit und Veranlassung, besondere Ursachen und Folgen; ihre Summe und Gesammtwirkung ist es, welche das Wachsthum der Sprache ausmacht. Um zu verstehen, wie die Sprache wächst, haben wir sie einzeln vorzunehmen und in ihrer besondern Art und Eigenthümlichkeit zu untersuchen. Dies ist nun der Gegenstand, der uns einige Zeit beschäftigen soll: die Untersuchung der verschiedenen Arten sprachlicher Ver-

änderungen und deren näherer oder entfernterer Ursachen.

Wir haben schon bei der obigen Betrachtung verschiedene Klassen dieser Veränderungen angedeutet, mit Rücksicht auf ihre verschiedenen Zwecke und Folgen, je nachdem sie gemacht werden, um Bezeichnungen für bisher unbezeichnete Begriffe zu bekommen, oder nur die Formen der alten Ausdrucksweise ändern, mit einem Worte, ob sie Vermehrungen oder Umbildungen sind. Jedoch wird es unsern Zwecken besser dienen, wenn wir bei der Eintheilung weniger den sich ändernden Stoff als die Art und Weise der Veränderungen zu Grunde legen, ohne dass wir darum den Stoff selbst aus den Augen verlieren.

So können wir unterscheiden:

I. Veränderungen des alten Sprachstoffes; Aenderung der Worte, die dabei in ihren wesentlichen Bestandtheilen als Mittel des Ausdrucks festgehalten werden, und zwar 1. Aenderungen der äussern Form; 2. Aenderungen des Inhalts und der Bedeutung; beides kommt, wie wir sehen werden, getrennt und verbunden vor.

II. Verluste von altem Sprachstoff, Verschwinden des früher Gebräuchlichen, und zwar 1. Verlust ganzer Worte; 2. Verlust grammatischer Formen und Unterscheidungen.

III. Erzeugung neuen Stoffes; Vermehrungen des alten Vorraths der Sprache durch neue Worte und Formen; Erhöhung und Erweiterung der Ausdrucksfähigkeit.

Diese Eintheilung ist offenbar erschöpfend; in keiner Sprache kann es Veränderungen geben, die nicht in eine dieser Klassen hineinfallen.

VIERTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache; Veränderung der äussern Form der Worte.

Die Möglichkeit der Veränderungen von Form und Bedeutung begründet in dem Verhältniss von Wort und Begriff; gegenseitige Unabhängigkeit dieser beiden Arten von Veränderungen. — Neigung zur Bequemlichkeit und Ersparung in den Veränderungen der Form. — Verkürzung der Worte; Beispiele; ihre Wirkung auf die Form; Verlust der Endungen. — Ersetzung eines Lautes durch einen andern; Beispiele von Vocal- und Consonantenveränderungen; Grimm's Gesetz; Ursachen des Lautwechsels; die Vorgänge bei der Lautbildung; natürliche Anordnung der gesprochenen Laute; deren Reihen und Klassen; Unterscheidung von Vocalen und Consonanten. — Durchgehende Neigungen im Lautwandel. — Grenzen der Erklärung aus blossen Lautveränderungen. — Wandlungen der Form durch Wirkung einer vorherrschenden Analogie.

In diesem Kapitel haben wir die erste Unterabtheilung der ersten Klasse sprachlicher Veränderungen vorzunehmen und zu erläutern, die Wandlungen in der äussern, vernehmbaren Gestalt der Worte. Vorher wird es aber nützlich sein, die Aufmerksamkeit wieder auf gewisse allgemeine, schon im zweiten Kapitel angedeutete Sätze hinzulenken, da sie die letzte allen Veränderungen der Worte, sei es in Form oder Bedeutung, zu Grunde liegende Ursache enthalten. Das

werden wir am besten wieder durch die Analyse eines einzelnen Beispiels erreichen.

Nehmen wir ein gewöhnliches, in den meisten europäischen Sprachen gebrauchtes Wort, das eine wohlbekannte Geschichte hat — das Wort „Bischof". Es kommt, wie man weiss, von dem griechischen ἐπίσκοπος (*episkopos)*; dies ist eine Ableitung von der Wurzel *skep* „sehen", zusammengesetzt mit einer Präposition *epi* „auf", und bedeutet ursprünglich einfach „Aufseher"; in der Entstehungszeit der christlichen Kirche wählte man es zur amtlichen Bezeichnung dessen, dem die Aufsicht über die Angelegenheiten einer kleinen Christengemeine anvertraut war; und Wort wie Amt sind in unserm „Bischof" noch erkennbar. Wir haben dem Wort aber am Ende und Anfang Laute abgeschnitten und es dadurch kürzer gemacht, von den verbleibenden nur die beiden Vocale unverändert gelassen, die Consonanten alle umgebildet. Aus dem *p* ist der wenn auch nahe verwandte doch verschiedene Laut *b*, die Tenuis zur Media geworden; das *sk*, zwei getrennte Laute, ist gewissermassen zusammengeflossen in *sch*, das, obwol mit drei Buchstaben geschrieben, doch nur ein einfacher Laut ist, der gerade deswegen so weitläufig geschrieben wird, weil er vielfach im Deutschen in der That aus *s* und *k* oder *s* und *ch* entstanden ist; endlich ist noch das letzte *p* zu *f* geworden. Das Französische hat aus demselben griechischen Wort ein ganz anders aussehendes Gebilde, *évêque*, gemacht, in welchem nicht ein einziger Laut mit denen des deutschen „Bischof" stimmt; durch eine ganz andere Lautentwickelung ist es aus *evesc* und dieses aus *episk* hervorgegangen. Im Spanischen wurde daraus durch wieder einen andern Vorgang *obispo*, und das im Portugiesischen weiter verkürzt zu *bispo*. Das Dänische endlich zeigt die äusserste Verkürzung in seinem einsilbigen *bisp*. Während alle diese Veränderungen vor sich gingen, ist die Bedeutung des Wortes nicht weniger umgewandelt. Der Beamte, der, als er zuerst jenen Namen bekam,

nur der Aufseher über die Angelegenheiten einer kleinen Schar von angsterfüllten, immer des Todes gewärtigen Anhängern eines neuen und verbotenen Glaubens war, hat mit der wachsenden Bedeutung dieses Glaubens und seiner herrschenden Stellung im Staate unendlich an Würde und Macht gewonnen; er ist ein geweihter Prälat geworden, ausgestattet mit geistlicher und weltlicher Gewalt über eine ganze Provinz, eine Art von Kirchenfürst, führt aber noch seinen alten einfachen Titel.

An diesem Worte können wir lernen, was wir brauchen, und uns mit ihm als einem typischen Beispiele begnügen, da die Analyse jedes beliebigen andern Wortes nichts Neues bringen, sondern nur bestätigen würde.

Erstens also hat der Name seine Veranlassung in einem Bedürfnisse, das sich zu einer bestimmten Zeit im Verlauf der Geschichte und an bestimmten Orten einstellte. Eine neue Religion war ins Leben getreten, ihre Anhänger bedurften einer Verfassung, diese machte Beamte und technische Benennungen derselben nothwendig; die Namen aber fand man, wie in allen solchen Fällen, ohne Schwierigkeit; es gehören dahin nicht nur „Bischof", auch „Priester" (Presbyter) u. a. Die Worte waren als Ausdrücke von allgemeinerer Bedeutung bereits vorhanden und brauchten nur wie die Menschen, die sie als Namen führen sollten, ausgewählt und zu diesem besondern Dienste bestimmt zu werden. Was weiter daraus werden, ob die neuen Titel eine höhere Bedeutung und allgemeinere Annahme finden würden, hing von dem spätern Schicksal der Einrichtungen ab, mit denen sie verbunden waren.

Zweitens enthält das Wort „Bischof" weder eine vollständige noch genaue Beschreibung des mit demselben benannten Amtes; nicht eine blosse Aufsicht erwartete man von den dazu gewählten Männern; der Ausdruck gibt nur eine schwache Andeutung von deren Amtspflicht. Dennoch, wie unvollkommen auch im Sinne einer Beschreibung, zur Benennung war er hin-

reichend. Die Beschreibung hätte zu weitläufig und je nach den Zeit- und Ortsverhältnissen verschieden ausfallen müssen; der gewählte Titel entsprach dem Zweck unter allen Verhältnissen.

Anfangs war also wol ein Zusammenhang zwischen der etymologischen Bedeutung des Wortes und dem Begriffe des damit bezeichneten Amtes vorhanden, aber dieser brauchte nicht in der alten Weise bewahrt zu werden, um doch das Wort beizubehalten. Diese einstige etymologische Angemessenheit desselben wurde sogar ganz gleichgültig, nachdem es einmal als Name des Amtes in festen Gebrauch gekommen war. Mit der Einrichtung, der es angehörte, ging es in Besitz und Gebrauch grosser Völker über, die nicht griechisch sprachen und nicht wussten, was es ursprünglich bedeutete, erfüllte aber seinen Zweck bei diesen gerade so gut, als wenn sie seine ganze Geschichte gekannt hätten. Von dem Augenblick an, wo es auf die Bezeichnung einer besondern Beamtenklasse beschränkt wurde, war seine ganze Laufbahn von ihrer Wurzel losgerissen; es wurde, was es seitdem immer geblieben, eine conventionelle Bezeichnung für einen bestimmten Begriff, dessen Inhalt aber im Laufe der Zeit sich veränderte und erweiterte.

Diese Thatsache, dass das gesprochene Zeichen ein conventionelles war, mit dem bezeichneten Begriffe nur durch eine an sich willkürliche Gedankenverbindung verknüpft (man hätte ebenso gut den Bischof nach andern Obliegenheiten seines Amtes benennen können), bedingte die Möglichkeit seiner Bedeutungs- wie seiner Formveränderung. Wäre das Band ein natürliches, inneres und nothwendiges, so würde man erwarten, dass jede Aenderung des Begriffes auch eine Aenderung des Wortes mit sich brächte, dass Bedeutung und Form sich gleichmässig änderten. Aber während in dem angeführten Beispiel der Begriff sich erweitert hat, schrumpfte das Wort zusammen, sodass überall nur ein Bruchstück seines alten Bestandes

übrigblieb. Die einzige Tendenz, die wir in dieser Behandlung entdecken können, ist die, beim Sprechen Kraft zu sparen; das Wort ist umgebildet, um es den Sprechenden mundgerechter zu machen; und in den verschiedenen Gestalten, die es angenommen hat, können wir deutlich die Spuren nationaler Gewohnheiten wiederfinden. Die germanischen Völker legen den Accent vorherrschend auf die erste Silbe ihrer Worte, sie haben daher, während sie den Accent liessen, wo er ursprünglich stand, die vorhergehende Silbe weggeworfen und so die Accentsilbe zur ersten gemacht (Bischof, *episkopos*). Das Französische dagegen betont die Endsilben (die regelmässig den lateinischen Accentsilben entsprechen); es hat demgemäss alles fallen lassen, was der Accentsilbe — *pisk* — folgte, die Anfangssilbe aber, die von jenen verworfen wurde, beibehalten. Ebenso können die sonstigen mannichfachen Formveränderungen dieses Wortes erläutert werden durch ähnliche Erscheinungen bei andern Worten derselben Sprache; und alle derartigen Veränderungen geschehen offenbar der leichtern Aussprache zu Liebe.

Wenn wir daher Formwechsel und Bedeutungswechsel der Worte gesondert behandeln, so zerreissen wir damit nicht den nothwendigen Zusammenhang zweier von einander abhängiger Vorgänge, sondern erkennen nur die wirklich bestehende gegenseitige Unabhängigkeit derselben an. Ein Wort kann seine Form in der ausgedehntesten Weise ändern ohne Wechsel der Bedeutung und kann eine ganz neue Bedeutung erhalten ohne Formwechsel. Thatsächlich gibt es allerdings wenig Worte, bei denen nicht beides stattgefunden hat; und wenn wir das eine behandeln, werden die gewählten Beispiele auch das andere erläutern. Das gesammte Material der Sprache wird mehr oder weniger von allen Vorgängen betroffen, die eben zusammen das Wachsthum der Sprache ausmachen; aber wir können wol unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich oder vorzüglich bald auf den einen bald auf den andern lenken.

Was nun die Veränderung der Form betrifft, so müssen wir als Grundlage all der zahllosen und scheinbar verschieden gearteten Erscheinungen, die dahin zu rechnen sind, die Neigung ansetzen, solche Theile der Worte, die ohne Schaden für das Verständniss entbehrt werden können, aufzugeben und den Rest so umzuwandeln, dass er der Aussprache, den besondern Sprachgewohnheiten der Redenden bequem fällt. Die Sprachwissenschaft hat kein anderes, tiefer liegendes Gesetz dafür entdecken können als dieses, nicht einmal eine etwa mitwirkende Ursache von gleicher Bedeutung; jene Neigung ist gleichsam die grosse Strömung, welche die Sprache durchzieht und alle Theile derselben in einer gegebenen Richtung fortschiebt — wenn sie auch wie andere Strömungen Wirbel hat, wo auf kleinem Raume eine Gegenbewegung zu herrschen scheint. Sie ist eine andere Aeusserung desselben Hanges, der zum Gebrauch von Abkürzungen beim Schreiben, zum Einschlagen eines Richtweges anstatt der gewöhnlichen Strasse und andern Dingen der Art führt, die unschädlich sind, solange durch die vermeintliche Ersparung nicht mehr verloren als gewonnen wird; dann allerdings schlägt diese Neigung zur Sparsamkeit in Trägheit um. In der Sprache offenbart sich ihre Wirkung auf beide Weisen, als Ersparung in gutem Sinne und als Verwüstung durch träge Nachlässigkeit; denn sie wirkt blind, ohne Vorbedacht und ohne Rücksicht auf ihre Folgen.

Die Wirkung jener Neigung erkennt man am deutlichsten in der Verkürzung der Worte; und man braucht offenbar keine andere Ursache, um die allmähliche Abnahme des Formenreichthums, von der jede Sprache betroffen wird, genügend zu erklären. Bei dem oben behandelten althochdeutschen Texte fanden wir bereits Gelegenheit, einige harmlose Verkürzungen unserer heutigen Sprache zu bemerken: *geben, gerben* für *gebanne, garwenne, vor* für *fora, höchsten* für *hôhisten* u. a., zerstörender ist es schon, wenn *suntôno* in „Sünden“ umgebildet wird, weil dadurch eine grammatische Unter-

scheidung, die der Genitiv- und Dativform verloren geht, oder wenn wir in unserm „seinen“ (= althochdeutschem *sînan* oder *sînên*) Accusativ singularis und Dativ pluralis zusammenfallen lassen. Dies sind wirkliche Verluste, die, so sehr man sie auch bedauern mag, doch in der Geschichte unsrer wie der verwandten Sprachen ausserordentlich häufig sind und zu einer Verwüstung der grammatischen Formen geführt haben, von denen man sich ohne sprachwissenschaftliche Erkenntniss keine Vorstellung machen kann, weil die alten Unterscheidungen unserm Bewusstsein entschwunden sind. An einigen Beispielen aus der Sprachgeschichte lässt sich aber die Ausdehnung derselben leicht nachweisen. An unserm Worte „Macht“ unterscheiden wir im Singular gar keine Casus mehr und können dieselben nur kenntlich machen mit Hülfe des Artikels, und selbst mit diesem haben wir nur zwei Formen, „die Macht“ für den Nominativ und Accusativ, „der Macht“ für den Genitiv und Dativ; im Plural muss „Mächte“ als Nominativ, Genitiv und Accusativ gelten, nur der Dativ „Mächten“ hat eine besondere Form; im Gotischen aber, der ältesten uns überlieferten Gestalt des Deutschen, fällt keiner der acht Casus des Singulars und Plurals mit dem andern zusammen: Nominativ *mahts* (sprich *machts*), Genitiv *mahtais*, Dativ *mahtai*, Accusativ *maht*; Nominativ pluralis *mahteis*, Genitiv *mahtê*, Dativ *mahtim*, Accusativ *mahtins*, und der Artikel ist dabei nicht nöthig; die weitere Geschichte des Deutschen zeigt dann, wie allmählich immer mehr Formenunterschiede verloren gehen, bis wir zuletzt nur noch die drei Formen „Macht, Mächte, Mächten“ unterscheiden können.

Aehnlich steht es in der Conjugation: ein Wort wie „nehmen“ kann bei uns fünferlei Beziehungen ausdrücken: den Infinitiv, „wir nehmen“, „sie nehmen“ und beides als Conjunctiv, dann unterscheiden wir wol in der Schrift, aber nicht in der Aussprache davon „nähmen“, welches wieder zweierlei bedeuten kann „wir nähmen“ und „sie nähmen“, sodass wir, um Zweideutig-

keiten zu vermeiden, schon lieber zu der Umschreibung „wir würden nehmen“ u. s. w. greifen; für alle diese Beziehungen sind aber im Althochdeutschen auch noch fünf, oder nimmt man die zuletzt angeführten mit, sieben verschiedene Formen vorhanden: Infinitiv *neman*, „wir nehmen“ *nemam*, als Conjunctiv *nemêm*, „sie nehmen“ *nemant*, als Conjunctiv *nemên*; „wir nähmen“ *nâmîm*, „sie nähmen“ *nâmîn*. Durch diese Zerstörung der Formen ist es z. B. dahingekommen, dass die meisten Deutschen kein Gefühl mehr für den Unterschied des Conjunctivs und Indicativs haben, weil die ursprünglich getrennten Formen derselben in sehr vielen Fällen unterschiedslos zusammengefallen sind, und zwar durch die Neigung zur Lautersparung, welche die langen Vocale der Endsilben verkürzt, von zwei Consonanten am Ende den letzten abwirft, ein *m* am Ende in *n* verwandelt u. s. w.

Diese Neigung hat aber noch eigenthümlichere Wirkungen. Es gibt im Deutschen ein altes Wort, gotisch *haidus*, althochdeutsch *heit*, welches Wesen, Art und Weise bedeutet und sehr häufig in Zusammensetzungen mit Adjectiven gebraucht wurde, z. B. *zaga-heit* eigentlich „ein zages, feiges Wesen“; dieses *-heit* ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben und jedermann kennt es in zahlreichen Worten wie „Krankheit, Faulheit, Klugheit“ und so fort, nur dass wir es nicht mehr als selbständiges Wort besitzen und es daher nur als eine Ableitungssilbe empfinden, nicht anders als etwa *-ung* in „Nahrung, Tröstung“ u. a. In der Zusammensetzung mit den häufigen Adjectiven auf *-ig* verhielt sich das *heit* anfangs nicht anders wie sonst, es entstanden also Worte wie *êwig-heit*, daraus aber, weil das *g* in der Aussprache zu *k* (geschrieben *c*) ward, *êwic-heit*, und endlich durch Aufgeben des einen Lautes *êwikeit* oder *êwekeit*. Nun war aber der Zusammenhang mit dem alten *heit* verdunkelt, man fing an, *-keit* als eine besondere Ableitungssilbe zu empfinden und mit andern Adjectiven, die nicht auf *-ig*

endeten, zu verbinden; z. B. *Bitterkeit*, „Langsamkeit" u. dgl., bis wir es heutzutage sogar an die vollständigen Adjectiva auf *-ig* anhängen und „Ewig-keit" schreiben und sprechen, wenigstens in Norddeutschland hört man „Ewichkeit" nach der dort herrschenden Aussprache des *g*. Die Sprachgeschichte, wenn man sie weiter zurück verfolgt, gibt nicht wenig solcher Beispiele. So gut wie „Bitterkeit" ist auch „nährte" (ich nährte) ein zusammengesetztes Wort: das *-te*, welches wir nur als Zeichen der vergangenen Zeit empfinden, lautet gotisch *-da*, althochdeutsch *-ta* (*nasi-da*, *neri-ta*) und ist nichts als eine Verkürzung eines alten Perfectums vom Zeitwort „thun" (althochdeutsch *tuon*, Perfectum *teta*), jene Form bedeutet also eigentlich „nähren that (ich)"; die Sprache hat aber durch diese Zusammensetzung und ihre Verkürzung einen Ausdruck für die vergangene Zeit gewonnen.

So ist also die Neigung zur Ersparung obwol zerstörend, doch auch zugleich schöpferisch; aus der Zerstörung und Abschleifung entsteht Neues, das wieder verstümmelt wird. Ohne das würden Zusammensetzungen und schwerfällig gehäufte Formen immer bleiben, was sie anfänglich waren, so aber wird das der Bedeutung nach Untergeordnete auch an Körper und Gewicht erleichtert, das lose Verbundene zu einer festen Einheit, mit einem Worte, die Ableitung der Worte, der lautlichen Zeichen der Begriffe, verdeckt, wodurch sie zu blossen Zeichen und zwar bequemen Zeichen werden. Das ist ein Punkt, auf den wir bei der Betrachtung der dritten grossen Abtheilung sprachlicher Veränderungen, der Erzeugung neuer Worte und Formen (im siebenten Kapitel) noch zurückkommen müssen.

Aber während die Neigung überall die gleiche ist, sind die Verkürzungen, durch welche sie sich äussert, sehr verschiedenartige, und jede erfordert zu ihrer Erklärung ein genaues Verständniss aller Gewohnheiten der betreffenden Sprache. Die germanischen Sprachen haben alle die Eigenthümlichkeit, den Hauptaccent des

Wortes in Flexionsformen und Ableitungen auf die erste oder die Wurzelsilbe, in Zusammensetzungen auf den ersten Bestandtheil zu legen. Diese Betonungsweise ist an sich schon ein Beispiel einer lautlichen Veränderung, denn keine der nächstverwandten Sprachen kennt sie, selbst das Slawische nicht, das gewöhnlich als dem Germanischen am engsten verwandt angesehen wird. Eine Folge davon war in späterer Zeit und zwar nach der Trennung der germanischen Sprachen von einander, dass die Endungen oder Suffixe in der Flexion und Ableitung fast überall ihre vollen, unterschiedenen Vocale verloren und alle gleichmässig mit *e* gesprochen wurden: diese Veränderung bezeichnet z. B. den Uebergang vom Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche, vom Angelsächsischen ins Altenglische. Auf ihr beruht zum Theil (obwol hier auch ein mehr von Willkür und Belieben abhängiges Aufgeben früher bestehender Unterschiede in Betracht kommt) der ausgedehnte Verlust von Endungen, den diese Sprachen, unter ihnen am meisten die englische, erlitten haben. Im Französischen ist die Geschichte dieser Veränderungen eine etwas andere; hier hat im Vergleich zum Latein kein Wechsel der Accentstelle stattgefunden, dafür aber eine gründliche Verkürzung und Abwerfung aller nach der Accentsilbe stehenden Elemente, sodass diese (abgesehen von dem stummen *e*) die letzte Silbe jedes echt französischen Wortes ist: so *peuple* von *pópulum*, *faire* von *fácere*, *prendre* von *prehéndere*, *été* gleich *aestátem* und *státum*. Dies letzte Beispiel, *été* = *státum*, zieht unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick auf eine Klasse von Veränderungen, die in umgekehrter Richtung eine Vermehrung des Lautbestandes zur Folge haben. Den gallischen Stämmen, welche die lateinische Sprache annahmen, bereitete die Aussprache des *s* vor einem stummen Laut, *k t p*, Schwierigkeiten, die beseitigt werden sollten, gerade wie dem Engländer die Aussprache von *g* oder *k* vor *n*, z. B. in *gnat* (Mücke,

sprich *net*), *knife* (Messer, sprich *neif*). Aber anstatt das *s* ganz fallen zu lassen, setzten sie einen Vocal davor, wodurch eine leichter sprechbare Verbindung entstand, und bildeten so *escape* (lateinisch *scapus*), *esprit* (lateinisch *spiritus*), *estomac* (lateinisch *stomachus*). Dann wurde infolge einer wirklichen und gewöhnlichen Verkürzung später das *s* in der Regel ausgeworfen, und der französische Wortschatz erhält so eine Menge von Beispielen wie *école (schola)*, *époux (sponsus)*, *étude (studium)*. Eine andere Folge der verschiedenen Betonungsweise ist die grössere Verstümmelung der Wurzelsilben in den romanischen Sprachen, namentlich im Französischen, als in den germanischen; wo eine germanische Sprache, wie die englische, einen grossen Vorrath von Worten aus dem Französischen hat, sind diese natürlich ebenso beschaffen; z. B. *preach*, französisch *prêcher* aus lateinischem *praedicare*; *cost*, französisch *coûter* aus *constare*; *count*, französisch *compter* aus *computare*; *blame*, französisch *blâmer* aus *blasfemare* (griechisch βλασφημεῖν). Aber deutsche Worte wie „solch(er)" und „welch(er)", englisch *such* und *which*, (angelsächsisch *swylc* und *hwylc*, schottisch *whilk*), die gotisch *sva-leiks* (so beschaffen) und *hvi-leiks* (*hvê-leiks*, wie beschaffen) lauten, zeigen deutlich genug, dass solche ganz entstellende Verschmelzungen zweier Theile eines Wortes auch innerhalb der germanischen Sprachen vorkommen können.

In der französischen und englischen Orthographie bleibt diese Entwickelung auch für das Auge wahrnehmbar; die zahlreichen „stummen" Buchstaben derselben sind Ueberreste aus einer Zeit, wo auch die Aussprache noch die entsprechenden Laute hatte; diese sind also erst weggefallen in der uns durch die Literatur bekannten Periode.

Dies mag hinreichen zur Erläuterung der Neigung zu bequemer Aussprache, insofern sie sich in der Verkürzung zeigt. Aber die andere Seite ihrer Wirkung, die Veränderung der festgehaltenen Bestandtheile des

Wortes, die Ersetzung des einen Lautes durch den andern, ist ebenso ausgedehnt und noch verwickelter und schwieriger. Beispiele davon sind schon angeführt: aus dem verkürzten *piskop* wurde, wie wir sahen, durch Umformung *bischof*; auch bemerkten wir bereits einige Unterschiede im Vocalsystem des Althochdeutschen und unsrer heutigen Sprache. In der That ist das des Althochdeutschen von dem jetzigen erheblich verschieden: nicht nur, dass wir in zahllosen Fällen statt des ursprünglich kurzen Vocals die Länge sprechen, so in *gēben* statt *gĕban*, wir haben auch ganz neue, dem Althochdeutschen fehlende Vocallaute, z. B. *ö* und *ü*, vgl. oben „des höchsten" mit *hôhisten*, unser „Schlüssel" mit althochdeutschem *sluzzil*; das Althochdeutsche besitzt den Diphthong *ei* zum Theil, wo er auch heute steht, z. B. in *heilî* „Heil"; an sehr vielen Stellen aber haben wir diesen Laut heute, wo jenes langes *î* hatte, z. B. „seinen" = *sînan*, ebenso sprechen wir *au* statt des althochdeutschen *û*, z. B. „Bauch" = *bûch*. Während hier anstatt des einfachen Lautes ein Diphthong eingetreten ist, kommt es auch umgekehrt vor, dass wir einen alten Diphthong zum einfachen Vocal gemacht haben, z. B. *-tuom* (in *wîs-tuom*) zu „-thum" d. i. „-tūm." In Worten wie „lieb" schreiben wir zwar noch zwei Zeichen, sprechen aber „līb", althochdeutsch hat das Wort einen eigenthümlichen Diphthong *iu*, *liub*, daraus wurde im Mittelhochdeutschen *ie*, *lieb*, das aber noch *li-eb* gesprochen wurde, wie heutzutage in einigen deutschen Dialekten; ebenso verhält sich unser „tief" zu althochdeutschem *tiuf*, während in andern Fällen dasselbe *iu* bei uns zu *eu* geworden ist, z. B. in „Leuchte" = *liuhta*; die beiden Worte „Leuchte" und „Licht", welches letztere jetzt sogar mit kurzem Vocal gesprochen wird, haben in alter Zeit den gleichen Diphthong *iu*, *liuhta* und *liuht*. In andern germanischen Sprachen, z. B. im heutigen Englisch im Vergleich zum Angelsächsischen, sind diese Vocalveränderungen noch viel durchgreifender, aber auch jede andere

Sprache gibt reichliche Beispiele davon; das Französische z. B. hat dem lateinischen *u* die Aussprache *ü* gegeben, den Diphthong *ou* zu *u* verwandelt (beides hat auch das Altgriechische gethan); es hat eine auffallende Vorliebe für den Doppellaut *oi* (sprich *oa*) und diesen für verschiedene alte Vocale eintreten lassen, wie *moi* für *mē*, *crois* für *credo*, *mois* für *mensis*, *quoi* für *quid*, *foi* für *fides*, *loi* für *legem*, *noir* für *nigrum*, *noix* für *nucem* und so fort.

Die Vocale sind solchen starken Veränderungen weit mehr unterworfen als die Consonanten; und in unserm althochdeutschen Texte weichen nur wenige der letztern von den heutigen ab: statt *thû* haben wir „du", statt *garwen* „gerben", sonst aber ist alles wesentlich geblieben wie es war; *folk* und „Volk" und ähnliches ist nur ein Unterschied für das Auge, unser *v* hat den Laut des *f*. Gehen wir indessen einen Schritt in der Geschichte der Sprache zurück, zum Gotischen, als dem ältesten Repräsentanten der deutschen Dialekte, so sehen wir auch innerhalb der Consonanten eine Fülle von Veränderungen. Evang. Johannis VI, 60 heisst es in der gotischen Bibel: *hardu ist thata vaurd, hvas mag this hausjan*, d. i. „hart ist das Wort, wer mag (d. i. kann) des hören". Es muss sofort auffallen, dass in unsern entsprechenden Worten alle *t*- und *d*-Laute von den gotischen abweichen: statt *th* (zu sprechen wie englisches *th*) haben wir *d*, statt *d* sprechen wir *t* und das gotische *t* ist bei uns *s*, in gewissen Fällen auch *z*, z. B. gotisch *tuggo* „Zunge", *tamjan* „zähmen". Würden wir die Vergleichung des Gotischen mit unsrer heutigen Sprache durchführen, so würden wir finden, dass hier eine allgemein gültige Regel herrscht: gotisch *th* wird *d*, gotisch *d* zu *t*, gotisch *t* zu *s* oder *z*. Lassen wir uns aber durch die vergleichende Grammatik zu den verwandten Sprachen führen, so zeigt sich, dass auch die gotischen Laute *th*, *t*, *d* wiederum das Resultat der Veränderung eines noch ältern Lautbestandes sind: jenes *thata* lautet

griechisch τό *(to)*, sanskritisch *tad*, *tamjan* griechisch δαμάζω *(damazo)*; dem gotischen *dauhtar* (Tochter) entspricht griechisch θυγάτηρ *(thygatēr)*, das gotische *dēds* (unser „That“) kommt von einer Wurzel her, die im Sanskrit *dhā* lautet und im Griechischen in τίθημι *(ti-thē-mi)* enthalten ist; also dem gotischen *th* entspricht im Griechischen und Sanskrit ein *t*, dem *t* ein *d*, dem *d* eine Aspirata *th*, *dh*. Das ist ein Theil des berühmten Grimm'schen Gesetzes, der sogenannten Lautverschiebung. Diese ist nur ein Beispiel, freilich ein sehr merkwürdiges und schlagendes, einer bei verwandten Sprachen allgemein geltenden Erscheinung: ihre Laute sind, in entsprechenden Worten, keineswegs immer dieselben, aber wenn sie verschieden sind, so tritt nicht bald diese, bald jene Veränderung ein, sondern die Verschiedenheit ist eine gleichmässige, die Laute haben zu einander ein festes Verhältniss. Darum ist bei der Vergleichung zweier Sprachen die Aufmerksamkeit immer zuerst darauf zu richten: welche Laute der einen, Vocale oder Consonanten, entsprechen denen der andern. Diese Sachlage ist nur die nothwendige Folge der schon hervorgehobenen Erscheinung, dass die Aussprachsweise jeder Sprache einem beständigen Wechsel unterliegt, der bald mehr bald weniger bedeutend und durchgreifend sein kann, aber nie ganz aufhört; und dass nicht zwei Sprachen sich genau in derselben Richtung ändern. Gegenüber einer Veränderung, wie sie oben an Beispielen gezeigt wurde, hat der Sprachforscher zu fragen, ob einer der in verschiedenen Sprachperioden vorliegenden Laute *t*, *d*, *th*, *dh*, *s* der ursprüngliche ist und welcher, dann welche Entwicklungsstufen jeder bisjetzt durchlaufen hat, und, wenn das möglich ist, welche Ursache diesem Entwicklungsgange zu Grunde liegt.

Wie verschiedenartig nun auch auf den ersten Blick die Erscheinungen sein mögen, der Forscher findet bald, dass sie durchaus nicht eine wirre Menge regelloser Veränderungen bilden, dass sie ihre bestimmten

Wege und Gesetze haben. Ein Laut geht über in seinen natürlichen Verwandten, d. h. in einen, der mit denselben Sprachorganen oder sonst in einigermassen ähnlicher Weise hervorgebracht wird; und diese Bewegung folgt überall derselben Richtung; weicht sie ab, so hat dies seinen speciellen Grund. Dadurch ist man darauf gekommen, die Vorgänge bei der Lautbildung gründlich zu untersuchen, und diese Untersuchung bildet einen Theil der Sprachwissenschaft. Die Wichtigkeit derselben ist so gross, dass wir auch hier ein wenig dabei verweilen müssen, nicht lange genug, um in ihre Tiefen einzudringen, aber wenigstens so viel, dass wir in den Stand gesetzt werden, unsere Laute als ein wohlgegliedertes Lautsystem zu verstehen, die Bande der Verwandtschaft zu erkennen, welche unter ihnen bestehen und die Richtung für die Uebergänge des einen in den andern geben.

Die Organe, mit denen die Sprachlaute hervorgebracht werden, sind die Lungen, die Luftröhre, der Kehlkopf, der Schlund, die Mund- und Nasenhöhle. Das ganze lässt sich passend mit einem Blasinstrument und zwar am genauesten mit der Orgel vergleichen. Die Lungen entsprechen dem Blasebalg der Orgel, sie erzeugen einfach einen Luftstrom, verschieden an Geschwindigkeit und Stärke je nach Willen und Bedürfniss des Sprechenden. Die Luftröhre ist das, was die Windlade bei der Orgel, die den Registern und einzelnen Pfeifen den Luftstrom zuführt. Statt der vielen Pfeifen hat unser Stimm- und Sprachorgan nur eine, das ist der Kehlkopf, und zwar ist dieser eine Zungenpfeife. Von den beiden Seiten des Kehlkopfraumes springt nämlich je eine horizontale Hautfalte vor, die Stimmfalten oder Stimmbänder, die der Zunge in der Pfeife entsprechen: durch eine besondere Muskel- und Knorpelvorrichtung können diese elastischen Bänder einander in der Mittellinie genähert und in verschiedenem Grade gespannt werden; sind sie genügend gespannt und einander genähert, so versetzt der von der Luft-

röhre her durchgehende Luftstrom sie in Schwingungen, die sich der Luft mittheilen und, als Schallwellen an unser Ohr gelangt, die Empfindung des Tones oder Klanges hervorrufen. „Unser Kehlkopf ist somit, physikalisch definirt, eine Zungenpfeife mit zwei membranösen oder häutigen Zungen.“ Beim gewöhnlichen Athmen sind die Stimmbänder schlaff und von einander abstehend, sodass sie eine weite, ungefähr dreieckige Oeffnung für den Durchzug der Luft bilden. Der Kehlkopf gibt also die Substanz, sozusagen, des Tones, zugleich aber, was wir hier nicht näher auszuführen brauchen, dessen verschiedene Höhe und Tiefe; und wie wichtig dieser Wechsel ist, können nur die sich vollständig vorstellen, die einmal die entsetzlich eintönigen Leistungen einer Sprechmaschine gehört haben. Für die Kehlkopfpfeife bilden ferner Schlund, Mund- und Nasenhöhle das Ansatzrohr, dem wir durch willkürliche Bewegungen so mannichfaltige Gestalten und Stellungen geben können, dass wir den im Kehlkopf erzeugten Klang dadurch auf die verschiedenste Weise modificiren — diese Modificationen sind unsere einzelnen Sprachlaute.

Den Bau des Stimm- und Sprachorgans, die Bewegungen der Muskeln, Knorpel und Häute, die selbst schwingen oder die Beschaffenheit der Schwingungen bedingen, im einzelnen zu beschreiben, ist Sache der Physiologie; die Akustik hat die Verhältnisse der Schallwellen zu untersuchen, die unsere Gehörempfindungen hervorrufen; Aufgabe der Phonetik (der Lehre von den Lauten) als eines Theils der Sprachwissenschaft ist es, so genau wie möglich die dem Willen unterworfenen Veränderungen in der Stellung der Mundorgane u. s. w., durch welche die Verschiedenheit der Laute bedingt ist, zu verfolgen und zu beschreiben. Zum Theil sind diese leicht zu beobachten, zum Theil recht schwierig; aber die Hauptpunkte, fast alles, was wir hier zu berücksichtigen brauchen, liegen im Bereiche sorgfältiger und fleissiger Selbstbeobachtung. Es kann

aber niemand behaupten, Fragen der Lautlehre ordentlich zu verstehen, ehe er es dahin gebracht hat, den Bewegungen, die in seinem eigenen Munde beim Sprechen vorgehen, mit Bewusstsein und Verständniss folgen und die gesprochenen Laute in eine systematische Ordnung bringen zu können. Wir wollen versuchen, hier eine solche Ordnung der Laute aufzustellen, die den durchschnittlichen Lautbestand der deutschen Sprache ausmachen.

Jedes Lautsystem muss von dem Laute *a* ausgehen, denn er ist gewissermassen der Grundton, das reinste Klanggebilde der menschlichen Stimme; wenn wir Mund und Schlund so weit wie möglich öffnen, alles beiseite schieben, was den austretenden Luftstrom modificiren könnte, und so im Kehlkopf einen Ton hervorbringen, so ist der Klang, den wir hören, *a*. Dieser ganz offene Klang kann nun auf mannichfache Weise modificirt werden durch Verengung der Mundhöhle an verschiedenen Stellen und in verschiedenem Grade. Das Resultat geringerer Modificationen, die, wenn sie auch die Beschaffenheit des Klanges entschieden ändern, doch den Klang als vorherrschendes Element bestehen lassen, sind die Laute, die wir Vocale nennen. Es kann aber die Mundhöhle an verschiedenen Stellen so verengt werden, dass die Reibung des ausgeathmeten Luftstromes, während er durch die Oeffnung gepresst wird, den Hauptfactor der Lauterzeugung bildet; dann entsteht ein Laut von ganz anderer Art, ein Reibelaut (fricativer Consonant). Endlich kann die Verengung in einen vollständigen Verschluss der Mundhöhle übergehen, dann tritt das Element des Klanges, die Substanz, ganz gegen das der Modification, die Form, zurück; der Laut wird in diesem Falle nur hörbar, indem der Verschluss aufgehoben wird; wir nennen ihn Verschlusslaut (momentanen oder explosiven Consonanten).

Diese kurze Auseinandersetzung gibt die Grundzüge des Planes, nach welchem die systematische Anordnung

des Lautbestandes einer Sprache gemacht werden muss. Jeder Laut muss zwischen dem ganz offenen *a* und den Verschlusslauten liegen, dass sind seine natürlichen und nothwendigen Grenzen; und die Laute werden in verschiedene Klassen zerfallen je nach den Graden und Arten der Verengung und den Arten des Verschlusses. Aber es gibt zwischen ihnen noch einen andern Verwandtschaftsmodus. Theoretisch ist eine unendliche Menge von Verschlüssen denkbar, längs der ganzen Mundhöhle von den Lippen bis in den Schlund, solange die Organe noch zusammengebracht werden können; in Wirklichkeit jedoch kommen wesentlich nur drei vor: einer vorn, indem Lippe gegen Lippe gelegt wird, der Lippen- (Labial-) Verschluss, der das *p* gibt; einer hinten im Munde, indem die hintere Oberfläche der Zunge gegen den weichen Gaumen oder den hintern Theil des harten Gaumens gedrückt wird, der Gaumen- (palatale oder gutturale) Verschluss, der *k* gibt; und ein zwischen diesen beiden liegender, wenn die Zungenspitze an den vordern Theil des harten Gaumens in der Nähe der Vorderzähne gelegt wird, der Zungen- (linguale oder dentale) Verschluss, der das *t* gibt. Dies sind die einzigen im Deutschen, Englischen oder Französischen vorkommenden Verschlüsse, und überhaupt in der Mehrzahl aller Sprachen. Dieselbe Neigung zu einer Dreitheilung nach der vordern, hintern und mittlern Lage erscheint auch bei den andern Lautklassen. Damit erhalten wir also das zweite Moment, welches für die Einordnung der Masse der articulirten Laute in ein System in Betracht kommt. Wir ordnen nun den Lautbestand des Deutschen nach dem angegebenen Plane, um das Einzelne unten genauer zu betrachten.

tönend { *a* / *e* *o* / *i* *u* } Vocale

tönend	*j*	*r,l*	engl. *w*	Halbvocale		Consonanten
	n(g)	*n*	*m*	Nasenlaute (Nasale)		
stumm	*h*			Hauch (Aspiration)		
tönend		*s* (=franz. *z*)		Zischlaute (Sibilanten)	Reibelaute (Fricative)	
stumm	*sch*	*s* (*sz,ss*)				
tönend		deutsch *w*		Spiranten		
stumm	*ch*		*f* (*v*)			
tönend	*g*	*d*	*b*	Verschlusslaute (momentane, explosive)		
stumm	*k*	*t*	*p*			
Gaumen- od. Kehllaute (palatale od. gutturale Reihe)		Zungenlaute (linguale od. dentale Reihe)		Lippenlaute (labiale Reihe)		

Bei der Aufzählung der Vocale sind die Diphthonge *ai*, *ei*, *eu* (*äu*), sowie die sogenannten Umlaute *ä*, *ö*, *ü* der Einfachheit wegen unberücksichtigt geblieben, wie auch der Unterschied zwischen kurzen und langen Vocalen.

Beginnen wir mit *k*, *t*, *p*, so stehen ihnen als nächst verwandt zur Seite *g*, *d*, *b*; ihr Unterschied ist nur der von tönend und tonlos oder stumm. Bei der Bildung der erstern nämlich wird während der Dauer des Verschlusses gar nichts gehört; der Gegensatz gegen *a* ist absolut; nur die Aufhebung des Verschlusses (die Explosion) hat eine vernehmbare Wirkung. Bei den letztern dagegen findet während der Dauer des Verschlusses ein durch die Schwingungen der Stimmbänder erzeugtes Tönen statt, indem ein Luftstrom, der in Schwingungen versetzt werden und eine kurze Zeit diese fortsetzen kann, von den Lungen durch den Kehlkopf in das Behältniss des Schlundes und der Mundhöhle getrieben wird. Dies ist der Grundunterschied zwischen stummen und tönenden Lauten; alle

andern Unterscheidungen beruhen auf dieser oder sind nebensächlich; Bezeichnungen wie hart und weich oder andere, die mit mehr oder weniger Misverständniss auf diese nebensächlichen Punkte zurückgehen, soll man vermeiden. Der Unterschied also zwischen *pa* und *ba* z. B. ist der, dass bei ersterm der vernehmbare Laut erst mit dem Bruch des Verschlusses eintritt, bei letzterm aber vorher; bei *ab* (wenn man sich bemüht, wirklich *b* und nicht *p* zu sprechen) hält er einen Augenblick nach vollzogenem Verschlusse aus, bei *aba* geht er ununterbrochen fort; ebenso verhält es sich mit *d* und *g*.

Dieselben drei Verschlussstellungen erlauben aber noch eine dritte Modification. Wenn man nämlich das Gaumensegel, das die Bestimmung hat den Kanal, der vom Schlunde in die Nasenhöhle führt, zu schliessen, senkt, so erhält der tönende Luftstrom des *b*, *d*, *g* einen Ausweg durch die Nase, und es entstehen so die Nasale (Resonanten) *m*, *n*, *n(g)*; das letztere bedeutet das z. B. in „singen" gesprochene *n*. Hier findet zwar Verschluss der Mundhöhle statt, aber der Stimmton ist so kräftig und aushaltend, dass der Bruch des Verschlusses von ganz untergeordneter Bedeutung wird, und diese Lautklasse im System hoch bis nahe zu den Vocalen hinaufrückt.

Als allgemeine Regel (Ausnahmen sind nur vereinzelt) kann man aufstellen, dass eine Sprache, die eine dieser drei Modificationen einer bestimmten Verschlussstelle besitzt, auch die beiden andern hat; die Existenz des *p* z. B. führt auch die des *b* und *m* mit sich u. s. w.

In den ältern Sprachen unsers eigenen Sprachstammes, auch in einigen modernen Sprachen unsrer und andrer Stämme gibt es vier und fünf Modificationen derselben Articulationsstelle, dadurch erzeugt, dass man dem einfachen Verschlusslaut einen Hauch, ein kurzes *h*, nachstürzen lässt und so das *p* oder *b* zu *ph* oder *bh* (zu sprechen wie geschrieben) verwandelt. Diese Laute heissen aspirirte Verschlusslaute oder kurz Aspiraten.

Dem Grade der Verengung nach steht den Verschlusslauten am nächsten die Klasse der sogenannten Reibelaute (Fricative), deren Hauptfactor, wie oben schon erwähnt, die beim Durchgehen des Athems durch die enge Oeffnung stattfindende Reibung, das so entstehende Reibungsgeräusch ist. Schliesst man die Lippen nicht fest, sondern legt sie ganz lose aufeinander oder lässt einen kleinen Zwischenraum, und drängt dann den Strom des Athems hindurch, so hört man einen *f*-Laut; ist dieser Strom zugleich in tönende Schwingungen versetzt, so entsteht ein *w*-Laut. Das sind aber nicht genau unsere deutschen *f* und *w*, vielmehr werden diese gebildet, indem man die Unterlippe an die obere Zahnreihe legt und den Luftstrom zwischen diesen durchgehen lässt; so entsteht ein etwas modificirtes Lautgebilde, ein labio-dentaler anstatt eines rein labialen Lautes. Ein laxerer Zungenverschluss gibt auf dieselbe Weise das stumme *s*, d. h. den Zischlaut, den wir in „Hass", „das" sprechen und bald *s*, bald *ss*, *sz*, schreiben, und das tönende *s* (im Englischen und Französischen *z* geschrieben), z. B. in „reisen", „lesen". Wird der Gaumenverschluss auf dieselbe Weise behandelt, so entsteht der Laut *ch*, dem in Dialekten auch ein tönender zur Seite steht. Diese Reibelaute pflegt man zu bequemerer Unterscheidung noch in zwei Unterabtheilungen zu zerlegen: die beiden *s* haben einen eigenthümlichen zischenden Ton, ebenso auch das *sch* (der entsprechende tönende Laut, der im Deutschen fast gar nicht vorkommt, ist das französische *j*), dies letztere wird nur etwas weiter rückwärts am harten Gaumen, in etwas palatalerer Lage gebildet; *s*, tönend und stumm, und *sch* fassen wir daher zusammen als linguale und palatale Sibilanten (Zischlaute), *ch*, *f*, *w* dagegen als Spiranten; *ch* und *f* stehen auch in historischer Beziehung einander nahe, da sie häufig aus einem aspirirten Verschlusslaute hervorgegangen sind; daher kommt es auch, dass sie in manchen Sprachen *kh (ch)*, *ph* geschrieben werden.

Auch die Vocale, die offensten Laute, haben die Tendenz, sich auf jene drei Articulationstellen zu vertheilen. Das *i* ist ein palataler Vocal, bei dessen Hervorbringung die Oberfläche der Zunge dem Gaumen genähert wird an der Stelle, wo bei völligem Verschluss *k* entsteht; *u* verlangt eine Annäherung der Lippen, deren Verschluss *p* erzeugt; obwol beim *u* auch die Zunge in gewisser Weise thätig ist. Zwischen *a* und *i* liegt *e*, bei dem eine geringere Annäherung der Organe stattfindet als beim *i*; ebenso *o* zwischen *a* und *u*. Wir können auf diese Weise zwischen *a* und *k* eine palatale Lautreihe aufstellen: *a*, *e*, *i*, *ch (kh)*, *k*; oder zwischen *a* und *p* eine labiale: *a*, *o*, *u*, *f (ph)*, *p*, und haben darin eine wirkliche Stufenfolge, entstehend durch die allmählich grösser werdende Annäherung derselben Theile des Mundes, bis der vollständige Verschluss erreicht ist.

Es bleibt noch eine Lautklasse zu besprechen, die der Halbvocale, oder der Laute, die auf der Grenzlinie zwischen Vocal und Consonant stehen. Das *i* und *u* sind die engsten Laute, die wir hervorbringen können mit Bewahrung des Klanges, der den wesentlichen Factor der Vocale bildet, als vorherrschenden Elementes. Aber man braucht sie nur recht kurz auszusprechen und von ihnen unmittelbar zu einem andern vocalischen Laute, z. B. *a*, überzugehen, um sie in Consonanten, *j* und *w* (= *u* in „Qual“ oder englischem *w*) zu verwandeln; die Organstellung bei der Hervorbringung von *j* und diesem *w* ist in kaum wahrnehmbarer Weise von der bei *i* und *u* verschieden. Zur selben Klasse gehören *r* und *l*, die lingualen Halbvocale, die in manchen Sprachen als wirkliche Vocale vorkommen; sogar im Deutschen sprechen wir in Worten wie „handeln“, „ändern“ zwischen *d* und *n* kaum etwas mehr als *l* und *r*. Das *r* könnte man kurz als den Zitterlaut bezeichnen, bei seiner Hervorbringung finden nämlich rasch auf einander folgende Erzitterungen eines Organs statt, entweder der Zungenspitze,

dadurch entsteht das linguale *r*, wie es z. B. im Englischen und in vielen Gegenden Deutschlands am Anfang der Worte gesprochen wird; oder des Gaumensegels und Zäpfchens, woraus das sogenannte gutturale *r* hervorgeht, wie man es z. B. in Mitteldeutschland in der Regel spricht. In dem gegebenen Schema haben wir uns mit dem lingualen *r* begnügt. Beim *l* wird die Zungenspitze an den harten Gaumen gelegt, die Seitenränder der Zunge liegen dabei aber nicht fest an und lassen dem Luftstrom einen Durchgang frei.

Endlich haben wir noch für das einigermassen anomale *h* Platz und Erklärung zu suchen. Bei den Verschluss- und Reibelauten sahen wir, dass sie bei gleicher Organstellung paarweise vorhanden sind, tönend und stumm, je nachdem der heraufgetriebene Luftstrom tönt oder nicht; während bei den offneren Lautklassen keine solche Zweiheit vorkommt. Wir können diesen Unterschied ganz allgemein so ausdrücken: wenn ein bestimmter Grad des Verschlusses erreicht ist, wird der durchgehende Luftstrom, der Hauch, an jeder Articulationstelle genügend modificirt, um einen unterschiedenen, bestimmt auffassbaren Laut hervorzubringen; kommt es nicht bis zu diesem Grad des Verschlusses, so können zwar die Klanglaute (Vocale) deutlich hervorgebracht werden, aber nur diese, der blosse klanglose Hauch dagegen, wenn er sich auch bei verschiedenen Organstellungen etwas verändert, kann keine unterschiedenen Laute für jede dieser Stellungen hervorrufen; die Hauche zählen zusammen nur als ein Laut, nämlich als *h*. Das *h*, der reine Hauchlaut, der bei uns nur vor Vocalen vorkommen kann, ist die Ausstossung des Hauches durch die Organstellung des benachbarten Vocals; es bildet also gewissermassen den entsprechenden Stummlaut zu sämmtlichen Vocalen.

Das oben entworfene und erklärte Schema kann als Muster für die Anordnung des Lautbestandes jeder Sprache dienen, danach die gegenseitigen Verhältnisse ihrer eigenen Laute bestimmt, und diese mit den Lauten

anderer Sprachen verglichen werden. Es ist zwar nicht bis in die äussersten Einzelheiten hinein genau, aber es gibt die Verhältnisse der Laute ausführlicher und richtiger als irgendeine Anordnung, die man sonst wählen möchte. Im Vergleich zu der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Laute, die überhaupt in menschlicher Sprache vorkommen — es gibt ihrer nicht weniger als drei- oder vierhundert — enthält es nur wenige, darunter aber gerade diejenigen, welche den Grundstock alles Sprechens bilden, während viele der übrigen nur leicht abweichende Modificationen davon sind. In der Theorie ist die mögliche Anzahl der Sprachlaute unendlich; aber in Wirklichkeit ist sie ziemlich eng begrenzt, und ein Lautbestand, wie der des Deutschen, das ungefähr vierzig unterschiedene Laute kennt, wird von wenigen alten oder neuen Sprachen übertroffen.

Der Werth unsers Schemas liegt vorzüglich in der richtigen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vocalen und Consonanten. Ihre Unterscheidung ist zwar in der Lautlehre von der grössten Wichtigkeit, aber sie bilden nicht etwa von einander getrennte und unabhängige Systeme, sondern sind nur gewissermassen Pole einer fortlaufenden Reihe mit einem neutralen Punkte in der Mitte. Auf ihrer Abwechselung und ihrem Gegensatz beruht der syllabische oder articulirte (gegliederte) Charakter der menschlichen Sprache; der Strom der geäusserten Laute zerfällt in *articuli*, Glieder, indem die engeren zwischen die offneren eingefügt, diese durch jene zu gleicher Zeit verbunden und getrennt, und so Deutlichkeit, Biegsamkeit und die Möglichkeit unendlich mannichfaltiger Verbindungen gegeben werden. Eine Aufeinanderfolge von lauter Vocalen würde der Schärfe und Bestimmtheit entbehren und eher Singsang als Sprechen sein; und eine Folge von lauter Consonanten, wenn auch durch hinreichenden Kraftaufwand sprechbar, ein undeutliches und mistönendes Geräusch.

Ein andrer Vortheil unsrer Anordnung besteht

darin, dass sie zugleich die allgemeine historische Entwickelung der Laute erklären hilft. Die Ursprache unsers Sprachstammes hatte nicht halb so viel Laute, als das Schema gibt, und die sie hatte, liegen an den äussersten Enden desselben: von den Vocalen *a*, *i*, *u*, die Ecken des Vocaldreiecks; von den Consonanten vorzüglich die Verschlusslaute, daneben *m* und *n*, die, was ihre Mundstellung betrifft, ebenfalls Verschlusslaute sind; von den beiden Abtheilungen der Reibelaute nur das *s*. Das *l* war noch nicht deutlich vom *r* geschieden, *w* (= englisch *w*) und *j* noch nicht von *u* und *i*. Das Schema ist ausgefüllt worden mit neuen Lauten, die durch weniger starke Abweichungen in den Organstellungen erzeugt wurden und Mittelglieder zwischen den äussersten Enden bilden. Wir dürfen behaupten, dass im Laufe der Zeit die menschlichen Sprachorgane eine grössere Geschicklichkeit im Sprechen erlangt haben und fähig geworden sind, feiner unterschiedene, zartere Lautnuancen hervorzubringen und anzuwenden als vor alters. Darin liegt aber nicht, dass zugleich eine Veränderung im Bau der Sprachorgane vor sich gegangen sei. Die Sache verhält sich wie bei der Thätigkeit und Uebung der Kräfte überhaupt; die längere Uebung erzeugte grössere Gewandtheit, und die durch diese bedingte lautliche Gestalt der Sprache muss sich jede neue Generation von Lernenden anzueignen suchen.

Dieser Vorgang gibt zugleich ein klares Zeugniss für die Neigung zur Erleichterung und Bequemlichkeit. Nicht als ob die neuen Laute an sich leichter wären als die alten; sie sind im Gegentheil, von bestimmten Gesichtspunkten aus betrachtet, schwieriger, das Kind kann sie nicht so behende lernen und nachahmen, auch finden sie sich nicht so durchgängig in der menschlichen Sprache überhaupt. Aber für den im Sprechen schon Geübten, bei den schnellen Bewegungen der fortlaufenden Rede, wo die Organe beständig rasche Uebergänge von Vocal zu Consonant, von offner zu

engerer Stellung machen müssen, sind sie leichter. Die Verkürzung der Dauer dieser Uebergänge, die durch Verkleinerung der Oeffnung bei den offenen und durch Lockerung des Verschlusses bei den engen erreicht wird, ist eine Kraftersparung, welche die Sprachorgane, natürlich unbewusst, von selbst durch Erfahrung herausfinden und zu benutzen lernen. Darin besteht der allgemeinste assimilirende (anähnlichende) Einfluss, den Consonanten und Vocale auf einander ausüben; jede Klasse zieht die andere zu sich hin, die Vocale werden consonantischer, die Consonanten vocalischer. Daraus geht hervor, dass die Hauptrichtung des Lautwechsels von den Enden nach der Mitte des Lautsystems geht: die Verschlusslaute werden zu Reibelauten, das *a* zu *e* und *i* oder zu *o* und *u*. Die entgegengesetzte Bewegung fehlt zwar auch nicht, ist aber die Ausnahme und hat besondere Ursachen; sie bildet, wie wir es oben ausgedrückt haben, den Wirbel des Stromes. Die in der Mitte liegenden Klassen, Halbvocale und Nasale, die jener allgemeinen Bewegung am wenigsten unterliegen, sind im ganzen auch die unveränderlichsten Laute. Um die Wirkung jener Neigung an einem Beispiel zu zeigen: im Sanskrit, der lautlich am wenigsten veränderten Sprache unsers Sprachstammes, beträgt das *a* volle dreissig Procent des gesammten Lautbestandes; und wir können leicht eine Sprachperiode erschliessen, in der *a* und die Verschlusslaute zusammen drei Viertel aller bei zusammenhängender Rede gehörten Laute ausmachten. Das Gotische, die älteste germanische Sprache, dagegen hat unter seinen Lauten nur noch vierzehn Procent *a*, unser heutiges Deutsch vielleicht nur vier; unter den Consonanten betragen im Gotischen die Reibelaute (*h* und *th* als solche mitgezählt) einige zwanzig Procent, schon etwas mehr als die Verschlusslaute.

Wir haben diesen Vorgang Assimilation (Anähnlichung) genannt; unter dieselbe umfassende Bezeichnung kann man den grössten Theil des in der

Sprache vorkommenden Lautwandels begreifen. Die Verbindung verschiedener Elemente zu Worten, deren Verkürzung durch Auswerfung leichter Vocale bringen oft solche Laute in Berührung oder grosse Nähe, die in dieser Folge ohne zu grossen Aufwand von Muskelkraft nicht ausgesprochen werden können; die Aussprache wird dadurch erleichtert, dass der eine dem andern angepasst wird. Manche Verbindungen, z. B. von stummen mit tönenden Consonanten, sind in dem Grade schwierig, dass wir ihre Aussprache unmöglich nennen, was nur ein Ausdruck des Grades ist; und nichts ist in allen Sprachen gewöhnlicher als der Wechsel von stumm und tönend. Darin lässt sich auch eine allgemeine Bewegung erkennen: da die tönenden Elemente (die Vocale eingeschlossen) in zusammenhängender Rede weit zahlreicher sind als die stummen, so geht die assimilirende Kraft vorwiegend in der Richtung nach dem Tönenden hin; stumme Laute werden häufiger tönend als umgekehrt.

Es gibt eine assimilirende Wirkung von Consonanten auf Vocale, doch sind solche Fälle mehr vereinzelt und oft zweifelhaft. Der Einfluss von Vocalen auf andere Vocale, selbst wenn sie durch Consonanten von einander getrennt sind, ist bedeutender und die Ursache einiger wichtiger Erscheinungen. Der lautliche Unterschied z. B. zwischen „sie waren" und „sie wären" rührt daher, dass in letzterm einst die zweite Silbe *i* hatte, althochdeutsch *wârîn*, in ersterm nicht, althochdeutsch *wârun*, das *i* der Endung aber dem Vocal der vorhergehenden Silbe, meist der Wurzelsilbe, eine besondere Färbung gibt. Im Deutschen ist dieser Vorgang, der sogenannte Umlaut, ausserordentlich häufig, beruht aber nur auf *i*, während z. B. im Isländischen, ebenfalls einer germanischen Sprache, auch *u* so wirkt, daher *dagr* „Tag", aber *dögum* „den Tagen". In den ural-altaischen Sprachen assimilirt sich umgekehrt der Wurzelvocal die Vocale der folgenden Suffixe, wie wir später (im zwölften Kapitel) sehen werden.

Obgleich die gegenseitige Anpassung der Laute vorwiegend in der Richtung der Assimilation geht, fehlt doch auch deren Gegentheil, die Dissimilation, nicht ganz: die unmittelbare Wiederholung der gleichen Aeusserung derselben Organe wird als lästig empfunden und vermieden durch die Umänderung des einen Lautes.

Nicht nur die Bestandtheile eines und desselben Wortes, sondern auch unterschiedene Worte, die im Satze zusammenstehen, wirken aufeinander; und diese Wirkung äussert sich vorzüglich am Ende derselben. Verschiedene Umstände begünstigen dies. In unserm eigenen wie in den meisten andern Sprachstämmen stehen die Bildungssilben, die formativen Elemente, am Ende, sie sind zugleich die entbehrlichsten, das Gewicht ihrer Bedeutung ist also zu gering, um wirksam zu ihrer Erhaltung beizutragen. Ueberdies zeigt die Erfahrung, dass eine „offene", d. h. auf einen offenen oder vocalischen Laut endende Silbe den Sprachorganen leichter, sozusagen natürlicher fällt als eine „geschlossene", auf einen Consonanten ausgehende. Ein Verschlusslaut ist in der That am Ende kaum hörbar, wenn der Verschluss nicht durch kräftiges Ausstossen des Athems mit einer gewissen Gewalt durchbrochen wird. Wir empfinden die Schwierigkeit Consonanten am Ende zu sprechen nicht sehr, weil in unsrer Sprache die meisten Consonanten am Ende von Worten vorkommen, aber doch können wir die tönenden Verschlusslaute *g*, *d*, *b* in dieser Stellung nicht sprechen, sondern verwandeln *g* in *k* oder *ch*, je nach dem Dialekt, z. B. „Tag" in „Tak" oder „Tach", *d* in *t*, sodass wir „Rad" und „Rath" nicht unterscheiden, *b* in *p*, sprechen also „trieb" wie „triep" aus, während wir im Innern der Worte diese Consonanten scharf unterscheiden, z. B. „Rades" deutlich von „Rathes"; im Mittelhochdeutschen schreibt man am Ende auch nach der Aussprache *tac* (d. ist *tak*), *rat*, *treip* (ich trieb). Andere Sprachen gehen in der Abneigung gegen gewisse Laute am Ende viel weiter: im Fran-

zösischen wird in der Regel kein Consonant am Ende ausgesprochen ausser *c*, *f*, *l*, *r*; das Sanskrit erlaubt nur ungefähr einem halben Dutzend diese Stellung, und hat fast nie eine Gruppe von mehr als einem Consonanten am Ende, das Griechische nur ν, σ, ρ *(n, s, r)*, das Schriftchinesisch nur einen Nasal; in den polynesischen Sprachen können die Worte nur auf Vocale enden, wie auch unter den uns naheliegenden Sprachen das Italienische mit wenigen Ausnahmen nirgends einen Consonanten am Ende hat.

Die Neigung zur Erleichterung äussert sich nun nicht blos in der Assimilation. Nichts ist gewöhnlicher als dass eine Sprache, sozusagen, eine Abneigung gegen gewisse Laute oder eine gewisse Lautklasse fasst, und sich ihrer durch gänzliches Wegwerfen oder Verwandlung in andere zu entledigen sucht. Das Englische z. B. hat den einst in allen germanischen Sprachen verbreiteten Laut des *ch* verloren, im Angelsächsischen wurde er in Worten wie *cniht*, d. i. unser „Knecht", noch gesprochen, im englischen *knight* (sprich *neit*) dagegen nichts mehr davon gehört. Auch im Deutschen kommt ähnliches vor, in alter Zeit konnte *h*, das wir nur vor Vocalen sprechen, auch noch vor Consonanten stehen, z. B. vor *w*, *r*, *l*, *n*, gotisch *hvas*, althochdeutsch *hwer*, jetzt *wer*. Das Griechische hat früh die Laute *j* und *v (w)* verloren, das letztere, das sogenannte Digamma, reicht gerade noch in die uns überlieferte Periode der Sprache hinein. Die meisten Glieder unsers Sprachstammes besitzen die alten aspirirten Verschlusslaute nicht mehr, sondern haben sie in einfache Verschlusslaute oder Spiranten verwandelt. Wunderliche Launen, Gegensätze verschiedener Sprachen in ihren Bevorzugungen und Abneigungen, treten in dieser Klasse der Lautveränderungen reichlich zu Tage. Zu den überraschendsten gehört der Austausch zweier Lautklassen miteinander, z. B. der gegenseitige Wechsel von stumm und tönend im Armenischen *(Dikran* für *Tigranes* und so fort). Unsere eigene Sprache gibt von

dieser schwer zu erklärenden Erscheinung in dem Gesetz der Lautverschiebung, das wir oben (S. 57) berührten, sowol durch die Regelmässigkeit als durch die Anzahl der davon betroffenen Laute eins der merkwürdigsten Beispiele. Die Phonetik (Wissenschaft von den Lauten) ist noch nicht so weit, um dergleichen Thatsachen befriedigend erklären zu können; jeder solcher Versuch ist gescheitert oder hat die wirklichen Schwierigkeiten übersehen.

Wir müssen auch ausdrücklich hervorheben, dass das Gebiet der Phonetik beschränkt ist, dass sie nur innerhalb gewisser Grenzen in die Gründe des Lautwandels eindringen und davon Rechenschaft geben kann. Es gibt in den sprachlichen Veränderungen immer ein Element, das die wissenschaftliche Behandlung verbietet, nämlich die Thätigkeit des menschlichen Willens. Die Arbeit geschieht ganz und gar durch menschliche Wesen, die bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken aussuchen und unter Beweggründen und Gewohnheiten handeln, deren Ursachen so mannichfaltig und verborgen sind, dass sie nicht aufzuspüren und ihre Wirkung nicht abzuschätzen ist. Der Phonetiker kann nie voraussetzungslos arbeiten; seine Aufgabe ist nur, die Thatsachen aufzuzeichnen, das Verhältniss zwischen Früherem und Späterem festzustellen, und die allgemeine Tendenz sowie deren einzelne Modificationen nachzuweisen, die den Lautwandel zur Folge haben. Die eigentlich wirkende Ursache eines bestimmten Lautwandels ist immer die, dass es irgendeiner Gemeinschaft von Menschen, die auch anders verfahren konnte, gerade so beliebt hat, und sie deswegen von den verschiedenen möglichen Verfahrungsweisen, die uns sorgfältige Beobachtung der allgemeinen sprachlichen Thatsachen in diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit nachweist, die eine oder die andere vorzugsweise zu ihrer Richtschnur machte.

Der Lautwandel ist so entschieden auf Verkürzung und Verstümmelung von Worten und Formen gerichtet,

dass man ihn ganz passend einfach lautlichen Verfall genannt hat. Unter der Wirkung des Triebes zu erleichtern werden die Bestandtheile der Rede erst zu fester Einheit verbunden, dann verstümmelt und zerstört. Gerade die Vereinigung verschiedener Bestandtheile zu einem Ganzen (die im siebenten Kapitel zu behandeln sein wird) bereitet der Neigung zur Lautveränderung einen weiten Spielraum; wäre die Sprache immer in ihrem einfachen ursprünglichen Zustande geblieben, so würde der Bereich des Lautwandels ein sehr enger und seine Wirkungen weit weniger als Verfall zu bezeichnen sein.

Ehe wir die Betrachtung der Veränderungen in der äussern Form verlassen, müssen wir uns noch einen Augenblick bei einer ganz andern Art von Veränderungen aufhalten, die freilich, was ihre Ursache betrifft, mit den oben behandelten in Beziehung stehen. Wenn der lautliche Verfall gar zu viel verwischt oder die charakteristischen Merkmale einer Form ganz vernichtet hat, sodass sie als vereinzelte auffallende Unregelmässigkeit empfunden wird, dann tritt eine Neigung ein, sie nach einem in der Sprache sonst vorherrschenden Muster umzuformen. Die grössere Menge der Fälle übt einen assimilirenden Einfluss auf die geringere aus; oder, wie wir auch sagen können, es liegt hier eine Ersparung geistiger Anstrengung vor, das Bestreben, dem Gedächtniss die Arbeit abzunehmen, Ausnahmen zu behalten und richtig anzuwenden. Auf diese Weise ist eine Menge alter Unterscheidungen verloren gegangen. Noch im Mittelhochdeutschen z. B. ist der Vocal im Singular des Perfectums oder, wie es gewöhnlich bezeichnet wird, Imperfectums bei den sogenannten starken Verben, d. h. denen, die diese Form nicht auf *-te* bilden, von dem des Plurals fast durchweg verschieden; es heisst dort *ich bant*, aber *wir bunden*, *ich buoc* (ich bog), aber *wir bugen*, *ich treip* (ich trieb), aber *wir triben*; nur in gewissen Klassen von Verben war der Vocal derselbe, z. B. *ich fuor* (fuhr), *wir*

fuoren. In unserm Neuhochdeutsch musste ein Theil dieser Unterschiede, nämlich wo nur Kürze und Länge des Vocals, z. B. *ich nam*, *wir nâmen*, wechselt, von selbst wegfallen, da wir in allen solchen Silben den Vocal stets lang sprechen, daher *nâm* (nahm). Das ist also ein rein lautlicher Vorgang, aber auch in allen andern Fällen haben wir den Vocal des Plurals durch den des Singulars oder umgekehrt ersetzt: „ich band, wir banden", „bog—bogen", „trieb—trieben", und die Conjugation dadurch ungemein vereinfacht. Selbst, wo vereinzelt der alte Unterschied festgehalten ist, wie in „ich ward — wir wurden", pflegen die meisten „ich wurde" zu sprechen, wodurch wieder eine Gleichheit hergestellt wird. Die mit Anfügung von *-te* gebildeten Imperfecta sind in unserer Sprache ungemein häufig und haben es bewirkt, dass wir einige so bilden, die früher nicht in diese Klasse gehörten, z. B. „ich backte", während es früher „ich buck" hiess, was gelegentlich noch gesagt wird, uns aber veraltet vorkommt; und es ist bekannt, wie Kinder, die ihre Sprache noch nicht vollständig und sicher gelernt haben, geneigt sind, das *te* überall anzuwenden, z. B. *klingte* statt *klang* u. s. w. zu sprechen. Das geschieht durch dasselbe Gefühl der Analogie, das die allgemein angenommenen Formen wie „banden", „bogen" veranlasst hat, und dem man ebenso wol auch bei der Erforschung älterer Perioden der Sprache Rechnung tragen muss. Die Analogie gehört in der That zu den wirksamsten Factoren in der Sprachgeschichte; sie schafft ganze Klassen von Formen, beschränkt aber auch andererseits ihre Ausdehnung auf gewisse Grenzen.

FÜNFTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache; Wandel der Wortbedeutung.

Weite Ausdehnung und Mannichfaltigkeit dieses Wandels; die Gründe desselben: die Lockerheit der Verbindung zwischen Wort und Bedeutung; die Neigung zur Ersparung; Gattungs- und Eigennamen. — Beispiele: die Planeten und verwandtes. — Einschränkung und Erweiterung der Bedeutungen. — Erweiterung durch bildliche Anwendung, Beispiele; die Herkunft der Worte vergessen; Worte sinnlicher Bedeutung werden zu Ausdrücken für abstracte Begriffe; Bedeutungselemente sinken herab zu Formelementen; Hülfsverba; ganze Redewendungen.

Jetzt ist es unsere Aufgabe, die andere grosse Klasse von Wandlungen des bestehenden Sprachstoffs zu betrachten, die Aenderung des Inhalts oder der Bedeutung der Worte. Das ist ein Thema, ebenso umfassend wie das frühere und womöglich seiner Ausdehnung und unendlichen Mannichfaltigkeit wegen noch weniger in den Raum eines Kapitels zu bringen. Die Vorgänge des lautlichen Wandels sind von vielen Sprachforschern mit grossem Fleisse bearbeitet, in Ordnung und System gebracht, auch die Bewegungen der Sprachorgane, die ja verhältnissmässig weder sehr zahlreich noch schwer zu beobachten sind, untersucht und so eine feste Grundlage für die Erklärung der Lautveränderungen gewonnen. Dagegen hat noch niemand versucht, die Vorgänge des Bedeutungswandels in ein System zu bringen;

die Richtungen der menschlichen Geistesthätigkeit sind darin so verschieden und die begleitenden Umstände so mannichfaltig, dass eine vollständige Aufzeichnung unmöglich wird. Doch dürfen wir hoffen, auch in engerm Raume wenigstens die Grundsätze darstellen und einigen der Hauptrichtungen nachgehen zu können.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie die gegenseitige Unabhängigkeit von äusserer und innerer Veränderung darauf beruht, dass das Band zwischen Bedeutung und Form eines Wortes ein blos äusserliches und unwesentliches ist. Wäre es anders, so würden die beiden Arten der Veränderung von einander abhängig und unzertrennlich sein; so aber geht jede ihren eigenen Weg und entspringt aus ihr eigenthümlichen Ursachen, wenn sie auch im Laufe der Entwickelung bisweilen zusammentreffen oder eine Zeit lang mit einander verbunden auftreten. Wir sahen auch, dass Worte, jedes, soweit wir seine Geschichte zurückverfolgen können, ihre besondere Anwendung in einem bestimmten vergangenen Zeitpunkt erhielten, aus Gründen, die den Erfindern oder Gebern dieser Bezeichnung vollständig genügten, obwol sie durch dieselbe weder eine Beschreibung noch die Definition eines Begriffs gaben; dass ferner der einmal verliehene Name mit dem benannten Gegenstande eine neue und engere Verbindung eingeht als mit seiner eigenen etymologischen Grundbedeutung. Als Beispiel wählten wir das Wort „Bischof", ursprünglich einfach „Aufseher", und machten geltend, dass es nur eine Probe des gewöhnlich in der Sprache beobachteten Verfahrens sei. Es steht ebenso z. B. mit „Priester" aus πρεσβύτερος (Presbyter), wörtlich „älterer", mit „Papier", das jetzt aus andern Stoffen als „Papyrus" bereitet wird, mit „Kupfer", das jetzt von andern Ländern als Cypern herkommt; mit „Indianer", obwol der Irrthum der spanischen Seefahrer, die, als sie Amerika entdeckten, Indien gefunden zu haben glaubten, vor langer Zeit schon berichtigt ist; mit „Buch", wobei nicht mehr an Tafeln aus Buchenholz

gedacht wird; mit „Bank", dessen eigentliche Bedeutung uns ja erhalten ist, das aber auch seine Anwendung im Geldverkehr von den Bänken der Geldwechsler auf dem Markte erhalten hat; und so mit unzähligen andern.

Auch hierin kann man eine Wirkung derselben Tendenz nach Erleichterung und Ersparung sehen, die wir als Grund der Formveränderungen erkannten. Wäre es bei grösserer oder geringerer Veränderung eines Begriffes ebenso leicht, den alten Namen aufzugeben und einen neuen zu bilden, bei neuauftauchenden Begriffen ebenso leicht, eine bisher nicht gebrauchte Bezeichnung anzuwenden, als einen altbekannten Ausdruck ein wenig zu dehnen und dadurch passend zu machen, so gäbe es vielleicht in der Sprache keine Erscheinung wie den Bedeutungswandel; in Wirklichkeit aber werden die alten Bestandtheile der Sprache beständig gedehnt, versetzt, zu neuen Zwecken verwendet, und die etymologische Grundbedeutung, selbst wenn sie noch fühlbar ist, hindert diese weitere Verwendung nicht. Ferner ist es eine Wirkung desselben Verfahrens, dass unsere Worte beinahe durchgehends Gattungsnamen sind. Genau betrachtet, ist jedes Wesen, jedes Ding, wie jede Erscheinung und Beschaffenheit, so individuell geartet, dass es mit Recht eine besondere nur ihm gehörende Benennung fordern könnte; aber mit der Sprache wäre gar nicht auszukommen, wenn sie aus solchen Benennungen bestünde; es wird vielmehr, wenn der Name für ein einzelnes Ding, ein Individuum, gefunden ist, dieser auf andere Dinge übertragen, die jenem so ähnlich sind, dass sie zusammen eine Gattung bilden können. So besteht, wie schon im zweiten Kapitel bemerkt wurde, die Aneignung einer Sprache mit in der Annahme bestimmter Klassificirungen, und darin liegt nicht am wenigsten ihr Werth für die geistige Entwickelung und Erziehung. Die Gattungen sind freilich von sehr verschiedenem Umfang; es gibt sogar welche, wie „Sonne, Mond, Gott, Welt", die der Natur

der Dinge nach auf einen einzigen Vertreter beschränkt sind. Ferner gibt es Gattungen, in welchen die Individualität ihrer Vertreter für uns eine solche Rolle spielt, dass wir jedem noch einen Namen geben, der ihm allein angehört, oder, wie wir sagen, einen „Eigennamen", so den uns umgebenden Menschen, unsern Lieblingsthieren, Strassen, Städten und andern Oertlichkeiten, den Planeten, Monaten, Wochentagen u. s. w. Die Anwendung der Worte als Gattungsnamen befördert nun die Bedeutungsveränderung, denn bei vermehrtem Wissen, genauerer Erkenntniss und dadurch veränderter Bestimmung der Merkmale kann möglicherweise auch jede Gattung anders bestimmt werden.

Wir werden diese grundlegenden Sätze am besten darlegen und zugleich eine Grundlage für die Eintheilung der verschiedenen Arten des Bedeutungswandels gewinnen, wenn wir eine Reihe von Beispielen durchgehen.

In alter Zeit wurden gewisse Himmelskörper, die neben ihrem täglichen Lauf um die Erde von Osten nach Westen, abweichend von ihren Gefährten, noch eine langsamere und unregelmässigere Bewegung in entgegengesetzter Richtung zeigten, von einem kleinen Volke am östlichen Mittelmeer „*planêtês*" genannt, weil dies Wort in seiner Sprache einen „Herumirrenden" bedeutete. Wir haben es von ihm angenommen, zu „Planet" verkürzt, und in unserer Sprache hat es keine etymologische Beziehung zu irgendeinem Worte. Die Gattung „Planeten" umfasste einst Sonne und Mond gerade so gut wie Jupiter und Mars, aber nicht die Erde. Nun haben wir aber innerhalb der letzten zwei oder drei Jahrhunderte neue Erkenntniss erlangt, die uns veranlasst hat, die Gattungsbestimmung zu ändern und damit den Inhalt des Namens. Wir wissen jetzt, dass nach richtiger Auffassung die Sonne kein Planet ist, wol aber die Erde; und das Wort „Planet" heisst nun nicht ein „Irr- oder Wandelstern" in Bezug auf seine Stellung zur Erde, sondern ein Körper, der

sich um eine Centralsonne bewegt. Der Mond ist nicht mehr im eigentlichen Sinne ein Planet, sondern einer zweiten Ranges, ein Trabant. Nachdem wir so den Begriff von „Mond" geändert haben, verwandeln wir ohne weiteres, wenn das Fernrohr uns ähnliche Trabanten anderer Planeten enthüllt, jenen Eigennamen in einen Gattungsnamen und nennen alle gleichmässig „Monde". So auch bei der Sonne; nachdem wir herausgefunden haben, dass die Sonne nicht mit den Planeten, sondern mit den Fixsternen in eine Klasse gehört, nennen wir sie auch einen Fixstern oder die Fixsterne „Sonnen."

Die Gattung Planeten ist eine solche, wie sie schon erwähnt wurden, deren einzelne Vertreter eine besondere Benennung, einen „Eigennamen" fordern. Abgesehen jedoch von Sonne und Mond machten sie auf das Gemüth des Volkes nicht Eindruck genug, um volksthümliche Benennungen zu erhalten; es blieb daher den Gelehrten, Astrologen oder Astronomen, überlassen, ihnen Namen zu geben. Diese, obwol sie mit Ueberlegung an die Arbeit gingen, verfuhren doch in ihrer Wahl nicht ganz willkürlich; sie wählten die Namen von Göttern, da Sonne und Mond auch schon zugleich Götter- und Sternnamen waren; und sie vertheilten diese Namen — Jupiter, Saturn, Mercur, Mars, Venus — nach Beziehungen, die wir wenigstens zum Theil erkennen können; so wurde z. B. nach Mercur, dem behenden Götterboten, der Planet mit der schnellsten Bewegung genannt. Durch eine ähnliche Uebertragung gaben ferner die Alchymisten dem beweglichsten der Metalle, dem Quecksilber, denselben Namen. Die Franzosen nennen den Mittwoch „Mercurs Tag" *(Mercredi)*, die meisten freilich, ohne den Ursprung des Namens oder gar den Grund der Benennung zu kennen; sie rührt daher, dass in der astrologischen Vertheilung aller Wochenstunden auf die Planetenreihe die erste Stunde jenes Tages unter die Herrschaft des Mercur fiel. Es gab dann eine Zeit, wo die lateinischen Namen

der Wochentage durch eine Art Uebersetzung, indem man für die römischen Götternamen germanische, ungefähr entsprechende verwandte, für den Gebrauch germanischer Völker zurechtgemacht wurden; so wurde *Mercurii dies* „Wodanstag", daher noch im Englischen *Wednes-day*, altnordisch *Odhinsdagr*, woraus dänisch *Onsdag*. Wir haben statt dessen „Mittwoch" nach der Lage des Tages in der Reihe der Wochentage; aber in unserm „Donners-tag", althochdeutsch *Donares tac*, ist der Name des Gottes *Donar*, nordisch *Thôr* (daher dänisch *Tors-dag*), enthalten, und die Benennung nach dem lateinischen *dies Jovis* gebildet; ähnlich bei den übrigen Tagen. In der That ist die Geschichte dieser Uebertragung höchst merkwürdig: gelehrte Heiden erfanden mit bewusster Ueberlegung diese Benennungen; das Christenthum musste zu Hülfe kommen um sie zu verbreiten, da nur infolge der Annahme des Christenthums auch die siebentägige Woche der Juden als anerkanntes Zeitmass in Gebrauch kam, und ohne das in Europa die planetarischen Tagesnamen blosse Astrologeneinfälle geblieben wären, wie es in Indien der Fall war. Auf diesem Wege ist also eine kleine Gruppe der gewöhnlichsten Worte unsrer Sprache entstanden. Jene lateinischen Namen führten aber auch noch zu andern Uebertragungen: die Astrologen lehrten, dass ein Mensch, der unter dem besondern Einfluss eines bestimmten Planeten geboren sei, auch ein dem entsprechendes Temperament bekomme, daher z. B. der Ausdruck „*jovial*". Aber selbst wenn wir ganz innerhalb unsrer eigenen Sprache bleiben, können wir Bedeutungswechsel der mannichfachsten Art beobachten: das Wort „elend", mit dem wir jetzt den höchsten Grad der Armuth oder des Unglücks bezeichnen, bedeutet in alter Zeit weiter nichts als „in einem andern Lande" oder „aus einem andern Lande" (althochdeutsch *ali-lanti*, *eli-lendi*), daher „fremd" und „verbannt"; weil nun vor alters die Entfernung und Verbannung aus der Heimat als eins der traurigsten Schicksale

angesehen wurde, die einen Menschen treffen konnten, kam das Wort zu der allgemeinen Bedeutung „unglücklich", die es jetzt allein hat, wie das dazu gehörige Substantiv „Elend", ursprünglich nur „fremdes Land, Verbannung", jetzt nur noch ein Synonym zu „Unglück" ist. Noch weiter entfernt sich die Bedeutung von der ursprünglichen, wenn wir z. B. in „elender Wicht" das Wort als Ausdruck der höchsten Verachtung anwenden. Eins der schlagendsten Beispiele gibt unser „Ehe" und die damit zusammenhängenden Worte: im Althochdeutschen bedeutet *êwa (êha)* „lange Zeit", „Ewigkeit", und wir haben es in dieser Bedeutung noch in der Ableitung „ewig"; danach aber auch „eine lange Zeit geltende Ordnung oder Festsetzung", kurz „Bündniss, Gesetz, Recht", wir haben es auf eine Art von gesetzlicher Verbindung beschränkt. Von demselben Worte gibt es ferner eine masculine Form, gotisch *aivs*, welches „Zeit", sowol „diese Zeit", d. h. „Welt", als „lange Zeit", daher „Ewigkeit" bedeutet; bei uns ist es erhalten geblieben mit ganz abgeblasster Bedeutung in der Partikel „je", d. h. „zu irgendeiner Zeit", althochdeutsch *eo*, mittelhochdeutsch *ie*.

Dies sieht fast aus wie ein zielloses Herumirren in den verschiedensten Richtungen durch einen Theil unsers Wortschatzes; aber gerade diese Verschiedenheit entspricht der Beschaffenheit der Thatsachen, mit denen wir zu thun haben, die Ungleichartigkeit derselben ist für unsre Darstellung ein wichtiger Punkt. Es ist einfach unmöglich, die Mannichfaltigkeit des Bedeutungswechsels im Wachsthum der Sprache zu erschöpfen: es gibt keine denkbare Richtung, in der nicht eine Uebertragung stattfinden könnte; ein Wort kann sich von seiner Grundbedeutung in einem von vorn herein gar nicht bestimmbaren Grade entfernen. Kurz, eine genaue und erschöpfende Eintheilung der Bedeutungswandlungen ist nicht zu machen; alles, was wir thun können, ist, einige Hauptrichtungen anzugeben, in denen die Bewegung läuft, ohne uns um die damit

nicht vereinigten und zum Theil vielleicht gar nicht vereinbaren Nebenrichtungen zu bekümmern.

Für eine der Hauptarten des Bedeutungswandels gibt das eben angeführte „Ehe" ein schlagendes Beispiel. Durch eine kühne und willkürliche Beschränkung wird es nur noch für einen bestimmten gesetzlichen Act, für eine Art von Bündniss gebraucht; und es war schon eine eben solche Einschränkung, dass das ursprünglich nur eine Zeitdauer bezeichnende Wort für eine dauernde Einrichtung oder Bestimmung gebraucht wurde. Unser Wort „Kummer" ist, sowenig wir auch das empfinden, ein Fremdwort, aus dem Lateinischen *cumulus* „Haufe", entstanden, und wird zuweilen noch heutzutage volksthümlich und dialektisch in der Bedeutung „Schutt" gebraucht, die der ursprünglichen nahe liegt; im Mittelhochdeutschen wird es schon in übertragener Bedeutung als „Last, Mühsal, Noth" verstanden, und ist endlich bei uns nur noch im Sinne von Belastung des Gemüths, Gram gebräuchlich. Bei dem Worte „Jünger", das wir ausser in dichterischer oder gehobener Ausdrucksweise mit sehr beschränkter Anwendung kaum anders als von den ersten auserwählten Anhängern Christi verstehen, denken die wenigsten daran, dass es nichts anderes heisst als „der Jüngere"; unsere Vorfahren haben damit das griechische μαθητής *(mathêtês)*, das lateinische *discipulus* „der Lernende, Schüler" übersetzt. Dies gibt uns Veranlassung zu einer weitern Bemerkung: der Lehrling oder Schüler ist durch die gewählte Benennung gar wenig charakterisirt; ein an sich gleichgültiger Umstand, dass der Lernende in der Regel jünger ist als sein Lehrer, hat sie veranlasst, und man könnte leicht dagegen einwenden, dass viel wesentlichere Eigenschaften in der Benennung hervorgehoben werden konnten, wie das lateinische *discipulus* von *discere* (lernen) eben den „Lernenden" bezeichnet. Man kann darauf nur antworten, dass die Namengebung frei und ungebunden ist, und solche Einwände vor dem Bedürfniss nach

einer bequemen und leichten Benennung schweigen müssen. Es war ebenso, wie wir oben sahen, mit „Bischof", dem „Aufseher", mit „grün", das eigentlich allgemein „wachsend" hiess, mit „Planet", dem „Wanderer." Die Etymologen nehmen an, dass „Mond" (älter *mâne*) in ähnlicher Weise von einer Wurzel kommt, die „messen" bedeutet, und das Gestirn so benannt sei, weil in uralter Zeit seine Bewegung als Zeitmass diente; „Monat" ist eine Ableitung davon. Sicherlich steht der lateinische Name *luna* für *lucna*, ist verwandt mit *lux* und bezeichnet den Mond als den „leuchtenden"; und, wie man annimmt, geht „Sonne" auf eine Wurzel ähnlicher Bedeutung zurück. Die vergleichende Sprachforschung behauptet, wie wir später ausführen werden, nachgewiesen zu haben, dass die frühesten Benennungen der Dinge gerade auf diesem Wege gewonnen wurden, dass sie ursprünglich als eigentlichen Kern Ausdrücke für Thätigkeiten und Eigenschaften enthalten. Indess, wie dem auch sei, es ist gewiss, dass seitdem im ganzen Verlauf der Sprachgeschichte immer in dieser Weise verfahren wurde: Ausdrücke für irgendeine der vielen Eigenschaften der Dinge wurden auf diesem Wege der Specialisirung zu Namen der Dinge selbst überall, wo eine Veranlassung zur Namengebung vorhanden war. Unsere Etymologen pflegen uns zuletzt zurückzuführen zu einem so allgemeinen, umfassenden, farblosen Begriff, dass wir uns beinahe wundern, wie dieser eine so scharf charakterisirte Nachkommenschaft haben kann. Der Begriff des Rollens, um noch ein Beispiel der Art zu geben, ist nach den verschiedensten Seiten hin specialisirt: in „Rolle" als Theil eines Flaschenzuges oder als Rädchen unter Tischen, Stühlen u. s. w. bedeutet es einen sich drehenden, rollenden Gegenstand, in „Rolle", wenn es von Kissen, Papier oder sonst einem cylindrisch aufgewickelten oder geformten Dinge gesagt wird, etwas aufgerolltes; der ursprünglichen Bedeutung liegt es schon ferner in „Musterrolle" und „Rolle" des

Schauspielers und in der davon hergenommenen Redensart „eine grosse Rolle spielen.“

Der Einschränkung und Verengung der Bedeutung, deren Wirkungen wir soeben beobachtet haben, ist eine andere Erscheinung, auch von grösster Wichtigkeit, entgegengesetzt, die der Erweiterung des Bedeutungsumfangs der Worte. Eine durch Specialisirung gewonnene Benennung beginnt nun eine selbständige Laufbahn und wird am Ende wieder der Name einer Klasse oder Gattung. Ein Mann, der durch das beschriebene specialisirende Verfahren von seinem Berufe den Namen „Müller“ erhielt, wird der Vater einer Menge von „Müller“, die diesen Namen ohne die geringste Rücksicht auf ihren Beruf nur wegen der Verwandtschaft mit ihm erhalten. Wird er etwa der Gründer einer neuen Sekte und nennen sich seine Anhänger nach ihm, so kann sein Name eine hervorragende Rolle in dem Wortvorrath der theologischen Wissenschaft erlangen, wie der des Arius und Nestorius früher; wir haben auch aus neuerer Zeit bekanntlich solche Fälle, z. B. an den Mennoniten, die von ihrem Stifter, dem friesischen Priester Menno, benannt sind. Ein merkwürdiges Beispiel von Ausdehnung des ursprünglichen Bedeutungsumfangs gibt das englische *butter-fly* (Schmetterling), wörtlich „Butter-fliege“, womit ein fliegendes Thier von Butterfarbe gemeint ist, also jedenfalls nur eine Art; später ist der Name ohne Rücksicht auf die verschiedene Färbung auf alle verwandten Arten übergegangen und umfasst sie mit. Unsere frühern Beispiele zeigten uns schon, wie „Sonne“ und „Mond“ Gattungsnamen wurden. Niemand weiss sicher, woher die „Rose“ ihren Namen hat; der Botaniker macht sie zum Typus einer ganzen Reihe sehr verschieden aussehender Pflanzen und nennt diese *rosaceae* „rosenartig.“ Ein grosser Theil der Erkenntniss, die neu erworben wird, trägt zur Erweiterung früher festgestellter Gattungen bei und gibt, was die Sprache betrifft, den bestehenden Gattungsnamen eine grössere

Ausdehnung. Um ein naheliegendes Beispiel zu wählen: die Entdeckung eines neuen Thieres, einer Pflanze oder eines Minerals vergrössert nicht nur den Bereich dieser umfassendsten Ausdrücke, sondern auch den einer ganzen Reihe untergeordneter. Der zoologische Begriff des Pferdes z. B. hat durch die neuliche Entdeckung zahlreicher fossiler Arten von verschiedener Grösse und verschiedenem Bau im westlichen Amerika keine geringe Aenderung erfahren. Jeder Naturforscher, wenn er Entdeckungen macht, wendet bei seinen Namengebungen in klar erkennbarer, überlegter Weise die beiden Principien an, die dem grössten Theil aller Benennungen zu Grunde liegen, nur dass es hier mit weit weniger klarem Bewusstsein geschah oder das Bewusstsein davon verloren ist. Bekommt er eine neue Pflanze in die Hand, so geht er sofort daran sie zu klassificiren, das heisst zu bestimmen, welche der vorhandenen Gattungen und Gattungsnamen sie erweitern soll: er erkennt sie z. B. als eine phanerogamische Pflanze, als dicotyledonisch, als rosenartig, endlich als *rubus* (Brombeerstaude). Aber sie hat Besonderheiten, die eine genauere Bezeichnung fordern, und diese muss auf dem andern Wege gewonnen werden: der Namengeber wählt eine Eigenschaft aus und gibt danach den besondern Namen, z. B. *megalocarpus* „mit grossen Früchten" oder *gracilis* „schlank" u. dgl.; oder er lässt sich von dem Ort und den Umständen der Auffindung leiten, oder ohne alle Beziehung auf den Gegenstand von einer diesem ganz fernliegenden Rücksicht, indem er z. B. um seinem Freunde Schmidt eine Höflichkeit zu erweisen, dem Namen der Pflanze *Schmidtii* beifügt.

Die Ausdehnung des Gebrauches der Worte enthält indessen vieles, was weniger einfach und berechtigt ist als alles dies. Nicht nur wirkliche Uebereinstimmung im Gattungscharakter, sondern unendlich viel losere Beziehungen werden herangezogen, um Dinge unter einen Namen zu bringen und so zu einer

Klasse zu vereinigen. Wir sahen vorher, wie ein heidnischer Gott, ein Planet, ein Metall, alle unter der Bezeichnung „Mercur“ in eine unnatürliche Verbindung gepresst wurden. Früchte sind vor der vollen Reife in der Regel grün, „grün“ wird auf diese Weise ein Synonym von „unreif“, und wir könnten uns so in der gewöhnlichen Rede das sprachliche Paradoxon erlauben, dass Brombeeren *roth* sind, wenn sie noch *grün* sind; ferner, in etwas derberer Ausdrucksweise, nimmt es den Sinn von „unentwickelt, ohne Lebenserfahrung“ an. Solche Uebertragungen pflegen wir Bilder zu nennen; sie beruhen auf einer wahrgenommenen Aehnlichkeit aber einer in der Regel so entfernten, von subjectiven Eindrücken und Einbildungen abhängigen, dass wir sie kaum als genügend ansehen können, um darauf die Zusammenfassung zu einer Klasse zu begründen. Beispiele der Art umgeben uns überall, in unsern alltäglichsten Worten; und dieses Gebiet des Bedeutungswechsels ist in der Sprachgeschichte von so hervorragender Wichtigkeit, dass wir etwas länger dabei verweilen müssen. Unser Geist hat seine Lust an der Entdeckung von Aehnlichkeiten, nahen und entfernten, zu Tage liegenden und verborgenen, und ist immer bereit, auf Grund derselben eine Ideenverbindung zu machen, die zugleich den Gebrauch eines alten Wortes erweitert. So hat nicht blos ein Vogel „Flügel“, sondern auch eine Thür, ein Fenster, ein Haus, ein Heer; das letztere kann „überflügelt“ werden, und „überflügeln“ bekommt die allgemeinere Bedeutung von „übertreffen“; die Nase hat „Flügel“ und zugleich einen „Rücken“; „Flügel der Liebe“ haben für uns nichts auffallendes, und „geflügelte“ Worte verdanken wir einem schon von Homer gebrauchten Bilde; eine bestimmte Art von Klavier nennen wir nach seiner Gestalt „Flügel“, ein solcher Flügel steht auf „Füssen“; Schritte können „beflügelt“ werden; einem zu wilden Jungen müssen „die Flügel beschnitten werden“ und, wenn er sich in rechte Verlegenheit ge-

bracht hat, lässt er „die Flügel hängen“. Und so fort in infinitum.

Diese Nebenbedeutungen oder bildlichen Anwendungen der Worte setzen uns nicht in Verlegenheit, fallen uns nicht einmal als etwas aussergewöhnliches auf; sie sind eben für uns ein integrirender Theil der Bedeutungssphäre der Worte. Denn es ist ein wichtiger Punkt in diesem Vorgang der Uebertragung, dass wir nach und nach das Bewusstsein von dem darinliegenden Bilde verlieren und jede Bezeichnung gebrauchen, als wäre sie von Anfang an der einfache und unmittelbare Ausdruck für diese Vorstellung. Hier sehen wir wieder die schon hervorgehobene und für die günstige Entwickelung der Sprache wesentliche Bereitwilligkeit, den Ursprung eines Namens, wenn er einmal angenommen ist, zu vergessen, die alten Ideenverbindungen und Beziehungen, die ihm kraft seines Ursprungs anhingen, fallen zu lassen und ihn mit einer Reihe neuer, seinem gegenwärtigen Gebrauch entsprechender zu verbinden. Es gibt dafür kaum ein treffenderes Beispiel als das englische *butter-fly*, ein Wort von äusserst prosaischem und trivialem Ursprung, das trotzdem wahrhaft poetisch und zart geworden ist, weil man dabei an die zierlichen Geschöpfe denkt, die so benannt werden, und unter Tausenden kaum einem es je eingefallen ist, dass es buchstäblich „eine Fliege von Butterfarbe“ bedeutet. Für Deutsche, eben weil sie zunächst an die etymologische Bedeutung denken, behält das Wort immer einen komischen Anstrich. Jeder Theil unsers Wortschatzes ist voll von Worten, deren Herkunft vergessen und deren bildliche Anwendung verblasst ist. Nach unsrer Empfindung liegt es im Wesen eines Wortes bildliche wie eigentliche Bedeutung und Anwendung zu haben; wir ererbten unsern Wortvorrath in diesem Zustande und tragen fortwährend durch Entdeckung neuer Aehnlichkeiten und neue Bedeutungsübertragungen bei die Verwirrung zu vermehren — wenn hier von einer Verwirrung die Rede sein könnte. Zuweilen

wird der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bedeutungen durch ein wenig Nachdenken sofort klar; zuweilen dagegen ist er so verborgen, dass wir ihn nicht finden können oder auf einem falschen Wege suchen; in der Regel kümmern wir uns gar nicht darum, sondern brauchen jedes Wort, wie wir es gelernt haben, und überlassen es den Verfassern von Wörterbüchern und den Sprachforschern, die Verzweigungen der Bedeutung bis zu ihrer Wurzel, der ursprünglichen oder etymologischen Bedeutung des Wortes, zu verfolgen.

In dem Gebiete der bildlichen Uebertragung nimmt die Anwendung von Ausdrücken sinnlicher Bedeutung zur Bezeichnung geistiger, intellectueller oder ethischer, Begriffe und deren Beziehungen eine ausgezeichnete Stelle ein und ist in der geschichtlichen Entwickelung der Sprache ganz unentbehrlich. Es ist beinahe überflüssig, dies durch Beispiele zu erläutern; fast jeder Satz, den wir sprechen, enthält solche, jede Seite eines Buches eine grosse Anzahl, und es mögen hier nur einige genannt werden, die zufällig auf diesen Seiten vorkommen: „Ursprung" bedeutet eigentlich nichts als das Hervorspringen, z. B. einer Quelle, die ursprüngliche Bedeutung von „Entwickelung, Beziehung, Verhältniss, Rücksicht, ausgezeichnet, einfach" findet jeder bei einigem Nachdenken; „trivial" heisst „was sich auf dem Kreuzwege *(trivium)*, auf öffentlicher Strasse befindet" und daher „gewöhnlich, gemein"; wir „sehen" an einem „schlagenden" oder „treffenden" Beispiele etwas, das vielleicht gar nicht zu den sichtbaren Dingen gehört. „Auffallen, einfallen, erläutern, verfolgen, hervorheben, fallen lassen, überlegen" sind alles Ausdrücke, die als Beispiele solcher veränderten Anwendung dienen können. In der That sind alle unsere auf geistige Verhältnisse bezüglichen Worte auf diesem Wege gewonnen worden; der Etymolog hält auch bei der Untersuchung der Geschichte irgendeines solchen Ausdrucks seine Arbeit nicht für vollendet, wenn er

nicht bis auf die sinnliche Vorstellung zurückgelangt ist, die nach den allgemeinen sprachlichen Analogien zu Grunde liegen muss.

Wie überhaupt die Bewegung der menschlichen Erkenntniss ausgeht von der Wahrnehmung sinnlicher Gegenstände, dann fortschreitet zu immer feinerer Unterscheidung ihrer Eigenschaften und Bestimmung ihrer Beziehungen, endlich zur Auffassung verborgnerer Wesenheiten, reiner Gedankendinge, so gibt es auch im Zusammenhang damit und als nothwendige Folge davon eine Bewegung in der Anwendung der Worte von der Bezeichnung des Gröberen, Materielleren aus zu der des Feineren, Geistigeren, Abstrakten und Formalen. Fasst man mehr das Ziel als den Gang dieser Bewegung im einzelnen ins Auge, so gibt es in der ganzen Geschichte der Sprache keine grossartigere Erscheinung als diese. Aber die Herausbildung eines Wortvorraths für geistige Begriffe ist nur ein Theil der gesammten Bewegung; es gibt noch einen andern, dem wir einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Wir haben ein Verbum „sein", das die rein formale, grammatische Bestimmung hat, ein Subject mit seinem Prädicat zu verbinden. Viele Sprachen haben kein solches Verbindungswort (Copula), sondern müssen sich begnügen die beiden Satztheile einfach nebeneinander zu stellen; ihre Beziehung zu finden bleibt dem Nachdenken des Hörers überlassen. Die Formen jenes Verbums kommen von verschiedenen Wurzeln her, die jedoch das gemein haben, dass sie alle ursprünglich eine bestimmte sinnliche Bedeutung besitzen: „ist, sind, seid, sei, sein" kommen von *as*, das entweder „athmen" oder „sitzen" bedeutet, „war, gewesen" von *vas* „wohnen", „bin, bist" von *bhû* „werden, wachsen". Im Französischen wird die Conjugation des entsprechenden Verbums durch das lateinische *stare (été = status)* vervollständigt. Die Bedeutungsentwickelung ist der schon beobachteten analog, es liegt hier ein Fall von Uebertragung und Ausdehnung

vor, freilich einer so weiten Ausdehnung, dass alles bestimmte Gepräge verwischt ist; wir könnten das als Verwitterung, als Schwinden eines früher festen Stoffes bezeichnen, von dem nur die Form geblieben ist und verwendet wird.

Wird diese Copula „sein" mit dem Particip der vergangenen Zeit eines Verbums verbunden, so wird sie zum Hülfsverbum und dient, je nach der Bedeutung des Verbums, zur Bildung des Perfectums im Passiv, z. B. „er ist getroffen", oder im Activ „er ist gekommen". Das „ist" wird hier völlig so zum Ausdruck einer grammatischen Beziehung gebraucht wie in Sprachen, die andern Gewohnheiten folgen als unsre, irgendeine Endung. Wir haben noch andere Worte, deren Geschichte und gegenwärtige Verwendung ähnlich sind. Die lateinische Wurzel *cap (capere)* heisst „ergreifen, fassen"; ihre germanische Entsprechung ist *hab* im deutschen *haben*, deren ursprünglicher Sinn noch in „Handhabe, Haft" fühlbar, sonst aber fast verschwunden und dem allgemeinern von „besitzen" gewichen ist. So verhält sichs auch mit dem lateinischen *habere*, dessen Verhältniss zu *capere* einerseits und *haben* andrerseits den Etymologen ein Räthsel ist. Endlich sind diese Worte zu Hülfsverben geworden, und zwar durch eine Uebertragung, die wol manche Beispiele in der Geschichte vieler Sprachen hat, doch aber eine sehr merkwürdige genannt werden muss. Gegenwärtiger Besitz setzt oft eine vergangene Handlung voraus: *habeo cultellum inventum*, *habeo virgulam fissam*, *habeo digitum vulneratum* „ich besitze mein Messer als ein gefundenes (nach dem Verluste wiedererlangtes), ich habe einen Zweig der gespalten ist, ich habe einen verwundeten Finger"; diesen verschiedenen Zuständen sind die Handlungen des Findens, Spaltens, Verwundens vorausgegangen. Auf dieser auffallend engen Unterlage ist dann das grosse Gerüst zum Ausdruck des Perfectums errichtet; jene Wendungen haben ihren Schwerpunkt von der

Bezeichnung des Zustandes in die der darin liegenden vorangegangenen Handlung verlegt; und „ich habe das Messer gefunden", *j'ai trouvé le couteau* werden zum Ausdruck einer besondern Art vergangener Handlung, die als vollendet (perfect) angesehen wird; weitere Beispiele sind das sanskritische *kritavân* „[ich bin] besitzend [etwas] Gethanes" und das Türkische *dogd-um* „mein Schlagen", d. h. „ich habe geschlagen". Der nächste Schritt ist, dass man vergisst, wie „haben" zu seiner perfectischen Bedeutung gekommen ist, und es bei allen Arten von Verben anwendet, wie „ich habe das Messer verloren, ich habe gelebt" (ebenso im Englischen und Französischen), wo die etymologische Zergliederung auf einen Unsinn führt; im Englischen sagt man sogar *I have come* „ich habe gekommen", wo wir passender „ich bin" anwenden.

Dasselbe Verbum muss aber noch andre Hülfsarbeit verrichten. Die Wendungen *habeo virgulam ad findendum*, *j'ai une verge à fendre*, *I have a twig to split (= for splitting)*, „ich habe einen Zweig zum Spalten (zu spalten)" enthalten neben dem Ausdruck des Besitzes zugleich die Hindeutung auf eine beabsichtigte zukünftige Handlung. Sie werden zu blos formalen Ausdrücken, wenn, ähnlich wie oben, der Nachdruck auf den andern Theil des Inhalts gelegt und die Verbindung der einzelnen Worte, die Construction, anders empfunden wird, wie in unserm „ich habe einen Zweig zu spalten" Zweig nicht mehr als Object von „haben" sondern von „spalten" gilt, und ebenso im englischen *I have to split a twig*, wo auch die Stellung darnach geändert ist. Noch vollständiger ist der Uebergang, wenn wir diesen Gebrauch so weit ausdehnen, dass wir sagen: „ich habe zu arbeiten", „du hast still zu sein" oder im Englischen *I have to go*, *I have to be careful*. So bekommen wir aus demselben Worte für „ergreifen, fassen", das auch zum Ausdruck der vergangenen Zeit verwendet wird, eine Wendung, welche die Verpflichtung zu einer zukünftigen Handlung

bezeichnet. Das Französische ist noch weiter gegangen: indem es nicht, wie wir, den Nachdruck auf die Verpflichtung legt, braucht es dieselbe Wendung einfach zum Ausdruck der Zukunft, und noch mehr, es vereinigt das Hülfsverbum mit dem andern Verbum zu einem Wort — *je fendrai* (für *je fendre ai*, d. i. *j'ai à fendre*), worin kein Franzose, er sei denn philologisch gebildet, die Bestandtheile der Zusammensetzung empfindet oder erkennt.

Das Englische ferner hat noch eine besondere Ausdrucksweise entwickelt, indem es durch dasselbe Mittel einen causativen Sinn herstellt: *I had my horse shod*, *I will have the book bound* bedeuten wörtlich „ich hatte mein Pferd beschlagen; ich will das Buch gebunden haben", gemeint ist aber „ich liess mein Pferd beschlagen, ich will das Buch binden lassen"; das letztere kann übrigens auch im Deutschen allenfalls so ausgedrückt werden. Solche Wendungen stellen die Handlung von einem andern Gesichtspunkt dar, als von dem Handelnden veranlasst, nicht ausgeführt, beruhen aber auch nur auf der Hervorhebung einer der vielen beim Begriff des Besitzes möglichen Nebenbeziehungen.

Alle Hülfsverba sind in gleicher Weise zu ihrem Gebrauch gekommen. Hinter dem englischen *shall* und *will* als Zeichen des Futurums liegt eine ganze Geschichte von Bedeutungsübertragungen und -erweiterungen. *I shall* hiess wie das entsprechende deutsche „soll" auch nur „ich bin verpflichtet, ich schulde", *I will* nur „ich beabsichtige". Beide gehören zu der kleinen aber bedeutsamen Gruppe von Verben, die in der deutschen Grammatik praeterito-praesentia genannt werden, weil sie (durch einen dem eben behandelten gerade entgegengesetzten Bedeutungswechsel) ihren präsentischen Sinn aus einem ursprünglich perfectischen entwickelt haben. *Shall* „soll" geht nun, wie man behauptet, im letzten Grunde zurück auf die Bedeutung „ich habe verletzt", und daher „ich

bin der Busse verfallen"; *will* „ich will" auf „ich habe gewählt" (noch ursprünglicher „habe eingeschlossen, eingehegt"). Das griechische κέκτημαι *(kéktêmai)* „ich habe erworben", d. h. „ich besitze", gibt hier eine Parallele; Griechisch und Sanskrit haben auch geradezu eines der Verben dieser germanischen Gruppe: sanskrit *vêda*, griechisch οἶδα *(oida)*, gotisch *vait* (unser „ich weiss"), eigentlich „ich habe gesehen". Was die Aenderung und weitere Uebertragung von Constructionen betrifft, von der wir oben ein Beispiel hatten, so gibt dafür das Lateinische einen bemerkenswerthen Beleg in seinem Gebrauch des Accusativs als Subject eines Infinitivs: dieser beruht auf einer unorganischen Ausdehnung von Wendungen wie *dicit te errare* (er sagt, dass du irrst), wo *te* eigentlich das Object zu *dicit* ist, während z. B. in *te errare certum est* (dass du irrst, ist gewiss) das *te* nicht als Object von *certum est* abhängen kann.

Derartige Uebergänge sind nun keineswegs auf verbale Verbindungen beschränkt, wie einige Beispiele aus andern Theilen der Grammatik zeigen können. Im Englischen werden jetzt *of* und *off* in Form und Bedeutung unterschieden, diese Scheidung ist aber sehr neuen Datums, das Angelsächsische kennt sie nicht. Die ältere und zugleich kräftigere Bedeutung liegt in *off* „von, ab, weg", wenn dies auch als Präposition nur Ausdruck eines Verhältnisses und darum verglichen mit den meisten andern Worten ein blosses Formwort ist. In dem Gebrauch von *of* aber ist gar keine bestimmte Abgrenzung der Bedeutung mehr möglich, das Wort ist zum Zeichen für eine der dehnbarsten Beziehungen geworden, es ersetzt die Casusendung des Genitivs, ist ein Band zwischen einem Substantiv und einem andern dasselbe näher bestimmenden, ein Mittel, eine adjectivische Beziehung eines Substantivs zu einem andern herzustellen. Das französische *de* hat eine ähnliche Geschichte. Das englische *for* in seinen verschiedenen Bedeutungen ist ursprünglich

zusetzen, und nur durch eine lange Reihe von Beispielen wäre der Gegenstand einigermassen zu erschöpfen: wir müssen uns aber hier mit einem weitern begnügen. Neben den Conjunctionen sind die Relativpronomina bei weitem das wichtigste Bindemittel, um was sonst ein loses Aneinander selbständiger Sätze wäre, zu einer Periode zu verknüpfen. Es sind Pronomina mit bindender Kraft; sie bringen einen Satz in klar ausgesprochene Verbindung mit einem vorhergehenden, während diese sonst nur stillschweigend vorausgesetzt würde und errathen werden müsste. Es gibt viele Sprachen, deren Syntax kein solches Mittel besitzt, und auch wir könnten ganz gut ohne dasselbe fertig werden. Wenn ich sage: „mein Freund lag an einer Krankheit danieder; er hat sie noch nicht ganz überwunden; er sieht blass aus", so ist dadurch der Hörer ganz wohl im Stande, diese verschiedenen Aussagen in ihr richtiges Verhältniss zu einander zu setzen. Wenn wir sagen: „mein Freund, der an einer Krankheit danieder lag, die er noch nicht ganz überwunden hat, sieht blass aus", so geben wir der auch stillschweigend immer stattfindenden Gedankenverbindung zugleich einen sprachlichen Ausdruck, und können das auf die mannichfachste Weise thun, z. B. „mein Freund sieht blass aus, weil er die Krankheit, an welcher er u. s. w.", oder „mein Freund, der seine neuliche Krankheit noch nicht überwunden hat, sieht blass aus" und so fort. Die verschiedenen Wendungen sind ein gutes Mittel, bald auf die eine, bald auf die andre Seite einer Erscheinung und ihrer Ursachen die Aufmerksamkeit besonders hinzulenken; aber dass dies möglich sei, gehört mehr zum Schmuck als zum nothwendigen Bedürfniss der Sprache und dient mehr rhetorischen Zwecken. Die Relativpronomina nun, die zwar kein nothwendiges, aber für uns doch schwer zu entbehrendes Hülfsmittel der Satzbildung sind, gehören zu den verhältnissmässig neuen Errungenschaften der Sprache, und sind nichts als Demonstrativa oder In-

terrogativa mit erweitertem Gebrauch, wie bei uns „der“ oder „welcher“ sowol relativen wie demonstrativen oder interrogativen Sinn haben können. Anfangs lag die Hinweisung auf etwas Vorangehendes nur als eine Nebenbeziehung darin, diese wurde später zur Hauptsache.

Die Sprache zeigt ihre charakteristische Neigung zum Vergessen der Grundbedeutung und zur Vernachlässigung des etymologischen Zusammenhangs nicht blos im Gebiet des Verbums und den andern Gebieten, in denen wir Worte von selbständigem Inhalt auf einen blos formalen Werth herabgedrückt sahen. Die meisten Sprachen sind voll von Wendungen, die etymologisch zergliedert oder buchstäblich genommen oft dunkel oder sinnlos sind, nur in ihnen selbst gerade diese bestimmte Bedeutungsnuance haben, wörtlich in andere Sprachen übertragen dagegen eine ganz andere. Ein gutes Beispiel gibt davon unser „Platz nehmen“; die wörtliche englische Entsprechung *take place* heisst nicht „sich setzen“ sondern „statt-finden“. Aus dem Französischen können wir den Ausdruck *avoir beau* anführen, eigentlich „gut haben“, womit die Nutzlosigkeit einer Handlung angedeutet wird; wir machen das nach in unserm „Sie haben gut reden“ u. dgl.; oder *en vouloir*, buchstäblich „davon wollen“, in der Bedeutung „grollen“. Nehmen wir die drei gleichbedeutenden Wendungen *il y a*, eigentlich „es hat dort“, *there is* „da ist“ und „es gibt“, so ist schwer zu sagen, in welcher die sonderbarste Verdrehung der Grundbedeutung liegt. Die Fülle und Ungleichartigkeit des Stoffes macht es unräthlich noch mehr Beispiele vorzuführen.

Wie schon erwähnt, ist es unmöglich, die Mannichfaltigkeit des Bedeutungswandels im Wachsthum der Sprache zu erschöpfen. Ganze Werke, interessant und lehrreich, sind allein darüber geschrieben worden; und wäre unsere Aufgabe, im weitesten Sinne Interesse zu erregen und zu belehren, so würden wir den Gegen-

stand nicht so verlassen. Wir würden z. B. den Worten, die zum magern Skelet, zum Schatten ihres alten inhaltreichen Selbst zusammengeschwunden sind, das merkwürdige Schicksal andrer gegenüberstellen, die an Kraft und Inhalt im Laufe der Geschichte ausserordentlich zugenommen haben, wie „Vaterland, Kunst, edel, Geschmack“, oder von Fremdworten „Tact“ (eigentlich Berührung), „Humor“ (Feuchtigkeit); würden verweilen auf dem Gegensatz der Worte, die von einer niedern Stellung gewissermassen zu höherm Range erhoben wurden, gegen solche, die von höherer Bedeutung zu niederer herabsinken (oben Seite 39 hatten wir in „Knecht“ und dem englischen *knight* beide Bewegungen in demselben Wort). Wir würden nachweisen, wie Worte durch den Gebrauch so abgeschliffen und farblos werden, dass wir neue und ausdrucksvollere Wendungen an ihre Stelle setzen, andre dagegen, namentlich solche, die Gedanken und Beziehungen zarterer Natur ausdrücken, zu deutlich zu reden scheinen und in guter Gesellschaft durch andre ersetzt werden, die entfernter auf den Gegenstand hindeuten; wie Worte aus keinem erkennbaren Grunde in Mode kommen, andere ebenso grundlos verachtet und vermieden werden. Einige dieser Fälle werden uns später in andrer Verbindung beschäftigen; für jetzt müssen wir zufrieden sein, wenigstens die Hauptrichtungen, in denen sich die Entwicklung der Sprache in dieser Beziehung vorzüglich bewegt, kurz behandelt zu haben.

SECHSTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache: Verlust von Worten und Formen.

Verlust von Worten; seine Ursachen; veraltende und veraltete Worte. Verlust grammatischer Formen und der durch diese ausgedrückten Unterscheidungen; Beispiele; Ausdehnung dieses Verlustes in verschiedenen Sprachen.

Wir haben oben (im dritten Kapitel) gesehen, dass der Verlust an dem, was die stoffliche Seite der Sprache ausmacht, in jener beständigen Veränderung und Entwicklung, die wir das Wachsthum der Sprache nennen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Es kann nämlich auch eine solche Stoffentziehung ganz wohl als ein Moment des Wachsthums angesehen werden, wie ja das Wachsen organischer Wesen sowol im Ausscheiden wie im Wiederersetzen besteht. Die frühere Auseinandersetzung hat uns schon belehrt, dass sich der Verlust im Verschwinden ganzer Worte aus dem Wortvorrath einer Sprache oder im Aufgeben grammatischer Unterscheidungen und ihrer Formen zeigen kann.

Die Verminderung des Wortvorraths durch Verlust ganzer Worte ist etwas so einfaches, dass wir dabei nicht lange zu verweilen brauchen.

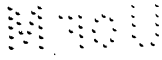
Alle einzelnen Bestandtheile einer bestimmten Sprache

werden nur dadurch lebendig erhalten, dass sie gelehrt und gelernt werden; es ist daher augenscheinlich, dass wenn an irgend einem Punkte dieser Faden der Ueberlieferung abgeschnitten wird, die betreffenden Worte oder Wortformen aufhören zu sein. In der Sprache heisst existiren so viel wie gebraucht werden, nicht gebraucht werden ist vergehen. Dieselben Ursachen, aus denen Worte ungebräuchlich werden, führen zum Verlust derselben, und es gibt keine andern dafür.

Zwei Wege sind es besonders, auf denen der Verlust vor sich geht. Erstens: wenn einem Volke gewisse Begriffe abhanden kommen, so verschwinden infolge davon auch die Worte, die einst dafür vorhanden waren. Wenn etwas, das einst im Denken und Reden der Menschen eine Rolle spielte, seine Bedeutung verliert, so werden auch die Ausdrücke dafür vergessen — abgesehen davon, dass sie freilich durch die künstlichen Mittel, wie eine fortgeschrittene Cultur sie bietet, als Reste und Denkmäler der historischen Vergangenheit erhalten werden können. So ist es z. B. mit dem alten Heidenthum unsrer Vorfahren gewesen. Ehemals waren die Namen *Donar*, *Wodan* und die übrigen deutschem Munde so gewöhnlich, wie Christus, Jungfrau Maria, St.-Peter und St.-Paul heutzutage; aber ausser ihrer zufälligen und in der Regel nicht mehr empfundenen Erhaltung in den Namen einiger Wochentage sind sie in der Sprache des täglichen Lebens ausgestorben und nur wissbegierigen Alterthumsforschern bekannt. Dasselbe gilt von einer ganzen Schar von Ausdrücken aus dem Wortschatz der Künste und Wissenschaften, Einrichtungen und Sitten des Alterthums. Die technischen Ausdrücke des Ritterthums sind vor denen des modernen Kriegswesens geschwunden, die der Astrologie durch die Wissenschaft der Astronomie verdrängt. In unsrer heutigen Sprache brauchen wir freilich hie und da, manchmal ohne deutliches Bewusstsein, noch Worte und Wendungen in

übertragenem Sinne, die an den alten Stand der Dinge erinnern. So bedeutet „Unstern“ im Sinne von Unglück eigentlich ein schlimmes Schicksal, das durch den schädlichen Einfluss eines Sternes herbeigeführt ist, und das ist auch die etymologische Bedeutung des französischen *désastre*, des englischen *disaster*. Wir brauchen die Redensart „einem die Stange halten“ im Sinne von „in Schutz nehmen, jemandes Partei ergreifen“, aber auch in der Bedeutung „gewachsen sein“ ohne Bewusstsein von dem Ursprung des eigenthümlichen Ausdrucks und ohne zu wissen, dass wir darin eine Reminiscenz an den alten gerichtlichen Zweikampf aufbewahrt haben; wenn sich nämlich bei einem solchen einer der Kämpfer für überwunden erklärte, so schob der Griesswart (der Aufseher und Richter über diese Kämpfe) eine Stange zwischen sie und trennte sie dadurch. „In Harnisch bringen“ heisst eigentlich „jemanden veranlassen, sich zum Angriff gegen einen andern zu bewaffnen, Rüstung anzulegen“; die alte Art der Bewaffnung ist längst ausser Gebrauch, und die Wendung hat bei uns den viel zahmern Sinn „in Zorn versetzen“, wie „in Harnisch gerathen“ soviel ist als „in Zorn gerathen“.

Zweitens aber kommen Worte dadurch ausser Gebrauch und gehen somit verloren, dass andre gleichbedeutende in Gebrauch kommen und jene vergessen werden, oder, wenn beide vorhanden waren, aus irgend einem nachweisbaren oder verborgenen Grunde eines mit Vorliebe gebraucht, das andere vernachlässigt und so ebenfalls endlich vergessen wird. Beispiele derart hatten wir bereits an dem *truhtîn* und *wîstuom* unsrer altdeutschen Sprachprobe; die Geschichte des Deutschen zeigt aber, dass eine Menge ganz gewöhnlicher Worte, die in den ältern deutschen und den andern germanischen Dialekten vorhanden sind, im Laufe der Zeit verloren gingen und daher unsrer heutigen Sprache fehlen. Noch im Mittelhochdeutschen ist *lützel*, englisch *little*, das gebräuchlichste Wort für



„klein", unsre neuhochdeutsche Schriftsprache kennt es gar nicht mehr, während es z. B. in den niederdeutschen Dialekten als *lütt* allgemein bekannt ist; „klein" *(kleine)* existirt auch im Mittelhochdeutschen, hat aber den Nebenbegriff „fein", daher noch bei uns „Kleinod, Kleinschmidt"; *fîn*, unser „fein", ist ein Fremdwort, französisch *fin*, aus lateinischem *finitus* (vollendet, vollkommen). Das ältere Deutsch hat zwei Ausdrücke für die Eigenschaft der Grösse, *michel* und *grôz*, letzteres mit der Nebenbedeutung „dick, plump", wir haben das erstere völlig verloren und empfinden, wo es in Eigennamen wie „Mecklenburg" erhalten ist, die Bedeutung nicht mehr. „Kind" wird in alter Zeit in etwas ausgedehnterer Bedeutung etwa wie das lateinische *adulescens* gebraucht, wir haben es eingeschränkt und das synonyme *barn* ganz aufgegeben. Zuweilen versteckt sich ein altes Wort in einer Zusammensetzung: im Althochdeutschen heisst *hîwî* Ehe, *hîwen* heiraten, mittelhochdeutsch *hîwe*, *hîe* Gatte, *hîwische* Familie, *hîbaere* mannbar, von alledem ist bei uns nur in „Heirat, Heurat" ein Rest geblieben, mittelhochdeutsch *hî-rât*, eigentlich „Zurüstung zur Vermählung". Im Gotischen heisst *guma* Mann, althochdeutsch *gomo* und zusammengesetzt *gom-man* namentlich Ehemann, das Wort ist verschwunden ausser in unserm „Bräutigam", mittelhochdeutsch *briutegome*, d. i. „Mann der Braut". Häufig genug hat auch ein Fremdwort das deutsche ungebräuchlich gemacht oder ganz verdrängt: „Ross" wird in der Sprache des täglichen Lebens so gut wie gar nicht mehr gebraucht, das fremde „Pferd", althochdeutsch *parafrid*, aus einem Worte der mittelalterlichen Latinität *paraferedus* (eigentlich „Nebenpferd") gebildet, ist fast in allen deutschen Dialekten dafür eingetreten. In andern Sprachen verhält es sich ebenso; im Englischen z. B. in einem besonders hohen Grade: infolge der normannischen Eroberung wurde eine Flut französischer Worte über das bis dahin rein germanische

Englisch (Angelsächsisch) ausgegossen; sie kamen allmählich mehr und mehr in Aufnahme und wurden der Sprache als ein wesentlicher Bestandtheil einverleibt. Zu einem nicht geringen Theile waren dieselben eine wirkliche Bereicherung: man bekam Ausdrücke für neue Begriffe oder Synonyma angelsächsischer Worte für besondere Wendungen und Stilarten: so *fraternal* neben *brotherly* (brüderlich), *foreign* neben *outlandish* (fremd), *pardon* neben *forgive* (vergeben), *providence* neben *foresight* (Vorsehung). Sehr häufig war aber ihre Aufnahme ganz überflüssig und durch kein wirkliches Bedürfniss zu rechtfertigen; die Folge davon ist denn auch oft die völlige Verdrängung der alten Worte gewesen, so ist z. B. *wanhope* (Verzweiflung) durch *despair*, *inwit* (Gewissen) durch *conscience* ersetzt, und es würde leicht sein, eine Menge solcher Beispiele aufzuzählen. Um aus einem andern Sprachkreise einige ähnliche Fälle anzuführen: in allen Sprachen, die dem Latein entstammen, ist *equus* als Name des Pferdes ausser Gebrauch gekommen und *caballus (cavallo, cheval)* dafür eingetreten, das ursprünglich eine etwas gemeinere Bedeutung wie unser „Gaul" hatte; in *chevalier* und seinen Ableitungen ist es freilich wieder sehr an Würde gestiegen; *magnus* ist durch *grandis*, *pulcher* durch *bellus* verdrängt, im Französischen *vulpes* (Fuchs) aufgegeben und *renard* angenommen; dies ist aber nichts anderes als der deutsche Eigenname „Reinhart" (Reineke), mit dem im Volksmunde der Fuchs bezeichnet zu werden pflegt.

So kommt es, dass jede Sprache einen bestimmten Vorrath von veraltenden Ausdrücken hat und zwar in verschiedenen Abstufungen: einige Worte sind nur ungewöhnlich oder nur in besondern Wendungen gebräuchlich (wie z. B. „Rüste" in „zu Rüste gehen"); einige gehören besondern Stilgattungen an, z. B. der alterthümelnden oder dichterischen; andre sind dem gemeinen Mann fremd und unverständlich ge-

worden, noch andere zwar erhalten, aber nur in Localdialekten; und die ältern Denkmäler jeder Sprache weisen mehr oder weniger Worte auf, die unrettbar verloren sind.

Es ist kaum nöthig auch nur im Vorbeigehen den Punkt zu berühren, dass Worte und Wendungen in ähnlicher Weise ihre alte Bedeutung verlieren, obwol auch hier durch die Art und den Grad, in welchem es geschieht, eine Verminderung der Mittel des sprachlichen Ausdrucks herbeigeführt werden kann. Schon die im vorigen Kapitel gegebenen Beispiele von Bedeutungsübertragung haben uns hinlänglich gezeigt, dass durch diesen Vorgang zwar gewöhnlich, aber nicht immer eine neue Bedeutung ohne Aufgeben der alten hinzugefügt wird. Es kann auch vorkommen, dass vom Inhalt eines Wortes der wesentliche Theil erhalten wird und nur die Nebenbedeutungen verloren gehen, oder umgekehrt. Beim Lesen älterer, z. B. mittelhochdeutscher Schriftsteller, besteht eine Hauptschwierigkeit darin, dies Verhältniss zu erkennen: man setzt sich sonst der Gefahr aus, mit seinem Verständniss an der Oberfläche zu bleiben und den wirklichen, tiefern Sinn gar nicht zu erfassen. Wenn z. B. Hartmann von Aue zum Lobe eines Mannes sagt: *im was der rehte wunsch gegeben ze werltlichen êren*, so entgeht jemandem, der *wunsch* im heutigem Sinne nimmt, das Gewicht des Ausdrucks ganz und gar, denn gemeint ist: „ihm war die glückliche Begabung und volle Kraft zur Erlangung weltlicher Ehre verliehen".

Von grosser Bedeutung ist ferner in der Geschichte der Sprache der Verlust grammatischer Formen, das Zusammenfallen früher unterschiedener Formen für verschiedene grammatische Beziehungen und Verhältnisse. Schon bei der Besprechung unsers althochdeutschen Beispiels fanden wir einige Fälle der Art; es mögen aus der Geschichte des Deutschen noch einige angeführt werden. Der älteste uns überlieferte germanische

Dialekt, das Gotische, ist reich an Formen, das Althochdeutsche steht in dieser Beziehung schon hinter dem Gotischen zurück, sehr stark ist die Einbusse, wenn man das Mittelhochdeutsche mit dem Althochdeutschen vergleicht, und unsre heutige Sprache hat wieder eine Anzahl Unterscheidungen aufgegeben, die im Mittelhochdeutschen noch gemacht wurden. Im Gotischen verändert sich das prädicativ stehende Adjectiv gemäss dem Genus und Numerus des Subjects sogut wie z. B. im Lateinischen *(bonus, bona, bonum, boni* u. s. w.), es würde heissen *manna ist gôds* (der Mann ist gut) *qinô ist gôda* (die Frau ist gut), *barn ist gôd* (das Kind ist gut) und ebenso im Plural *gôdai, gôdôs, gôda*, im Alt- und Mittelhochdeutschen verlieren sich diese Unterschiede allmählich, und wir haben in prädicativer Anwendung nur noch die eine unflectirte Form „gut" für alle Genera und Numeri. Die Wenigsten haben, wenn sie in ältern Büchern „zween" oder „zwo" finden, eine Ahnung davon, woher und wozu diese Formen da sind, und viele würden sie bei absichtlicher Nachahmung des alten Stils verkehrt gebrauchen, da sie keine Empfindung mehr davon haben, dass *zwên(e)* die männliche, *zwô* die weibliche, *zwei* die sächliche Form ist; im heutigen Sprachgebrauch ist das Neutrum „zwei" für alle eingetreten. Bei uns fallen in der Form „nehmen" die erste und dritte Person des Plurals zusammen, erstere lautet noch im Mittelhochdeutschen *nemen*, letztere *nement;* bei fast allen Verben der sogenannten schwachen Conjugation, d. h. denen, die zum Ausdruck der vergangenen Zeit „te" anfügen, können wir den Conjunctiv nicht mehr vom Indicativ des Imperfectums (Perfectums) unterscheiden: „ich nährte, du nährtest" u. s. w. ist beides, und wir umschreiben daher den Conjunctiv lieber durch „ich würde nähren"; schon im Mittelhochdeutschen hat dieser Unterschied aufgehört, ist aber im Althochdeutschen vorhanden: Indicativ *nerita, neritôs* u. s. w., Conjunctiv *neriti, neritîs* u. s. w.

Der lautliche Verfall der Endsilben hat hier die Formen gleichgemacht. Aehnlicher Beispiele liessen sich viele anführen; dennoch hat das Deutsche im Vergleich mit andern germanischen Sprachen verhältnissmässig viele alte Formenunterschiede bewahrt. Das Englische z. B. hat weit zahlreichere und eingreifendere Verluste erlitten; kaum eine andere Sprache hat von dem einstigen Reichthum so viel eingebüsst, so sehr die Worte ihrer Endungen entkleidet und damit die alten Formen verloren. Im Angelsächsischen wurden die drei grammatischen Geschlechter beim Substantiv und Adjectiv so gut unterschieden wie in den andern germanischen Dialekten, im heutigen Englisch wird das Adjectiv überhaupt gar nicht mehr abgewandelt, die eine Form *good* steht in jeder beliebigen Verbindung, die Ausdrücke „männlich“ und „weiblich“ bedeuten nur noch das natürliche Geschlecht, da das grammatische nicht mehr unterschieden wird. Das Englische hat dadurch einen der charakteristischen Züge des Sprachstammes, dem die germanischen Dialekte, das Griechische, Lateinische und andre europäische Sprachen angehören, verloren. Im Französischen hat derselbe Verlust dem Latein gegenüber nur theilweise stattgefunden, da es noch das Masculinum vom Femininum unterscheidet, Masculinum und Neutrum aber durch das Verwischen ihrer ursprünglichen Unterscheidungszeichen zusammenfallen lässt.

Alles dies rührt hauptsächlich von der Neigung zu Bequemlichkeit und Kürze her, eine Neigung, die gerade auf dem Gebiete der grammatischen Formen besonders zerstörend wirkt; die erhaltende Kraft, das Streben nach richtiger Ueberlieferung kann ihr nicht das Gleichgewicht halten. Viele der erwähnten Verluste sind das Werk weniger Jahrhunderte; und ausser der erwähnten allgemeinen Ursache kann man bei manchen Sprachen ohne Schwierigkeit noch andre nachweisen, die den Vorgang beschleunigen. Wenn Leute durch blosses Hören und im Verkehr eine fremde

Sprache lernen, so pflegen sie namentlich mit den Endungen schlecht umzugehen; es genügt ihnen, den eigentlichen Wortkörper, den bedeutsamen Theil des Wortes soweit richtig aufgefasst zu haben und wiederzugeben, dass sie verstanden werden, wobei sie es dem Angeredeten überlassen, die Beziehungen aus dem Zusammenhange zu errathen. Diesem Umstand ist es mit zuzuschreiben, dass das Latein im Munde der Italiener, Kelten, Iberer und andrer Völker so verfiel und in die entstellte und verkürzte Form der heutigen romanischen Sprachen überging, wie auch der Einfall der französisch redenden Normannen in England und ihre Vermischung mit dem angelsächsisch sprechenden Volke dem Streben nach Verkürzung und Vereinfachung, das vielleicht schon im spätern Angelsächsisch ziemlich stark hervortrat, nicht unbeträchtlich Vorschub geleistet hat.

Die besprochene Erscheinung ist aber mit nichten auf die jüngsten Perioden der Entwicklung, auf die modernen Sprachen beschränkt. Die Neigung zur Verkürzung und Bequemlichkeit, zur Ersparung von Kraft beim Sprechen ist vielmehr eine allgemeine und überall unbewusst wirkende, und wo sie auftritt, zerstört sie. Derselbe Vorgang, durch welchen anfänglich selbständige Bestandtheile der Sprache zu einem einheitlichen Wortgebilde zusammengeschmolzen und dadurch unkenntlich gemacht werden, setzt sich ohne Unterbrechung fort in der Verschränkung und Verstümmelung dieses Gebildes — und diese Wirkung tritt in den ältern Perioden der Sprache ebenso gut ein wie in den spätern, wenn auch nicht nothwendigerweise ebenso schnell. Wie man annimmt, gehört die Anfügung der Personalendungen an das Verbum, z. B. in der ersten Person des Singulars *mi*, in der des Plurals *masi*, zu den ältesten Formenbildungen unsrer Sprache, wenn sie nicht überhaupt die älteste ist; und doch sind auch diese Endungen schon verkürzt und verändert aus etwas noch ursprünglicherm; *masi* namentlich ist

so entstellt, dass die Sprachforscher über seine Entstehung und Erklärung uneinig sind. Alles, was bei uns davon übrig ist, besteht in dem *n* von *bin* (althochdeutsch *bi-m*) und dem *n* der ersten Person des Plurals „gebe-n" (althochdeutsch *geba-m*); das Englische hat sogar nur in einer ganz vereinzelten Form einen Rest davon, in *am* (ich bin) für *as-mi;* jede mit unsrer verwandte Sprache hat etwas von diesen Formen eingebüsst und ähnliche Verluste in andern Gebieten der Wortbildung und Wortbeugung aufzuweisen.

Keine Sprache, auch die formenreichste, kann mehr als einen kleinen Theil der unendlichen Menge von Beziehungen verkörpern und zu deutlichem Bewusstsein bringen, die zwischen den Begriffen bestehen und von dem denkenden Geiste, auch ohne dass seine Aufmerksamkeit durch einen sprachlichen Ausdruck darauf hingelenkt wird, ergänzt werden. Auch die vorhandenen Beziehungsausdrücke sind zum verständlichen Sprechen nicht wesentlich, sie könnten fehlen, wie die übrigen. Und hat eine bestimmte Beziehung in der Sprache einen Ausdruck gefunden, so ist doch der Geist an dies hörbare Zeichen nicht gebunden, sondern lässt sich zuweilen sogar dadurch sicher machen, vernachlässigt die Beziehung, richtet seine Aufmerksamkeit wesentlich auf den Begriff und geht so weit, die Bezeichnung jener fallen zu lassen. Zu unserm Troste können wir aber hinzufügen, dass kein Volk, solange nicht eine wirkliche Abnahme seiner geistigen Thätigkeit in Ausdehnung und Intensität stattfindet, von seinem einstigen Besitz an Flexionsformen verliert, ohne für andre und im ganzen gleichwerthige Mittel des Ausdrucks zu sorgen. Die Art des Ausdrucks kann sich sehr stark ändern, ohne dass ein wirklicher Verlust an Ausdrucksfähigkeit eintritt. Verfallen in einer Sprache die Casusformen, so nimmt der Gebrauch der sie ersetzenden präpositionalen Verbindungen zu; der Verlust der Pronomina, die als Personalendungen dem Verbum

angefügt ein nothwendiges Element in dessen Conjugation waren, führte zu ausgedehnterer Anwendung der Pronomina als selbständiger Worte vor dem Verbum; die Verarmung in den Modi und Tempora wurde ausgeglichen durch die Einführung eines reichen Vorraths von Hülfsverben, die nicht nur beinahe alle frühern Unterscheidungen, sondern auch eine Anzahl neuer ausdrücken können.

Das führt uns jedoch zu der noch übrigen Klasse sprachlicher Veränderungen, auf die auch andre Stellen im Verlauf dieses Kapitels schon hindeuteten, nämlich zur Bildung neuer Mittel des sprachlichen Ausdrucks; und zu diesen gehen wir jetzt über.

SIEBENTES KAPITEL.

Wachsthum der Sprache: Erzeugung neuer Worte und Formen.

Besondere Wichtigkeit dieser Art sprachlicher Veränderung; die Ziele derselben; diese werden zum Theil erreicht ohne äussern Zuwachs; Erweiterung, Verschärfung, Vervielfältigung der Bedeutung vorhandener Worte. — Erzeugung neuer Mittel des Ausdrucks. — Aeusserer Zuwachs; Entlehnung aus andern Sprachen; Ausdehnung und Art derselben in verschiedenen Sprachen. — Erfindung und Entstehung ganz neuer Worte; Onomatopoea. — Bildung neuer Worte durch Zusammensetzung vorhandener; neue auf diese Weise entstehende Formen; deren Häufigkeit und Wichtigkeit; innere Veränderung, scheinbar zum Zweck des Beziehungsausdrucks gemacht, in Wirklichkeit Folge äussern Zuwachses. — Differenzirung der Form eines und desselben Wortes bei verschiedener Bedeutung. — Die Anwendbarkeit der Worte vermehrt durch Ableitungsendungen; die Verwandlung eines Redetheils in einen andern durch dasselbe Mittel.

Der letzte Punkt, den wir bei der Untersuchung der verschiedenen Arten des Wandels und Wachsthums der Sprache zu betrachten haben, ist die Erwerbung neuen Sprachstoffs und damit der Mittel, durch welche die zerstörende Wirkung des lautlichen Verfalls wieder gut gemacht und neuen Gedanken und Erkenntnissen ein Ausdruck geschaffen wird. Diese Mittel sind zum Theil schon angeführt oder angedeutet, denn alle Arten des sprachlichen Wachsthums sind so eng verwebt und kreuzen sich so oft, dass es unmöglich ist, selbst

wenn man sie noch so scharf abzugrenzen sucht, eine derselben zu behandeln, ohne die andern mehr oder weniger zu berücksichtigen.

Wie wir im voraus bemerken, bildet diese letzte Art der Veränderung in einem höhern und eigentlichern Sinne als irgend eine andre das Wachsthum der Sprache und muss die dabei wesentlich wirksamen Kräfte besonders deutlich an den Tag bringen.

Das allgemeine durch Vermehrungen des Sprachstoffs erreichte Ziel ist augenscheinlich die Ausdehnung und Erhöhung der Ausdrucksfähigkeit, die Herbeischaffung von Ausdrücken zur Darstellung neu erworbener Erkenntniss, Verbesserung in der Darstellung der vorhandenen. Aber, wie wir voranschicken müssen, diese Ziele werden in nicht geringem Grade ohne sichtbare Veränderung der Sprache erreicht; zum Theil dadurch, dass die alten Bestandtheile der Sprache zu neuen Sätzen verarbeitet werden; und offenbar ist dies eine Art, die Sprache zu verwenden, durch welche grosse Erfolge erreicht werden; für eine Menge neuer Gedanken wird so gesorgt. Dies kann aber nicht vor sich gehen, ohne mehr oder weniger auf den Inhalt der gebrauchten Ausdrücke einzuwirken, den Umfang und sogar das ganze Wesen der von diesen dargestellten Begriffe zu ändern. Wenn wir z. B. sagen „die Sonne geht auf und verbreitet Licht und Wärme auf der Erde", so könnte dieser Satz (oder was ihm in andern Sprachen gleich ist), soweit seine einzelnen Bestandtheile in Betracht kommen, zu jeder Zeit vom Kindesalter der Sprache und Erkenntniss her gesprochen sein; aber wie verschieden ist der wirkliche Inhalt, wenn wir ihn jetzt brauchen, von dem, wie er im Alterthum verstanden wurde oder wie ihn mancher Unwissende auch heute noch versteht. Wenn wir der Sonne ein „Gehen" zuschreiben, so ist das nur eine Nachgiebigkeit gegen den äussern Anschein; wir wollen uns nicht die Mühe geben zu sagen, die Erde drehe sich, bis der Fleck, auf dem wir stehen, in den Bereich der

Sonnenstrahlen kommt. Vor nicht langer Zeit hat man entdeckt, dass „Licht“ und „Wärme“ Bewegungsformen der Materie sind, die wir an bestimmten Wirkungen auf unser Nervensystem so oder so empfinden, und wie sich der Inhalt der Begriffe „Sonne“ und „Erde“ geändert hat, bedarf keiner weitern Ausführung. Dies Beispiel ist freilich ein sehr starkes, dennoch gibt es eine vollkommen richtige und auch allgemein gültige Anschauung von der Art, wie ein höchst bedeutender Theil neuer Erkenntniss in der Sprache verarbeitet wird. Diese Umformung des Gedankeninhalts wirkt immerfort in dem gesammten Sprachstoff wie ein Gährungsmittel; infolge davon werden ohne äussere Umbildung die veränderten Vorstellungen, die klarere Erkenntniss, die schärfern Begriffsbestimmungen, die aus dem allmählichen geistigen Wachsthum hervorgehen, der Sprache einverleibt. Der Geist des Volkes arbeitet, wie wir es früher ausgedrückt haben, beständig unter dem Fachwerk der alten Sprache und erhöht deren Mittel des Ausdrucks, indem er ihnen neue Anwendungen gibt.

Wir könnten in der That das ganze Gebiet, das wir im fünften Kapitel bei der Behandlung der Bedeutungswechsel als einzelner Veränderungen verschiedener Art und verschiedenen Grades durchwanderten, hier mit Rücksicht auf die Zwecke, denen diese Veränderungen dienen, ganz passend noch einmal vornehmen. Dazu indessen würde zu viel Zeit gehören, und wir müssen uns begnügen, nur bestimmte Seiten des Gegenstandes kurz hervorzuheben.

Wie gross zunächst die Bereicherung der Sprache durch dies eine Mittel ist, lehrt die Beobachtung der mannichfaltigen Bedeutungen unserer Worte. Wäre jedes von diesen wie ein wissenschaftlicher Terminus auf eine bestimmt begrenzte Klasse eng zusammengehöriger Dinge beschränkt, so würde die Zahl der Worte, die der Gebildete jetzt gebraucht, bei weitem für seine Zwecke nicht ausreichen. Es ist aber die herkömmliche Bestimmung des Wortes, nicht einen

Punkt, sondern eine Fläche zu decken, und zwar eine unregelmässige, ungleichartige und dehnbare Fläche. Ein gewisser bekannter englischer Lexikograph glaubte nichts geringes geleistet zu haben, als es ihm gelungen war, die Anwendungen des Wortes *good* in vierzig Unterabtheilungen zu bringen, wobei noch ein nicht aufgehender Rest von einem oder zwei Dutzend Wendungen übrig blieb; wenn man nun auch seine Unterscheidungen nicht alle als gültig anzunehmen braucht, so entsprechen sie doch einer wirklichen Sachlage. Wer sich erinnert, wie er in den Anfängen seiner Studien gelegentlich voll Verzweiflung die lange Reihe von Bedeutungen griechischer und lateinischer Worte in seinen Wörterbüchern durchlaufen hat, um die für eine bestimmte Stelle passende zu finden, wird nicht in Frage stellen, dass wenigstens fremde Worte eine verwirrende Mannichfaltigkeit der Bedeutung zeigen; der Fall ist aber genau so bei einem Fremden, der ein deutsches Wörterbuch braucht. Bei jeder Sprache ist es die Aufgabe eines guten Lexikographen, die anscheinende Verwirrung in Ordnung zu bringen; er muss zu dem Ende den Kern, die ursprüngliche etymologische Bedeutung aufsuchen, von der alle übrigen durch Veränderung und Uebertragung herkommen, und diese im richtigen Verhältniss zu der Grundbedeutung und zueinander aufführen, sodass die Gedankenverbindung, durch welche jede einzelne der andern angefügt ist, hervortritt — falls er nicht findet, dass diese Verbindung, wie es gar nicht selten der Fall ist, undeutlich oder unauffindbar ist. Würden wir nur diejenigen Grade der Bedeutungsunterschiede unserer Worte zählen, für die auch besondere Ausdrücke gebraucht werden können, so käme es ohne Zweifel heraus, dass die circa 100,000 deutschen Worte den Werth von einer oder zwei Millionen haben. Wie ausserordentlich weit diese Art der Bereicherung gehen kann, davon gibt eine hochentwickelte Sprache, die chinesische, ein treffendes Beispiel; deren ganzes Wachsthum konnte nur in der Bedeutungsdifferenzirung

bestehen, da sie jeden äussern Zuwachs der Worte verschmäht; sie hat nur ungefähr 1500 Worte, und man kann sich leicht vorstellen, was für eine Menge auseinandergehender und kaum verknüpfbarer Bedeutungen da jedes Wort haben muss.

Die besondere Art der Uebertragung, durch welche die Ausdrucksfähigkeit in reichem Masse erhöht wird, ist die bildliche, wie sie im vorletzten Kapitel besprochen und an Beispielen erläutert wurde. Aber soviel sie auch zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse des sprachlichen Ausdrucks beiträgt, namentlich wo es sich um die Bezeichnung intellectueller und ethischer Verhältnisse oder um die Kundgebung von Beziehungen der Begriffe handelt, so ist sie doch auf dies Gebiet nicht beschränkt. Der Geist hat nicht nur eine wunderbare Gewandtheit Aehnlichkeiten aufzugreifen und zu verwerthen, sondern hat eine wahrhaft schöpferische Lust an dieser Thätigkeit und entnimmt daraus eine erfreuliche Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks. Unter Leuten von engbegrenztem Beruf und geringer allgemeiner Bildung kann man schlagende Beispiele der Wirkung dieser Neigung finden: sollen sie über ihnen weniger vertraute Gegenstände sprechen, so sehen sie beständig Aehnlichkeiten mit denen, die ihren täglichen Gedankenvorrath ausmachen, und ihre Rede verräth das Handwerk. So spricht namentlich der Seemann, als wenn die ganze Welt ein Schiff wäre, und das so scharf und treffend, dass es für Landratten, wenn sie dergleichen Darstellungen in Seeromanen lesen, höchst ergötzlich ist. Im Englischen sind manche seemännische Worte und Wendungen von ursprünglich bildlichem Gebrauche in die Sprache des täglichen Lebens übergegangen. In höherm oder geringerm Grade kommt ähnliches überall vor: so haben wir ein uraltes Beispiel der Art an den vedischen Dichtern, die ihre Vergleichungen beständig von der Viehheerde und Weide herholen und dadurch Veranlassung zu manchen Ausdrücken gegeben

haben, die in der spätern Sprache ohne jeden bildlichen Sinn für menschliche Verhältnisse gebraucht werden. Soweit dergleichen sonderbar oder unedel ist, bildet es den Hauptbestandtheil dessen, was die Engländer *slang* nennen, eine Sache, die wir auch, z. B. in der Studentensprache und sonst in der Ausdrucksweise besonderer Gesellschaftskreise, sehr wohl kennen, für die wir aber kein rechtes Wort haben. Solche Sprechweise, wenn sie zur Gewohnheit wird, erregt unser Misfallen und mit Recht, dennoch ist sie nur Uebertreibung und Misbrauch einer Neigung, die an sich ganz gerechtfertigt und in der Geschichte der Sprache von höchster Bedeutung ist. Worte werden dadurch, dass sie fortwährend von Leuten im Munde geführt werden, die weder Verständniss noch Empfindung hineinlegen, oft in so lästigem Grade gewohnheitsmässig, trivial oder gar nichtssagend, dass man sich ihrer lieber zu Gunsten eines wenn auch vielleicht wunderlichen, aber kräftigen Ausdrucks zu entledigen sucht. In der sprudelnden Fülle geistiger Thätigkeit und der natürlichen Freude an Sprachbildnerei ist *slang* ein nothwendiges Uebel; und es gibt Grade und Anwendungen desselben, deren Reiz jeder empfinden und bekennen darf; es ist, als läse man eine Geschichte in lauter rohen aber sprechenden Bildern anstatt in Worten.

Eine gewohnheitsmässige Leerheit der Bedeutung hat freilich auch ihren besondern Nutzen, z. B. in den Formen des geselligen Verkehrs, wo wir zuweilen genöthigt sind unsere Gedanken durch die Sprache eher zu verbergen als zu enthüllen. Um ein oder zwei Beispiele der einfachsten Art zu nehmen: wir fragen einen Bekannten, „wie gehts Ihnen“, würden aber unangenehm überrascht sein, wenn er darauf mit einer ausführlichen Beschreibung seines Gesundheitszustandes antworten wollte; Briefe an Leute, die wir sehr wenig ehren, beginnen wir mit „Geehrter Herr“ und schliessen mit „hochachtungsvoll“, wo wir von Hochachtung oft sehr weit entfernt sind; und so in vielen andern Fällen;

aufrichtigere Wendungen zu brauchen würde plump und sonderbar aussehen und wäre ein unziemliches Vordrängen unserer persönlichen Meinung. Ferner gibt es Gegenstände, bei denen Anstand und Zartgefühl sorgfältige Auswahl unserer Ausdrücke gebieten, wenn wir nicht Verdruss oder Widerwillen erregen wollen. Die Herrschaft, welche die Worte über unsere Gedanken erlangt haben, wird dadurch sehr treffend erläutert, dass wir in mittelbarer, bildlicher, nur andeutender Ausdrucksweise uns gefallen lassen, was uns mit dürren Worten ausgedrückt widerwärtig wäre. Hier kann durch eine der oben bemerkten entgegengesetzten Entwicklung ein Ausdruck nach einiger Zeit infolge des häufigen Gebrauchs vielleicht zu deutlich werden, und wir müssen auf einen andern, weniger lebendigen sinnen.

Unabhängig also von irgend einer besonders hervortretenden Bereicherung der Erkenntniss und Vermehrung der Begriffe, wie in Verbindung damit wird der Sprachstoff fort und fort vervollkommnet, indem er auf mannichfaltigere und geschicktere Weise verwendet wird. Wir haben wol im fünften Kapitel jene allgemeinste und grossartigste Bewegung der Bedeutung schon genügend berücksichtigt, welche Worten von mehr sinnlichem und stofflichem Inhalt einen vorwiegend abstracten und formalen Werth gibt, und bemerkt, dass dies einerseits zur Heranbildung von Ausdrücken für abstracte Begriffe führt, andererseits zur Erzeugung von Formworten, erstere mehr bestimmt, bei neuem Gedankeninhalt verwendet zu werden, letztere mehr, den Ausdruck des vorhandenen zu vervollkommnen. So können wir uns jetzt zu der andern, sichtbaren Art des Wachsthums wenden, die in äusserer Vermehrung der Sprache, im Hinzukommen neuer Worte zu dem vorhandenen Wortschatze besteht; und hier fangen wir am besten an mit der alleräusserlichsten Vermehrung, die es gibt, nämlich mit der Entlehnung von Worten aus einer Sprache in die andere. In höherm oder

geringerm Grade wird beinahe überall zur Entlehnung gegriffen; es gibt kaum eine Sprache in der Welt, wenn ihre Vertreter nur irgendwie mit denen einer andern in Berührung kommen, die nicht einiges aus dieser andern entnommen hätte. Am leichtesten werden in dieser Weise Namen von Waaren und Einrichtungen fremden Ursprungs übernommen; wenn wir mit solchen bekannt werden und es der Mühe werth finden, sie einzuführen oder anzunehmen, ist es uns oft bequem, die Namen beizubehalten, mit denen sie in ihrer Heimat genannt wurden. So ist „Ananas" eine tropische Frucht und führt bei den meisten europäischen Völkern diesen ihren einheimischen Namen; die Engländer haben es vorgezogen, ihr eine englische Benennung, *pine-apple*, zu geben, d. h. eigentlich „ein Apfel, wie ihn nach den Zapfen zu urtheilen eine Fichte *(pine)* tragen würde, wenn sie versuchte ein Apfelbaum zu sein." Wir haben auf diese Weise Worte aus uns sehr fernliegenden Sprachen in die unsrige aufgenommen; so haben wir z. B. aus dem Hebräischen „Samstag" (aus Sabbathstag entstanden), „Schacher" und das dazugehörige Verbum, „Jubel" in der Verbindung „Jubeljahr"; aus dem Arabischen eine Anzahl alter wissenschaftlicher Termini wie „Algebra, Alkali, Zenith, Ziffer", aber auch andere des täglichen Lebens, z. B. „Juppe, Razzia, Zucker (im letzten Grunde ein Sanskritwort), Magazin"; aus dem Persischen „Karawane, Schach, Shawl"; aus dem Hindi stammen „Punsch" und „Calico", aus dem Chinesischen „Thee" und „Nanking." Natürlich sind dergleichen Fälle nicht häufig, und wir haben selten diese Worte unmittelbar aus den betreffenden Sprachen, sondern meist durch Vermittelung eines andern europäischen Volkes. Die Engländer, da sie durch einen grossartigen Seeverkehr und Coloniegründungen seit lange mit den Völkern anderer Continente in Verbindung stehen, haben auch mehr asiatische und andere wildfremde Worte ihrer Sprache einverleibt; freilich machen diese alle zusammen auch hier keinen

irgendwie beträchtlichen Theil der Sprache aus, aber alle solche Fälle haben in theoretischer Beziehung grosse Wichtigkeit, da sie das Verfahren bei der Namengebung im allgemeinen, die wir im nächsten Kapitel genauer betrachten werden, aufklären helfen. Man kann es sicher nicht organisches Wachsthum nennen, dass wir einen bestimmten Gegenstand mit einem bestimmten Namen belegen, weil irgend ein fernes Volk, von dem wir wenig wissen und das uns wenig kümmert, diesen Namen gegeben hat; dennoch gehört derselbe, wenn er einmal in allgemeinern Gebrauch gekommen ist, fortan zu den Worten der deutschen Sprache, wie z. B. Zucker.

Wenn wir von Entlehnungen aus andern Sprachen reden, so denken wir zunächst an die Menge romanischer, namentlich französischer Worte, die seit dem Mittelalter ins Deutsche übergegangen sind und zum Theil von dem nicht philologisch Gebildeten gar nicht mehr als Fremdworte empfunden, zum Theil allerdings von jedermann als Fremdlinge erkannt werden. Es bedarf nur eines Hinweises auf die grosse Anzahl dieser entlehnten Worte und ihre allgemeine Gebräuchlichkeit, um zu zeigen, wie gross die Neigung zur Aufnahme fremder Elemente bei uns ist, und wie unser Wortschatz dadurch bereichert wird. Aber trotz ihrer nicht geringen Zahl bilden die romanischen Lehnworte doch verhältnissmässig nur einen kleinen Theil unsers Wortvorraths. Ganz anders ist dies in einer andern germanischen Sprache, im Englischen; hier können wir beobachten, welch ungeheure Ausdehnung die Aufnahme fremder Elemente bekommen kann, und zugleich, was die Hauptveranlassung derselben ist. Es wird sich dabei aber auch zeigen, dass das Englische sich in dieser Beziehung nur dem Grade nach, nicht aber im Wesen von andern europäischen Sprachen unterscheidet. Alle hervorragenden Völker Europas haben Bildung und Religion, mittelbar oder unmittelbar, von Griechenland und Rom empfangen. Einige von ihnen, wie die verschiedenen

altitalischen Stämme, die Kelten Galliens, die Keltiberer der spanischen Halbinsel, eigneten sich in der That so viel von Rom an, dass sie mit dem übrigen auch dessen Sprache in Bausch und Bogen aufnahmen, ihre eigene fallen liessen und jetzt fast rein romanische (vom Latein abgeleitete) Sprachen reden. Bei den andern Völkern hatte die Abhängigkeit von römischem und griechischem Wesen nur den Erfolg, den wir schon oben andeuteten: in Verbindung mit neuen Ideen und Einrichtungen empfingen sie auch die Worte, mit denen bei Griechen und Römern jene Dinge bezeichnet wurden. So kommt es, dass im Deutschen, Slawischen und Keltischen viele lateinische und griechische Worte enthalten sind. Alle ältern germanischen Dialekte zeigen solche Beispiele, das Gotische wie das Angelsächsische und Nordische, und im eigentlichen Deutsch sind sie von alter Zeit her zahlreich, oft durch ein ganz einheimisches Aussehen verdeckt. Beispiele der Art haben wir schon gelegentlich im dritten Kapitel angeführt; und wir brauchen nur ein einziges Gebiet, das der kirchlichen Ausdrücke, zu nehmen, um sofort eine Menge anderer zu finden: Priester, predigen, Kanzel, Messe, Altar, Opfer, Dom, Tempel, Almosen, Bibel, Kloster, Münster, Pfründe, Klause, Klausner, Segen, segnen, Fest, Pfingsten u. s. w. Die Abhängigkeit Europas von den classischen Quellen der Wissenschaften und Künste währte lange. Latein wurde überall von den Gelehrten gelesen und geschrieben, sie betrachteten es beinahe als die einzige höhern Zwecken angemessene Sprache, und es spielt ja noch jetzt eine hervorragende Rolle bei aller höhern Erziehung und Bildung. Dadurch wurde die Gewohnheit, für alle gelehrten Bedürfnisse, welche das regelmässige Wachsthum der Volkssprache nicht befriedigte, zu dem lateinischen Wortschatz zu greifen, immer lebendig erhalten. In gewisser Weise war das für die neuern Sprachen, die selbst aus dem Latein stammen, leichter als für die andern, indess dürfen wir diesen Vorzug nicht zu hoch anschlagen, wenn wir be-

denken, wie wenig wir selbst aus den übrigen germanischen Sprachen, etwa dem Nordischen oder Englischen entlehnen. Nur Latein und Griechisch nahmen eine solche Stellung ein, dass alle europäischen Völker zur Bereicherung ihrer verschiedenen Sprachen von ihnen borgen konnten. In andern Theilen der Welt haben andere Sprachen einen ähnlichen Rang eingenommen: für die grosse Menge indischer Stämme und Völker mit ihren verschiedenen Sprachen war lange Zeit das Sanskrit die Sprache der Religion und die Schriftsprache, und seine Literatur die Quelle aller höhern Erkenntniss; daher kommt es, dass alle literarisch gepflegten neuindischen Sprachen voll von Sanskritworten sind, wie die europäischen von lateinischen. Die Perser wurden vor mehr als tausend Jahren gezwungen, eine neue Religion und Verfassung aus den Händen der arabischen Eroberer ihres Landes anzunehmen, und das heutige Persisch ist beinahe mehr arabisch als persisch. Die Türken brachen als eine wilde rohe Horde in Persien ein, die noch alles zu lernen hatte ausser Krieg und Raub; ihre gegenwärtige Schriftsprache wimmelt von persischen und arabischen Worten. Die Japanesen fingen vor funfzehnhundert Jahren an, bei den Chinesen in die Lehre zu gehen, und haben den chinesischen Wortschatz sozusagen mit Haut und Haar ihrer Sprache einverleibt.

Dass also das Englische, um seinen Wortvorrath zu bereichern, mit freier Hand aus andern Sprachen entlehnt, ist gar nichts besonderes; das besondere liegt nur darin, dass es in grosser Ausdehnung aus nur entfernt mit ihm verwandten Sprachen borgt, mehr als die andern europäischen Sprachen. Nach einer glaubwürdigen Schätzung sind von allen Worten, welche die grossen englischen Wörterbücher enthalten, beinahe fünf Siebentel classischen, nur ungefähr zwei Siebentel einheimischen germanischen Ursprungs; die Zahl aller anderswoher stammenden Worte, ein oder zwei Tausend, ist dabei von keinem Belang. Natürlich richtet sich

das Vorkommen der Worte beim Gebrauch in zusammenhängender Rede nicht nach diesem Verhältniss, weil die häufigsten Worte, die Hauptmasse des in der gewöhnlichen Rede erforderlichen Sprachstoffs und beinahe alle formalen Elemente germanisch sind. Zählt man z. B. die von Milton gebrauchten Worte auf, so sind volle zwei Drittel aus dem Lateinischen und Griechischen, nimmt man aber irgendeine Seite der Miltonschen Gedichte, so betragen sie nur zehn bis dreissig Procent; und sogar in Samuel Johnson's Stil, obwol dieser durch das Uebermass der aus den classischen Sprachen entnommenen Worte berühmt ist, wenig mehr.

Für das Vorwiegen der entlehnten Bestandtheile, wie es im englischen Wortschatz wenigstens in der einen Hinsicht stattfindet, sind die Ursachen leicht nachweisbar. Die normannische Eroberung Englands, die nach langem Widerstreit zur endlichen Vermischung eines französisch redenden mit einem angelsächsisch sprechenden Stamme führte, brachte die gewissermassen gewaltsame Einführung einer grossen Menge französischer Worte lateinischen Ursprungs mit sich und machte es so verhältnissmässig leicht, fortan ohne Gewaltsamkeit noch viele mehr einzuführen. Dazu kam, dass durch die Abnahme der Fähigkeit, aus dem eigenen Material Zusammensetzungen und Ableitungen zu machen, und das Absterben der Flexionsformen, zum Theil ebenfalls Wirkungen desselben grossen geschichtlichen Ereignisses, die Sprache unfähiger wurde, aus eigenen Mitteln irgendeiner bedeutenden Forderung nach neuen Ausdrücken gerecht zu werden. Als daher seit einem oder zwei Jahrhunderten sich das dringende Bedürfniss danach einstellte, so mächtig, wie kaum je in der Geschichte, griff man beinahe bis zum Uebermass zu dem schon so oft gebrauchten Mittel der Entlehnung. Wenn ein Volk ruhig dahin lebt, ohne besonders hervortretende rasche Vermehrung der Früchte geistiger Thätigkeit seinen alten Wissensschatz fortpflanzt und ganz allmählich neuen dazu erwirbt, so ist anzunehmen, dass

der rein natürliche Zuwachs, der langsam und unbewusst von der grossen Masse der Sprechenden ausgeht, für alle Bedürfnisse ausreichen wird. Wenn aber Künste und Wissenschaften rasche Fortschritte machen, neue Zweige der Erkenntniss einer nach dem andern hervorspriessen, jeder einen ganzen Vorrath neuer Ausdrücke verlangt, wenn unzählbare Mengen neuer Thatsachen und Gegenstände bekannt werden, die alle benannt sein wollen, dann wird das natürliche Wachsthum auch der fruchtbarsten Sprache über seine Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen und reicht nicht aus. Zum grossen Theil beziehen sich diese Forderungen auf technische Ausdrücke, auf Worte zum gelehrten Gebrauch, und die Gelehrten finden, was sie bedürfen, am bequemsten in den Sprachen, die von jeher gelehrten Zwecken dienten, der lateinischen und griechischen. Sie gewinnen dabei zugleich den äussern Vortheil, dass sie als Erben und Fortsetzer einer vielen Völkern gemeinsamen Bildung eine Art von gemeinsamem Dialekt besitzen, aus denen sie die Benennungen für Begriffe schöpfen können, und es liegt mehr in ihrem Interesse, solche mit der übrigen gelehrten Welt gleichmässig zu benennen, als auf die grosse Masse ihrer Landsleute dabei Rücksicht zu nehmen. Sowol unsere Fremdworte wie die fünf Siebentel der englischen Worte, die aus den classischen Sprachen stammen, sind hauptsächlich Ausdrücke für gelehrten und technischen Gebrauch, die das Kind nicht nöthig hat zu lernen, um deutsch oder englisch zu sprechen, und die der Ungebildete nie lernt; manche von ihnen sind sogar in der Büchersprache selten. Es kann aber ein beliebiges Wort der Art, wenn die Verhältnisse des praktischen Lebens es so fügen, ebenso gewöhnlich werden wie Ausdrücke weniger künstlichen Ursprungs; Beispiele der Art sind „Gas, Petroleum, Telegraph, Photograph“ im Deutschen wie im Englischen.

Wie die Entlehnung in verschiedenem Umfange stattfinden kann, so ist sie auch in Bezug auf die ver-

schiedenen Wortarten dem Grade nach unterschieden. Was am leichtesten aus den Vorräthen einer Sprache in die einer andern übergeführt wird, sind Namen und Beinamen von Dingen, Substantive und Adjective, Verba schon weniger leicht, Partikeln kaum je, die Mittel der Wortableitung, Präfixe und Suffixe, äusserst selten, und die der Flexion, Declinations- und Conjugationsendungen, am allerwenigsten. Auch das Englische ist in seiner Grammatik beinahe unvermischt; die Bestandtheile desselben, welche die Verbindung und die Beziehung der Begriffe zu einander bezeichnen, zur Satzbildung verwendet werden, kurz das ganze formale Element der Sprache ist fast ausschliesslich angelsächsischen Ursprungs. Deswegen wird auch das Englische, obwol in seinem Wortschatz, wenn man ihn im weitesten Sinne nimmt, die Bestandtheile römischer und griechischer Abkunft überwiegen, doch mit Recht zu den germanischen Sprachen gezählt.

Beispiele vollständiger Erfindung neuer Worte gibt die Sprache im Laufe ihrer überlieferten Geschichte (von ihren ersten Anfängen sprechen wir hier nicht) nur selten. Zuweilen kommt jedoch ein Fall vor wie „Gas", das, wie schon bemerkt, von einem alten Chemiker ersonnen wurde als künstliche Benennung eines Zustandes der Materie, den man früher nicht so genau erkannt hatte, um einen Namen dafür zu vermissen. Zu gleicher Zeit schlug derselbe vor, die Eigenschaft der Himmelskörper, der zufolge sie als Zeitregulatoren dienen, *blas* zu nennen; dies erschien jedoch zu sehr als Hirngespinst, es wurde vergessen, während das andre zu Ehren kam.

Häufiger als derartige Worte, die nur durch einen glücklichen Griff Leben und Anwendung bekommen, sind solche, die den Versuch enthalten, Naturlaute im groben nachzuahmen, so hat der „Kukuk" von seinem Geschrei den Namen; auch einige Verba gehören hierher, z. B. „piepen — pfeifen (lateinisch *pipire*), klatschen, prasseln, plauzen", die keineswegs alle alt, sondern erst

innerhalb neuerer Zeit gemacht oder in eine schallnachahmende Form umgebildet sind. Wir nennen solche Worte *onomatopoea*, wörtlich „Namen-machend", und folgen damit einem griechischen Sprachgebrauch; die Griechen konnten sich nämlich keinen andern Vorgang denken, durch welchen ganz und gar neuer Sprachstoff geschaffen werden könnte, als derartige Nachahmung.

Wir gehen jetzt über zur Betrachtung eines andern Vorganges, durch welchen für die Bedürfnisse des sprachlichen Ausdrucks Stoff geliefert wird, der zwar nur in gewissem Sinne neu ist, aber doch eine bemerkenswerthe Bereicherung der Sprache herbeiführt, und das in mehr als einer Richtung; ein Vorgang, der nach dem Ausweis der Geschichte der Sprache überhaupt wichtiger ist als irgend ein anderer. Es ist die Zusammensetzung der Worte, die Verbindung zweier selbständiger Elemente zu einem einheitlichen Ausdruck. Im Deutschen ist die Wortzusammensetzung so lebendig, dass jedem unzählige Beispiele zu Gebote stehen, und hier nur auf die Mannichfaltigkeit ihrer Verwendung hingewiesen zu werden braucht. Ein zusammengesetztes Wort ist im logischen Sinne die Abkürzung einer aus mehreren Worten bestehenden Beschreibung; der Beziehungsausdruck, die gewöhnlichen verbindenden und flexivischen Elemente werden weggelassen, die beiden Hauptbegriffe neben einander gestellt und dem Verstande des Hörers überlassen, ihre Beziehung zu einander aus sonst bekannten Umständen, aus dem Zusammenhange zu ergänzen. Zusammensetzung ist also insoweit ein Verzicht auf die Vortheile einer Sprache mit Flexion und Formworten der Kürze und Bequemlichkeit zu liebe. Die nicht ausgedrückten Beziehungen können mannichfachster Art sein: „Braunkohle" ist eine braune Kohle, „Steinkohle" eine, die wie Stein aussieht, „Holzkohle" solche, die aus Holz hergestellt ist, „Goldmünze" ein Münze aus Gold, „Goldgier" eine Gier nach Gold, „Goldglanz" Glanz des Goldes, in „Goldgräber" ist „Gold"

das Object der Thätigkeit; während „Leichtsinn" einfach einen leichten Sinn bedeutet, bezeichnet die ganz gleichartige Zusammensetzung „Graubart" einen Menschen, der einen grauen Bart hat, „Dreieck" ein Ding mit drei Ecken, dagegen „Vierschach" ein Schachspiel, an dem zu gleicher Zeit vier Personen betheiligt sind u. s. w. Ein jedes zusammengesetzte Wort ist, was seine Form betrifft, charakterisirt durch die Einheit des Accents; diese ist das hauptsächlichste äussere Zeichen der Zusammensetzung; sie bildet das zusammenschliessende Band des Wortes, obwol sie für sich allein nicht ausreicht, eine Wortzusammensetzung herzustellen, sonst müssten Wendungen wie „der Mann", oder „gib es" (gesprochen fast immer „gibs") und ähnliche, die auch nur einen Accent haben, als Zusammensetzungen angesehen werden. Nichts ist in den Sprachen einfacher und gewöhnlicher als die Bildung solcher Zusammensetzungen, doch ist ihre Häufigkeit in verschiedenen Sprachen sehr verschieden: das Sanskrit benutzt die Freiheit zusammengesetzte Worte zu bilden bis zum Uebermass; Griechisch, Latein, Deutsch brauchen sie in grosser Ausdehnung, aber mit weiser Mässigung; das Englische hat ihrer lange nicht so viele wie das Deutsche, aber immerhin noch eine stattliche Reihe; das Französische dagegen hat die Fähigkeit sie zu bilden fast ganz verloren. Wie sehr die Sprechenden geneigt sind, den Ursprung der Zusammensetzung zu vergessen, den Sondereindruck der einzelnen Bestandtheile zu verlieren, das Ganze als ein einheitliches Zeichen des Begriffs, an den es geknüpft ist, zu brauchen, und dann durch lautliche Veränderungen noch mehr zusammenzuschweissen und unkenntlich zu machen, ist schon oben bemerkt, und wir brauchen darüber hier keine weitere Auseinandersetzung und neue Beispiele. Doch liegt ein Theil der Wirkung dieser Lautveränderungen in einer Richtung, über die wir noch etwas hinzufügen müssen.

Unter unsern zahlreichen Adjectiven, die mit einem Substantiv verbunden zusammengesetzte Adjective (wie

„windstill, mondhell, glaubenseifrig“ u. s. w.) bilden können, gibt es solche, die wegen ihrer umfassenden Bedeutung und der davon abhängigen weiten Anwendbarkeit besonders häufig so gebraucht werden und auf diese Weise eine beträchtliche Reihe von Zusammensetzungen mit gleichem letztem Bestandtheil erzeugen. Ein sehr passendes Beispiel ist „voll“, das mit vielen Substantiven verbunden wird und eine so allgemeine Bedeutung hat, dass es für unser Sprachgefühl beinahe seinen eigentlichen Inhalt einbüsst und zu einem Suffix wird: so ist „angstvoll“ wenig oder gar nicht von „ängstlich“ verschieden, „freudvoll“ wenig von „freudig“; mit dem englischen *full* verhält es sich ebenso, *duti-ful*, *plenti-ful* sind gleichwerthig mit *duteous* und *plenteous*. Noch deutlicher wird der Uebergang in ein rein formales Element im englischen *-less*, dem Gegentheil von *-ful*, dies ist nicht zu verwechseln mit *less* (weniger), sondern nur eine lautliche Umbildung eines Adjectivs, das in selbständiger Stellung *loose* lautet, unser „lose“, das wir ja ebenfalls in Worten wie „gottlos, lieblos“ suffixartig gebrauchen. Ein Beispiel, wie ein altes Substantiv seine selbständige Bedeutung verliert und mit lautlicher Umbildung zu einem wortbildenden Suffix wird, fanden wir schon im vierten Kapitel an unserm „-keit“, aber auch aus dem Kreise der Adjective gibt es mehrere solche; „-lich“ ist nichts anderes als ein altes Adjectiv mit der Bedeutung „gleich“ (dies selbst ist entstanden aus *gelich*, niederdeutsch noch jetzt *lik* soviel wie „gleich“, englisch *like)*, „männlich, freundlich“ u. s. w. heissen also eigentlich „dem Manne, Freunde gleich“. Eine Casusform so zusammengesetzter Adjective wurde im ältern Deutsch besonders häufig in adverbialem Sinne gebraucht, wir hatten ein Beispiel in dem früher behandelten althochdeutschen Stücke an *wârlîhho*, daher im Mittelhochdeutschen die häufige Adverbialendung *-liche;* wir haben davon nur noch wenig Beispiele, wie „schwerlich, wahrlich, wohlweislich, freilich, getreulich“ u. a.,

Worte, die wir nicht adjectivisch anwenden können. Im Englischen ist das alte *-lîc* (z. B. angelsächsisch *freond-lîc* „freundlich") zu *-ly* in *friendly* u. s. w. verkürzt, die dem adverbialen Gebrauche dienende Casusform ebenfalls zu *-ly* geworden, und dies dient nun als fast allgemein anwendbares Adverbialsuffix, z. B. *tru-ly*, *plenti-fully*, *obviously*. Mit der französischen adverbialen Endung *-ment* hat es eine ähnliche Bewandtniss, es ist der lateinische Ablativ *mente* und *vraiment* heisst ursprünglich *vera mente* (italienisch *veramente*) „mit wahrem Sinn". Unser „-sam" in „sittsam, heilsam" (englisch *whole-some*) ist ein altes Adjectiv mit der Bedeutung „ähnlich, gleich" (englisch *same*), „sittsam" heisst also „was der Sitte gleicht, sich mit der Sitte vereinigt". Auch ausser den schon früher erwähnten „-heit, -keit" haben wir substantivbildende Suffixe ähnlichen Ursprungs; klare Beispiele der Art sind „-schaft" und „-thum" in „Herrschaft, Königthum" und so fort (englisch in *lord-ship*, *king-dom*); im ältern Deutsch heisst *scaf*, *scaft* „Beschaffenheit", *tuom* „Stand, Würde". Wir hatten schon Gelegenheit zu bemerken, dass in derselben Weise auch Tempora des Verbums entstanden sind; so lautet unser „(wir) hörten" im Gotischen *hausi-dêdum* und *dêdum* ist ein Präteritum des Verbums, das in neuhochdeutscher Gestalt „thun" lautet, im Präteritum „(wir) thaten", also ein angefügtes Hülfsverbum, das mit dem Verbum durch starke lautliche Veränderung in ein Wort verschmolzen ist; das ganze ist im Grunde nichts anderes, als was jetzt im Englischen durch Verbindung des *do* oder *did*, *we did hear*, mit dem Infinitiv erreicht wird, nur dass die Worte getrennt bleiben. Ganz gleichartig ist die Verschmelzung des Präsens von „haben" mit dem Infinitiv in den romanischen Sprachen zur Bildung des Futurums, wie *donner-ai*, die wörtliche Uebersetzung „ich habe zu geben" enthält die entsprechenden deutschen Elemente, nur unverbunden. Reichliche Belege derselben Art von Zusammensetzung,

Verschmelzung und daraus entstehender neuer Verbalformen gibt auch das Latein, dessen Imperfect auf *-bam*, Futurum auf *-bo* und Perfectum auf *-ui* oder *-vi* nach allgemeiner Annahme gewisse Formen des Verbums, von welchem im Deutschen *bin*, *bist* stammen, im Englischen *be*, zu Endungen haben. Sogar das Griechische und Sanskrit haben solche zusammengesetzte Formen jüngern und ältern Datums aufzuweisen: eine, das Futurum, im Sanskrit auf *-sjâmi*, im Griechischen auf *-σω (so)* endend, reicht in die Urperiode des sprachlichen Wachsthums unsers indogermanischen Sprachstammes zurück.

Dies sind einige der einfachsten Beispiele aus der Menge, die man anführen könnte um zu zeigen, dass Ableitungs- und Flexionsendungen aus selbständigen Worten hervorgegangen sind, Worten, die zunächst mit andern auf dem gewöhnlichen Wege der Zusammensetzung vereinigt werden, dann allmählich ihre Selbständigkeit verlieren, und endlich in mehr oder weniger verstümmelter oder veränderter Gestalt zu untergeordneten Bestandtheilen künstlicherer Gebilde, zu blossen Beziehungszeichen werden. Die dabei eintretenden Vorgänge des Vergessens, Verflüchtigens und Uebertragens der Bedeutung, der Veränderung und Verkürzung des Lautbestandes sind hier ganz dieselben wie in allen andern früher behandelten Fällen; sie tragen wesentlich zur Formenbildung bei, denn solange das einzelne Wort in seiner ursprünglichen Gestalt und Bedeutung in der Verbindung noch deutlich empfunden und erkannt wird, ist das Ganze eher eine Zusammensetzung als eine grammatische Form: unser „-voll“ z. B. ist nicht in dem Grade Suffix wie „-lich“, weil das selbständige Adjectiv darin noch zu sehr hervortritt; eine unkenntlich machende Veränderung muss hinzutreten um ein Suffix herzustellen, einen formativen Bestandtheil, wie man es passend nennt zum Unterschied von dem radicalen, der Wurzel oder dem Stamme, dem es angefügt wird.

Freilich kann lange nicht bei allen oder auch nur dem grössten Theile der vorhandenen formativen Elemente, der Ableitungs- und Flexionsendungen, der Ursprung auf diesem Wege nachgewiesen werden; und wenn wir in Betreff der Sprache nichts glauben sollen, was nicht vollständig belegbar ist, so wird uns der angenommene Grundsatz, wonach alle Formenbildung auf Zusammensetzung beruht, bei der Erklärung des Wachsthums der Sprache nicht viel helfen. Aber es wäre auch höchst unverständig, überall solche Belege zu fordern. Die bei jeder neuen Bildung eintretenden Wechsel von Form und Bedeutung verdecken und entstellen das ursprüngliche so, dass wir nach einiger Zeit über die Entstehung derselben vielleicht nur noch Vermuthungen hegen können, oder auch das nicht einmal. Die Endung „-lich", *-ly* würde man aus dem heutigen Deutsch oder Englisch allein nicht erklären können; über das „te" unsers Imperfectums wäre ohne das Gotische und Althochdeutsche zu keiner Sicherheit zu gelangen; das -σω *(sō)* des griechischen Futurums könnte ohne das Sanskrit nicht verstanden werden. Jede Periode des Sprachlebens bricht bei ihren unterbrochen fortgehenden Veränderungen von Form und Bedeutung einen Theil der Stufen ab, die eine Ableitung mit ihrem Grundwort verbinden. Es gibt sogar in den heutigen romanischen Sprachen nicht wenige Punkte im Gebiet der Wortbildung, die aller Erklärung spotten. Der blosse Mangel an Beweismaterial kann uns daher nicht berechtigen anzunehmen, irgendeine dunkle Form habe eine ganz andere Entstehung, als sie in andern Formen auf der Hand liegt oder nachweisbar ist; es spricht vielmehr alles dafür, dass die verschiedenen Formen darin übereinstimmen, und diese Annahme könnte nur durch unmittelbar einleuchtende, überzeugende Thatsachen zurückgewiesen werden. In Wirklichkeit bringt die Sprachforschung keine solche ans Licht; ihre zuverlässigen Resultate beweisen vielmehr, dass durch die Verbindung eines selbständigen Elements mit einem andern die

Sprachen unsers Sprachstammes von Anfang an in fruchtbarer und ausreichender Weise ihren äussern Zuwachs erhalten haben, dass dadurch das erforderliche neue Material herbeigeschafft, und dies dann unter der Wirkung der übrigen sprachlichen Vorgänge den Bedürfnissen des Ausdrucks angepasst wurde. Wir werden noch dazu kommen, die Geschichte der ursprünglichen Entwicklung dieses Sprachstammes, wie die vergleichende Sprachwissenschaft sie nach dem hier aufgestellten Grundsatz darlegt, kurz zu betrachten.

Nun scheint aber ein Theil unsrer Formen, sowol in Wortbildung wie in Flexion, nicht durch äussere Anfügung sondern durch innern Wandel geschaffen zu sein. Wir sagen freilich „Tag — Tage", aber auch „Nagel — Nägel"; „lieben — liebte — geliebt", aber auch „binden — band — gebunden"; „Bindung", aber auch „Band" und „Bund"; und gerade in der Geschichte der germanischen Sprachen ist die Veränderung des Wurzelvocals, wie sie in dem zuletzt angeführten Beispiele und vielen andern wie „brechen — brach — gebrochen — Bruch", „schiessen — schoss — Schuss", „schaffen — schuf" u. s. w. hervortritt, eine der wichtigsten Erscheinungen. Das Griechische hat bei einer beträchtlichen Anzahl von Verben und deren Ableitungen einen ähnlichen, nur nicht so regelmässigen und durchgehenden Wandel, z. B. λείπω *(leipō)*, ἔλιπον *(élipon)*, λέλοιπα *(léloipa)*; τρέπω *(trepō)*, ἔτραπον *(étrapon)*, τέτροφα *(tétropha)*, τρεπτός *(treptós)*, τράπηξ *(trápēx)*, τρόπος *(trópos)* u. s. w. Das sind dem Anschein nach Abweichungen von dem Grundsatz, dass die Formenbildung durch äussern Zuwachs, durch Zusammensetzung vor sich geht; wenn aber gezeigt werden kann, dass trotz alledem auch diese so entstanden sind, so werden sie für den ausgesprochenen Satz eine um so kräftigere Stütze bilden.

Wir können anfangen mit dem Beispiel „Nagel — Nägel"; bei diesem wie bei „Hafen — Häfen", „Acker — Aecker", „Tochter — Töchter" und andern haben

wir die Empfindung, dass die Mehrzahl ausgedrückt werde durch Veränderung des Vocals, durch den sogenannten Umlaut, wie sie bei „Tag — Tage", „Kind — Kinder", „Welt — Welten", durch eine angefügte Endung bezeichnet wird, und man könnte zu der Vorstellung kommen, dass es im Deutschen zwei Mittel zum Ausdruck des Plurals gebe, innerer Wandel des Vocals und äussere Anfügung einer Endung, von denen entweder das eine oder das andere verwendet würde. Aber es bedarf nur einer etwas weitern Umschau, um zu finden, dass sich die Sache keineswegs so verhält: erstlich gibt es Fälle, die sowol Umlaut wie Endung enthalten, z. B. „Hand — Hände, Balg — Bälge, Stock — Stöcke, Buch — Bücher" u. s. w., wo also der Umlaut ganz überflüssig ist, zweitens solche, die gar kein besonderes Pluralzeichen haben, z. B. „Laster, Schlüssel, Retter, Besen", und ein etwas aufmerksamer Beobachter wird herausfinden, dass eine Endung im Plural nur fehlt bei den auf *r*, *l*, *n* endenden mehrsilbigen Worten. Geht man nun in der Geschichte des Deutschen auf die ältern Perioden zurück, so zeigt sich folgendes: im Mittelhochdeutschen haben diese Worte im Plural keinen Umlaut, dagegen in vielen Fällen eine Pluralendung, daher *acker — acker*, *nagel — nagele*, *eber — ebere*, andere wieder, die bei uns den Umlaut zugleich mit einer Endung besitzen, haben beides im eigentlichen Deutsch schon im Anfang der schriftlichen Ueberlieferung, z. B. althochdeutsch *balg — belgî*, mittelhochdeutsch *balc (balg) — belge*, althochdeutsch *kalb — kelbir*, mittelhochdeutsch *kalp — kelber* unser „Balg — Bälge, Kalb — Kälber". Wenden wir uns aber zum Gotischen, als dem ältesten Vertreter der germanischen Sprachen, so findet sich, dass der Umlaut ganz fehlt, dagegen jedes Wort zur Bezeichnung der Mehrzahl mit einer Endung versehen ist: wie es heisst *dags — dagôs* (Tag — Tage), so auch *akrs — akrôs*, *balg — balgeis* (sprich *balgīs)* u. s. w. Daraus geht also hervor, dass in den germanischen Sprachen ursprünglich nur ein Mittel der

Pluralbildung herrschte, die Erweiterung des Wortes durch eine Endung, ohne jede innere Umbildung. Es lässt sich nun, worauf wir hier nicht näher eingehen können, innerhalb der Geschichte des Deutschen leicht nachweisen, dass zuerst der Umlaut nur da vorkam, wo die Pluralendung ein *i* enthielt, daher althochdeutsch *belgî*, *kelbir*, und dass überhaupt jeder Umlaut nur die assimilirende Wirkung eines *i* auf den Vocal der vorhergehenden Silbe ist, also ursprünglich gar nichts mit der Unterscheidung von Plural und Singular oder überhaupt mit der Bildung einer grammatischen Form zu thun hatte. So empfinden wir jetzt zwar den Unterschied des Indicativs vom Conjunctiv in Fällen wie „(sie) waren — wären", „nahmen — nähmen" u. s. w. am Umlaut, aber im Althochdeutschen lauten diese Formen *wârun — wârîn*, *nâmun — ƿâmîn*, und der Unterschied liegt nur in der Endung. Erst nachdem durch lautliche Umbildung die Endungen z. B. des Plurals entstellt oder ganz verschwunden waren, gewöhnte man sich allmählich, den Umlaut als ein bequemes Mittel der Unterscheidung auch da anzuwenden, wo ursprünglich kein *i* in der Endung stand, wie bei „Nagel, Acker" u. s. w.; wo ein Umlaut nicht möglich war, wie bei „Schlüssel" u. s. w., sah man nach Verlust der Endung ganz von einer besondern Pluralform ab.

Die andere Art der innern Veränderung, den Wechsel des Wurzelvocals in „binden — band — gebunden — Band — Bund" und den sonstigen Fällen der Art ausführlich auseinanderzusetzen und zu erklären, würde uns zu viel Zeit wegnehmen; auch würde uns dies auf einige dunkle und schwierige Punkte führen, über welche die Ansichten der Forscher noch getheilt sind. Aber auch hier würden wir, was das Wesen der Sache betrifft, nichts anderes finden, als was uns die Beispiele des Umlauts gelehrt haben. Das Präteritum (Perfectum, Imperfectum), Particip und abgeleitete Substantiv hatten ursprünglich alle ihre äussern formativen Bestandtheile: das erste die Reduplication, wie *cano* —

cecini, τρέπω — τέτροφα *(trépō — tétropha)* so auch im Gotischen *haldan — haihald* (halten — hielt), die andern beiden ihre Ableitungsendungen, und dabei war keine Vocalveränderung. Als diese zuerst eintrat, war sie für die Bedeutung und Beziehung der Form gleichgültig, so gut wie der Wechsel in „Kalb — Kälber", und war nur die Folge rein lautlicher Einflüsse, die nach verschiedenen Richtungen wirksam die Schwächung des ursprünglichen *a*-Lautes, die Verstärkung eines betonten *u* oder *i* und die Verschmelzung der Reduplication des Perfectums mit der Wurzel herbeiführten. In alledem liegt nichts, was uns veranlassen könnte, von der allgemeinen Regel, nach der in unserm Sprachstamm die Formenbildung durch Anfügung von Elementen geschieht, die anfänglich selbständige Worte waren, Ausnahmen zuzugeben.

Dabei ist uns aber eine Erscheinung entgegengetreten, die zu den Mitteln der Bereicherung des sprachlichen Ausdrucks einen nicht ganz unbedeutenden Beitrag liefert, dass nämlich zufällige lautliche Unterschiede ergriffen und mit einer besondern neuen Anwendung belegt werden. Wir sahen kurz vorher, wie der Umlaut, obwol er mit der Bezeichnung des Plurals an sich nichts zu schaffen hat, doch z. B. in „Aecker" gebraucht wurde, um diese Beziehung auszudrücken, und oft genug kommt auch eine und dieselbe Wortform bei einer blos lautlichen Differenz zu verschiedener Bedeutung, so ist z. B. „drücken" und „drucken" ganz dasselbe (althochdeutsch *drucchen*); „schlecht" und „schlicht", „Maid" und „Magd", „Reiter" und „Ritter", „Jünger (des Jüngers)" und „jünger (des jüngern)", „also" und „als" (englisch *also* und *as*), „Jungfer" und „Jungfrau", „Junker" und „Jungherr", „vor, für, ver"- und manche andere weist uns die Geschichte der Sprache als rein lautliche Unterschiede auf, wie weit sich auch heutzutage oft die Bedeutungen von einander entfernen. Andre Sprachen geben ähnliche Beispiele: wir hatten schon Gelegenheit aus dem Englischen *off* und *of* zu erwähnen; aus dem angelsäch-

sischen *ân* ist sowol das Zahlwort *one* wie der unbestimmte Artikel *an*, *a* hervorgegangen; eine sehr eigenthümliche Scheidung ist bei *through* und *thorough* eingetreten, wobei letzteres zugleich statt der ursprünglich adverbialen Bedeutung die eines Adjectivs bekommen hat; bei einer beträchtlichen Zahl von Worten ist die verschiedene Bedeutung oder Beziehung mit verschiedener Betonung verbunden, so in *cónduct* (Geleit) und *condúct* (geleiten), in *minúte* (klein, genau) und *mínute* (sprich *mínit*, Minute); *genteel* (artig, höflich), *gentle* (vornehm, sanft) und *gentile* (heidnisch) sind alle das lateinische *gentilis*, und geben durch ihre Bedeutungsverschiedenheit wie durch ihren gemeinsamen Ursprung aus einer Wurzel *gen*, *gan*, die nichts weiter heisst als „geboren werden", ein schlagendes Beispiel von der möglichen Ausdehnung sprachlichen Wandels.

Es begreift sich leicht, dass die eine Art des Wachsthums, bei der die Sprache sich aus ihren eigenen Mitteln bereichert, durch neue Verbindungen des ererbten Stoffes neue Bezeichnungen der Dinge und bisweilen neue Formen bildet, viel langsamer von statten geht, als die Einführung gelehrter und technischer Ausdrücke von auswärts, zumal wenn diese soweit getrieben wird wie z. B. im Englischen. Vor allem in der Formenbildung ist der Fortschritt fast unmerklich und die Resultate nicht gerade zahlreich. Es gehört der Verlauf von Generationen dazu, bis ein ursprünglich selbständiger Bestandtheil der Sprache alle die Veränderungen an Form und Bedeutung durchläuft, die nöthig sind, um ihn zu einem Suffix zu machen. Im Gegensatz dazu finden freilich die einmal erreichten Resultate sehr weite Anwendung. Nachdem z. B. eine Form von „thun" (-te) zu einer Endung des Präteritums umgearbeitet war, wurde es fortan verwendet, die vergangene Zeit aller neugebildeten Verba auszudrücken, wie viele ihrer auch entstehen mochten; als „-lich" einmal Adjectivendung geworden, ward es weiter in einer Weise gebraucht, dass von seiner eigentlichen

Bedeutung fast nichts mehr übrigbleibt, z. B. in „reinlich, ärmlich, kränklich, kleinlich, anschaulich“ und so fort, und dass es in der englischen Form *-ly* fast jedem beliebigen Adjectiv zur Adverbialbildung angefügt werden kann, so wenig auch die meisten Adjective eine Zusammensetzung mit *like* vertragen würden. Wenn wir aber andrerseits die lange Dauer des Lebens einer Sprache, die sich über Jahrtausende erstreckt, in Betracht ziehen, und dazu die Menge der menschlichen Sprachen in allen Theilen der Welt, von denen doch verhältnissmässig wenige in der Lage sind viel durch Entlehnung zu gewinnen, so erscheint das Wachsthum aus eigenen Kräften von der grössten Wichtigkeit. Es ist im Stande durch Wechsel der Bedeutung und Veränderung der Form unter dem Einfluss lautlichen Wandels den gesammten neuen Stoff zu liefern, den das in gewöhnlicher, regelmässiger Weise fortschreitende Bedürfniss der Sprechenden fordert, und ist ebenfalls fähig, durch dieselben Mittel allmählich die grammatische Beschaffenheit einer Sprache umzuformen, indem es neue Unterscheidungen hinzufügt und die durch Verfall und Verwitterung verlornen ersetzt.

Im Zusammenhang mit dem Vorgetragenen haben wir noch eine wichtige Abtheilung der Bereicherungsmittel der Sprache zu erwähnen, die Fähigkeit nämlich, wie sie jeder Sprache von nur einigermassen flexivischer Beschaffenheit zukommt, die Anwendbarkeit und damit den Nutzen ihres Materials, sei es alt oder neu, dadurch zu erhöhen, dass sie demselben formative Elemente anfügt, es der Flexion und Ableitung unterwirft. Es können nun keineswegs alle formativen Mittel, in deren Besitz die Sprache ist, immer von neuem angewendet werden, z. B. Unterscheidungen wie „binden — band, geben — gab“ u. s. w., kurz den ganzen Ablaut können wir bei einem neugebildeten Verbum nicht mehr verwerthen, er ist an eine bestimmte unabänderliche Zahl alter Verba gebannt und somit für das Wachsthum der Sprache todt: ebenso steht es mit manchen Endungen,

Ableitungen wie z. B. „Kunst, Gunst, Brunst, Haft“ u. dgl. können wir heutzutage nicht vermehren. Dagegen bleibt die Möglichkeit, jedes beliebige, auch neuentstandene, Substantiv oder Adjectiv mit den Declinationsendungen, *-s* im Genitiv u. s. w., zu versehen, jedes auch noch so junge Verbum, wie etwa „telegraphiren“, mit allen Endungen der Conjugation auszustatten; manche Ableitungsendungen zur Bildung von Adjectiven sind immer lebendig geblieben, so bilden wir „telegraphisch“ sogut wie „kindisch“, „gasig“ wie „steinig.“ Ferner können wir jedes Adjectiv erforderlichenfalls in ein Substantiv verwandeln, wie „der Gute, das Schöne“; Suffixe, die zur Bildung abstracter Substantiva aus Adjectiven dienen, „-ung, -heit, -keit“, lassen sich noch immer gelegentlich zur Herstellung bisher nicht gebrauchter Worte anwenden. Seit alter Zeit kann von den meisten Verben die Bezeichnung der handelnden Person durch die Endung „-er“ abgeleitet werden, wie „Leser, Lehrer, Treiber“ u. s. w.; diese Endung steht uns auch jetzt noch zu Diensten, während eine andere, die im ältern Deutsch sehr häufig war, „-e“, z. B. in „Bote, Ferge“, fest geworden ist und nicht mehr zu neuen Schöpfungen verwandt wird. Auf der andern Seite gibt es Mittel, Adjective und Substantive in Verba zu verwandeln, z. B. „härten, heiligen, hausen, federn“ und so fort. Derartige Ableitungen sind das Hauptmittel den Vorrath der Verba zu vermehren und damit wieder Ausgangspunkte für weitere Entwicklung zu bekommen; solche denominative Verba, wie sie genannt werden, sind in jedem Gliede unsers Sprachstammes zu jeder Zeit reichlich vorhanden. Es kommt alles darauf an, welche Fähigkeit die Sprache hat, ihren Schatz von formativen Bestandtheilen ebenso zu behandeln wie die selbständigern Elemente. Kommt eine bestimmte Ableitungsendung, sei sie auch noch so sehr auf einen blos formalen Werth herabgesunken, einmal in einer hinreichenden Anzahl von Formen vor, um im Gefühl der Sprechenden mit einem bestimmten

Bedeutungswandel verknüpft zu werden, so wird sie weiter gebraucht, wenn das Bedürfniss einen solchen auszudrücken eintritt, und das gerade so natürlich, wie etwa ein Hülfsverbum in ähnlicher Weise angewendet wird. Wir haben sogar fremde Elemente der Art in unsere Sprache aufgenommen: die Verbalendung „-iren (ieren)“ ist dem ältesten Deutsch ganz unbekannt, sie stammt aus den romanischen Sprachen, ist schon im Mittelhochdeutschen sehr gebräuchlich und wird bei uns zunächst für jede Art fremder Verba weiter gebraucht, mag deren Infinitiv ursprünglich lauten, wie er will, z. B. „formiren, negiren“, obwol es im Lateinischen *formare*, *negare* und im Französischen nicht *formir* sondern *former* heisst; dann ist aber dieselbe Endung auch an ursprünglich deutsche Worte gefügt, wie in „hausiren.“ Im Englischen geht diese Aufnahme fremder Suffixe weiter als bei uns und ihr Gebrauch ist ausgedehnter; ein merkwürdiges Beispiel sind *-ize*, *-ism*, *-ist*, die griechischen Ursprungs und durch Vermittlung des Französischen ins Englische gekommen sind, wo sie durch allmähliche Erweiterung des Gebrauches jetzt eine Stelle unter den lebendigen Ableitungsmitteln der Sprache annehmen, und nicht blos bei ursprünglich romanischen Elementen, wie in *revolutionize*, *despotism*, *telegraphist*, sondern auch bei alteinheimischen, freilich bei diesen selten, z. B. *tru-ism*.

Für das Verständniss des Baues einer Sprache ist es von grosser Wichtigkeit, den noch lebenden Vorrath von Flexions- und Ableitungsmitteln von dem zu scheiden, der jetzt todt und nur in alten Worten als einst lebendig erkennbar ist. Gerade durch das Absterben solcher Bereicherungsmittel des sprachlichen Ausdrucks gewinnt z. B. eine Sprache wie die englische ihre eigenthümliche Beschaffenheit als eine vorwiegend analytische. Jede Sprache geht in dieser Beziehung ihre eigenen Wege: das Französische ist an Ableitungsmitteln ärmer als sogar das Englische, die slawischen

Sprachen, z. B. die russische, sehr viel reicher als die germanischen wie romanischen.

Das Englische hat sich aus den ihm als einer flectirenden Sprache früher zukommenden Fähigkeiten einen eigenthümlichen Ueberrest bewahrt, indem es die Kraft hat, einen Redetheil ohne irgendein äusseres Zeichen der Umbildung in einen andern zu verwandeln. Die Glieder unsers Sprachstammes hatten von jeher formale Mittel aus Adjectiven oder Substantiven denominative Verba zu bilden; im Englischen sind diese Mittel, obwol es noch wie in *harden*, *roughen* u. dgl. solche Fälle gibt, meistens verwischt und verloren, dagegen die Freiheit Verba zu machen beinahe grösser als je: z. B. *to head an army*, *to foot a stocking*, *to hand a plate*, *to toe a mark*, *to mind a command*, *to eye a foe*, *to book a passenger* (wo wir ein wirkliches abgeleitetes Verbum „buchen" haben), *to chair a candidate*, *to table a resolution*, *to stone a martyr*, *to scalp an enemy* (vergleiche unser „steinigen, skalpiren"). Die Beispiele zeigen, dass das Verhältniss der Handlung zu dem durch das Substantiv ausgedrückten Begriff der allermannichfaltigsten Art sein kann und in jedem einzelnen Falle nur bestimmt wird durch einmal bekannte Umstände, die den Sprechenden oder Hörenden vorschweben. Ebenso eigenthümlich ist die Fähigkeit des Englischen ohne weiteres ein Substantiv als Adjectiv zu verwerthen, so heisst es *a gold watch*, während man im Französischen „eine Uhr von Gold", *montre d'or*, und im Deutschen „eine goldene Uhr" sagen muss; so im Englischen *steam mill*, während im Französischen *moulin à vapeur*, im Deutschen die Zusammensetzung „Dampfmühle" gebraucht werden muss; das englische *China rose* lässt sich bei uns nur durch „chinesische Rose", allenfalls durch „Chinarose", gebildet wie z. B. „Javakaffee" wiedergeben. Im Englischen rührt dies von einer Lockerung der alten Bande der Zusammensetzung her; es wird gewissermassen eine lose Zusammensetzung wie *gold-mine* in ihre Bestandtheile zerlegt,

und dem ersten in selbständiger Stellung eine Anwendung gegeben, die es eigentlich nur haben könnte bei Verlust seiner Selbständigkeit in Vereinigung mit einem andern Wort. Diese Mannichfaltigkeit der Anwendungen ist sehr zu unterscheiden von der ursprünglichen Unbestimmtheit nichtflectirender Sprachen. Auch im Englischen wird die Empfindung des Unterschiedes der Bedeutung und Anwendung von Verben, Substantiven und Adjectiven hinreichend lebendig erhalten durch die zahlreichen Worte, die ihrer Form nach nur der einen oder andern Klasse angehören können; die Unterscheidungen werden aufrecht erhalten auch nach dem Verlust ihrer äussern Zeichen, und so ist auch im Englischen von der Fähigkeit zur Vermehrung der Mittel des sprachlichen Ausdrucks mehr erhalten geblieben, als man äusserlich an der Sprache gewahr wird.

ACHTES KAPITEL.

Die Namengebung.

Kurzer Rückblick auf die sprachlichen Veränderungen; ihre Bedeutung für die Namengebung. — Wie weit die Namengebung bewusstermassen geschieht. — Die Begriffe sind vor ihren Bezeichnungen vorhanden, Beispiele; Untersuchung der dagegen angeführten Gründe. — Woher der Stoff zu den Namen genommen wird; das Band zwischen Namen und Vorstellung ein künstliches. — Etymologische Forschung; das Wesen der Ursachen, auf denen die Namen beruhen; eine Wissenschaft der Morphologie. — Die bei der Namengebung wirkende Kraft; Prüfung falscher Ansichten und ihrer Gründe. — Der Antheil der Gesellschaft an der Namengebung; sein Verhältniss zur Thätigkeit des Einzelnen.

Wir haben die kurze Uebersicht der einzelnen Vorgänge, wenigstens der hauptsächlichsten, die zusammen das Wachsthum von Sprachen wie der unsrigen ausmachen, beendet. Um die historische Entwicklung einer Sprache innerhalb einer gegebenen Zeit zu verstehen, haben wir die gesammte Bewegung in diese einzelnen Vorgänge zu zerlegen, und zu untersuchen, wie sie getrennt und verbunden wirken, bei jedem Art und Grad seiner Wirkung zu bestimmen, und wo möglich die Ursachen, welche eine Verschiedenheit darin bedingen, aufzufinden. In unsrer Darstellung und den herangezogenen Beispielen verfolgten wir diese Vor-

gänge vorzüglich an der Entwicklung des Deutschen, und wir haben weder die Zeit noch ist es nothwendig, ihre verschiedene Wirksamkeit in andern Sprachen näher zu beleuchten, als es bereits gelegentlich geschehen ist und später an passenden Orten in derselben Weise wieder geschehen wird. Wir gehen vielmehr zur Betrachtung gewisser allgemeiner Grundsätze über, die sich wesentlich aus den angeführten Einzelheiten erschliessen lassen und überhaupt dem Verfahren bei der Namengebung, der Beschaffung sprachlicher Zeichen für die Begriffe, zu Grunde liegen. Die übrigen Arten des sprachlichen Wandels sind, wie wir bereits sahen, von verhältnissmässig untergeordneter Bedeutung und nicht schwer zu erklären, aber die Mittel, durch welche die Sprache Ausdruck schafft dem, was Ausdruck fordert, vollständig durchschauen, heisst das eigentliche Wesen des sprachlichen Wachsthums, ja das der Sprache selbst begreifen.

Wir fangen an mit der Bemerkung, dass ein Theil der Namengebung jedenfalls sehr leicht zu verstehen ist; er liegt klar zu Tage. Wenn ein menschliches Wesen geboren wird, so verlangt die auf Zweckmässigkeit beruhende Gewohnheit, dass es einen Namen bekomme, und die Eltern sorgen für diesen Namen nach ihrem Geschmack, der thatsächlich von dem der Gesellschaft, in der sie leben, abhängig ist. Deutschsprechende Eltern geben keinen türkischen Namen noch umgekehrt; der Heilige, dem der Geburts- oder Tauftag geweiht ist, eine hervorragende Persönlichkeit auf öffentlichem Gebiet, Verwandtschaft oder irgendein andrer ebenso unwesentlicher Umstand bestimmt ihre Wahl, welcher, ist ganz gleichgiltig, wenn nur der betreffende Mensch benannt wird und zwar so, dass weder die Gesellschaft, die diesen Namen für ihn brauchen soll, noch er selbst später sich dagegen auflehnen und auf andere Benennung dringen. Eine solche Handlung scheint mit der Sprache im allgemeinen wenig zu thun zu haben, das hängt aber von den Umständen ab: der

Eigenname *Julius* ist schliesslich zum Monatsnamen *Juli* geworden, der Spottname *Cäsar* zum Titel der Oberhäupter zweier grosser Völker, des deutschen und russischen (Kaiser, Czar); dass das Kind *Vespucci* in der Taufe den Vornamen *Amerigo* bekam, hat den Namen *Amerika* ermöglicht. Bei Planeten ging es ebenso: Herschel fiel die Benennung des Uranus zu, Leverrier die des Neptun, nur waren auch diese durch schon feststehende Sprachgewohnheiten und dem davon abhängigen Belieben der Gesellschaft geleitet; im erstern Fall versuchte man unwürdigerweise durch den Namen *Georgium sidus* einem Könige zu schmeicheln, diese Benennung wurde aber verworfen und vergessen. Die Entdecker der Asteroiden geniessen dasselbe Vorrecht unter denselben Bedingungen. So ist es bei allen Entdeckern im Gebiet der Wissenschaft, sie üben ein Privilegium aus aber unter Beschränkungen, da sie die vorgefassten Meinungen der Mitforscher berücksichtigen und ihr Recht auf Namengebung beweisen müssen. In der Gelehrtenrepublik wird über die Ansprüche rivalisirender Namengeber, wie jeder weiss, oft scharf gestritten, und die Entscheidung nach genau bestimmten Regeln getroffen. Ebenso bei Erfindern: jedem ist ein beschränktes Recht eingeräumt, seinem Erzeugniss einen Namen zu geben oder über die Annahme eines von irgendwem sonst gegebenen Namens zu bestimmen. Ueberall bei dem ganzen Vorrath der technischen Ausdrücke in Künsten und Wissenschaften ist der Fall derselbe. Der Philosoph, der einen neuen Begriff findet, benennt ihn; er darf sogar, immer unter Einschränkungen, den ganzen Wortschatz seines Gebietes für seine besondern Zwecke umwandeln, und wenn die übrigen Philosophen sich von der Nützlichkeit dieser Veränderung überzeugen, so stimmen sie bei.

Alles dies geschieht völlig unter der Controle des Bewusstseins: zuerst ist die Vorstellung oder der Begriff da, der Ausdruck oder bessern Ausdruck verlangt, dann folgt das Suchen nach Mitteln des Ausdrucks,

zuletzt die Erlangung und Anwendung derselben. Aber gerade so ist, was das Wesen der Sache betrifft, der Vorgang bei der Namengebung in jedem Falle, nur in dem einen mit klarerem Bewusstsein als im andern. Wenn es nicht so wäre, würde die Sprache aus zwei ungleichartigen Theilen bestehen, einem auf diese, einem auf irgendeine andre Weise entstandenen. Wir wollen das etwas genauer betrachten mit Rücksicht auf einige der darinliegenden Grundsätze.

Zuerst ist festzustellen, dass immer und überall der Begriff dem Ausdruck vorangeht, oder mit andern Worten, wir haben erst den Begriff und bekommen dann den Namen dafür. Dies ist bei allen mit Ueberlegung gemachten Benennungen so handgreiflich, dass niemand daran denken wird es zu leugnen; wer das thäte, würde behaupten, dass Planeten, Pflanzen oder Thiere, noch unbenannt, nicht aufgefunden und als solche bestimmt werden könnten, bis ein Name ausgewählt und für sie bereit gestellt wäre; dass das Kind nicht geboren werden könnte, ehe das Taufbecken dastünde. Aber es ist ebenso wahr, nur nicht so greifbar, auch in allen den Fällen, wo die Namengebung mit weniger Ueberlegung geschieht, bis hinab zu denen, wo sie ohne alles deutliche Bewusstsein des Vorgangs erfolgt. Das Lebensprincip wurde z. B. *animus* (Wind, Wehen) oder *spiritus* (Athem) genannt, weil die Benenner eine dunkle, für uns ungenügende Vorstellung von etwas im Körper befindlichen hatten, das verschieden von diesem sei, ihn aber doch lenke und leite, das aufhören könne, während der Körper fortbestehe; da nun das Athmen als eine diesem Etwas eigenthümliche Erscheinung galt, indem das Ausbleiben des Athems das deutlichste Zeichen vom Tode desselben war, wählte man jene Ausdrücke für einen bereits fertigen Begriff, verfuhr dabei also unleugbar ebenso, wie der Anatom, der mit einem kühnen Bilde die eben entdeckte Verbindung der Arterien und Venen zuerst Inosculation nannte. Jede bildliche Uebertragung, durch welche eine glückliche Benennung einer

vorher unbenannten, nicht sinnenfälligen Handlung oder Beziehung geschaffen wurde, beruht auf der vorangehenden Wahrnehmung einer Aehnlichkeit zwischen einem äussern und innern Vorgang: wer zuerst „begreifen“ im Sinne von „verstehen“ brauchte, konnte das nicht eher, als er die Aehnlichkeit zwischen dem Ausstrecken der Hand nach einem Gegenstand, den sie fassen will, und dem Bemühen der geistigen Kräfte zu gleichem Zweck empfunden hatte; mit demselben Bilde brauchen wir ja auch „fassen“ von der Thätigkeit des Verstandes. Wendungen wie „es fällt mir ein“, „schiesst mir durch den Kopf“, „geht mir durch den Sinn“, englisch *a thought comes into my head* (ein Gedanke kommt in meinen Kopf), *strikes me* (schlägt mich) oder *occurs to me* (läuft gegen mich), konnten nur entstehen aus einer Aehnlichkeit, die man zwischen dem geistigen und sinnlichen Vorgange bemerkt hatte. Als durch die erfinderische Geschicklichkeit der neuern Chemie eine gewisse bisher nicht vorhandene Nuance des Roth erzeugt war, galt es zunächst, derselben einen Namen zu geben; man griff zu *Magenta* und that das mit Absicht und Bewusstsein, weil gerade zu der Zeit geschichtliche Verhältnisse die Stadt *Magenta* berühmt gemacht hatten. Der Name war für die Vorstellung der Farbennuance gerade so entbehrlich wie die Bezeichnung „grün“ für die Vorstellung von dieser Farbe zu einer Zeit, die viel weiter zurückliegt, soweit, dass unsre Ueberlieferung sie nicht mehr erreicht. Die Menschen sagten „grün“, nachdem sie die Verschiedenheit dieser Farbe von andern und ihre besonders häufige Verbindung mit „wachsenden“ Dingen (siehe Seite 18) bemerkt hatten; und gingen wir der Etymologie irgend eines ähnlichen Wortes nach, so würden wir finden, dass es sich damit ebenso verhält. Die Entstehung von Formwörtern und grammatischen Formen widerspricht dem ebenfalls nicht: „sein“ wurde zur Copula, „haben“ zum Hülfsverbum der vergangenen Zeit, das englische *of*, d. i. *off* (von) zu einem Zeichen des Genitivverhält-

nisses, *to* (zu) zum Zeichen des Infinitivs durch eine lange Reihe von Abstufungen, deren jede dem Worte eine von seinem frühern Gebrauch leicht abweichende Anwendung gab, und dadurch einem neuempfundenen Bedürfniss des sprachlichen Ausdrucks abhalf; und keine andere Ursache liegt der Bildung von „liebte", *donnerai*, *amabam*, δώσω *(dōsō)* u. s. w. zu Grunde. Wir könnten alle in den frühern Kapiteln gegebenen Beispiele durchgehen und so viele uns sonst noch beliebt, ohne einen davon verschiedenen Fall zu finden. Die Lehre, dass Vorstellungen oder Begriffe unmöglich seien ohne ein Wort, dass sie bezeichne, ist ein unhaltbares Paradoxon, d. h. haltbar nur durch Misverständnisse und falsche Beweisgründe. Es verlohnt sich der Mühe einige von diesen etwas genauer zu betrachten.

Die Gegner der Ansicht, dass der Begriff eher da sei als das ihn bezeichnende Wort, pflegen anzunehmen, es sei damit gegeben, dass die Denkenden erst eine gewisse Summe von Gedanken voraus fertig machten, dann sich zurückwandten und durch bewusste nachherige Ueberlegung die Worte dazu herstellten. Das ist aber eine so grobe Verdrehung, dass sie kaum zu entschuldigen ist. Jene Ansicht geht vielmehr dahin, dass jeder einzelnen Namengebung ihre besondere Begriffsbildung vorhergeht; das Benennen erfolgt, sobald das Bedürfniss danach empfunden wird, und möglicherweise selbst, ehe dies deutlich zum Bewusstsein gekommen ist; es kann nämlich im einzelnen Falle der Schritt, den der Gedanke vorwärts macht, so klein sein, dass nur nachdem viele Schritte in derselben Richtung gethan sind, die zurückgelegte Strecke der etwa sich darauf richtenden Ueberlegung merkbar wird. Jeder Begriffsbildung folgt die Namengebung so unmittelbar, dass beide zugleich stattzufinden scheinen. Oder der Ansatz zu einem Begriffe ist da; dieser schwebt allen undeutlich und unbestimmt vor, bis ein Einzelner ihn klar genug fasst, um ihn zu benennen, und sofort bekommt er nach dessen Beispiel in den Gedanken der

übrigen Gestalt, wenn auch vielleicht nur eine Misgestalt. Der ausserordentliche Gewinn an Klarheit und Leichtigkeit der Anwendung, der durch die Benennung eines Begriffs erzielt wird, darf durchaus nicht verkannt werden; wer aber hier statt von einem Vortheil von einer absoluten Nothwendigkeit spricht, befindet sich im Irrthum. Und ebenso gross ist der Irrthum, wenn die allgemein zugestandene Unmöglichkeit, dass der Geist die Arbeit, die er jetzt thatsächlich leistet, ohne Sprache thun könnte, auf jede einzelne minimale Aeusserung der Denkthätigkeit bezogen wird. Man könnte gerade so gut behaupten, dass ein Mensch nicht die Peterskirche ersteigen oder von Rom nach Konstantinopel gehen könne, weil in diesen Fällen die Entfernung ungeheuer viel grösser ist als die Länge seiner Beine. Es verhält sich thatsächlich so, dass er einen Schritt, aufwärts oder vorwärts, zur Zeit thut und jede neugewonnene Stelle zum Ausgangspunkt der weitern Bewegung macht; so kann er gerade so weit gehen, als die Umstände oder seine Kräfte erlauben. Genau so ist es mit dem Geiste: jedes neuerworbene Theilchen von Erkenntniss und Kraft legt er vermittels der Sprache als sichern Besitz an, fährt immer fort nach neuer Erkenntniss zu streben und grössere Herrschaft über seine Kräfte zu gewinnen, und sichert den Gewinn in derselben Weise. Er arbeitet, wie wir wiederholt gesehen haben, beständig unter der Oberfläche der Sprache, ändert und verbessert die in den Worten ausgedrückte Eintheilung der Dinge, lernt Begriffe, die einst nur annähernd gefasst und ungeschickt gehandhabt wurden, besser beherrschen, presst neue Erkenntniss in alte Ausdrücke — alles, im ganzen betrachtet, mit Hülfe der Sprache, und doch in jedem einzelnen Punkte unabhängig von der Sprache. In der Hervorbringung neuer Bezeichnungen liegt aber nichts, was von dem sonst beobachteten abwiche; der Geist kann nicht nur seine alten Werkzeuge schärfen und umformen, sondern macht sich im Fortgange der Arbeit auch neue.

Ferner nimmt die Namengebung den Stoff, den sie braucht um neuen Begriffen Ausdruck zu verschaffen, da wo er am bequemsten zu haben ist, ohne zu genau nachzufragen, woher er kommt. Das zu erreichende Ziel besteht seinem Wesen nach darin, ein Zeichen zu finden, das fortan durch Ideenassociation mit dem Begriffe eng verbunden und sowol zum Zwecke gegenseitiger Mittheilung wie in der Denkthätigkeit des Einzelnen zu seiner Kenntlichmachung gebraucht werden kann. Mehr als das zu erstreben wäre nutzlos, da ja das Band, mittels dessen jeder Einzelne die ganze ihm zu Gebote stehende Summe des sprachlichen Ausdrucks bewahrt und gebraucht, auch nur dies, die Association, ist. Wie wir im zweiten Kapitel ausführlich dargestellt haben, bekommt das Kind seine Worte dadurch, dass es sie von den Lippen andrer lernt und mit ihnen dieselben Begriffe verbindet, wie diese andern. Etymologische Fragen berühren das Kind nicht, ebenso wenig die Frage, welche Sprache es überhaupt lernen soll. Aber diese Fragen kommen in Wirklichkeit auch für den Erwachsenen nicht in Betracht, nicht einmal für den gelehrten Etymologen, was den praktischen Gebrauch betrifft, den er von der Sprache macht. Der gelehrteste der Zunft kann die Geschichte der meisten Worte nur eine kurze Strecke rückwärts verfolgen, und über kurz oder lang kommt er auf denselben Grund, den auch der Bauer hat: „es war so Gebrauch"; eine gewisse Volksgemeinschaft brauchte in einer gewissen Zeit diese oder jene Bezeichnung so oder so, und von da aus ist durch eine oder die andere Reihenfolge zum Theil nachweisbarer geschichtlicher Veränderungen unser eigener Gebrauch so geworden, wie er ist. Wir mussten oben immer und immer wieder auf die Neigung der Sprechenden hinweisen, die Ursprünge zu vergessen, den etymologischen Zusammenhang eines Ausdrucks als ein lästiges Anhängsel bei Seite zu setzen und das Hauptgewicht auf die neue und zufälligere Beziehung zu legen. Diese Neigung

ist für die Namengebung von grösster Bedeutung; auf ihr beruht zu einem wesentlichen Theil die praktische Nutzbarkeit der Sprache, die Leichtigkeit ihrer Handhabung.

Auch wenn keine in die Augen fallende Uebertragung stattfindet, wenn die Veränderungen der Bedeutung so leicht und allmählich sind, dass jede neue Anwendung mit der frühern eng zusammenhängt, so gibt es dabei doch keinen eigentlichen Fortbestand des ursprünglichen Sinnes, und der zuletzt erreichte Punkt ist oft vom Ausgangspunkt so weit entfernt, dass der eine vom andern aus nicht gesehen werden kann — wie wenn nach einem unsrer frühern Beispiele ein Wort („haben"), dessen letzte wurzelhafte Bedeutung „ergreifen, fassen" ist, in einer und derselben Sprache zum Ausdruck des Besitzes jeder Art, körperlichen und geistigen, der vergangenen Handlung, der zukünftigen Verpflichtung und der Veranlassung einer Handlung wird. Ein solcher Fall enthält gar nichts absonderliches; jede Sprache kann eine Menge solcher aufweisen. Aber jede Sprache bietet auch Fälle genug, wo kurzer Hand ein Ausdruck von einer sehr abliegenden, zufälligen Beziehung hergenommen ist, sodass die Gründe für den geltenden Gebrauch trivial und abgeschmackt erscheinen, und wenn der Sprachgebrauch sich überhaupt aus Ungereimtheiten etwas machte, die Worte keinen Augenblick Bestand haben würden. Zwei Formen der grossen Kräfte z. B., welche die Materie beherrschen, Elektricität und Magnetismus sind benannt die erste nach einem griechischen Worte für Bernstein *(êlektron)*, die andere nach einer wenig bekannten, unbedeutenden Gegend Thessaliens, nur weil die ersten elektrischen Erscheinungen, die von den Gründern unsrer Cultur beobachtet wurden, sich beim Reiben eines Stückes Bernstein zeigten, und weil die Steine, an denen sie die magnetische Kraft wahrnahmen, aus Magnesia kamen. Galvanismus erscheint passender, weil es in gewissem Sinne angemessen ist,

so den Mann zu ehren, der dieses Erscheinungsgebiet zuerst unsrer Erkenntniss erschlossen hat; aber trotzdem ist es wunderlich, ein solches an den Namen eines italienischen Arztes zu ketten. „Tragisch, Tragödie" und was damit zusammenhängt, kommt durch eine noch nicht ganz verständliche Verbindung von dem griechischen Worte für „Bock" *(tragos)*, „komisch" und „Komödie" von dem für „Dorf" (*kômê*, verwandt mit unserm „Heim"). Viele der Beispiele, die wir schon in anderm Zusammenhange gebraucht haben, könnten hier wieder aufgenommen werden, da sie ebenso gut unserm jetzt vorliegenden Zwecke dienen würden; doch wäre es sicher überflüssig, darin weiter zu gehen: unsre Behauptung ist hinlänglich bewiesen. Wäre auch nur beim ersten Ansatz ein unmittelbares und zwingendes Band zwischen Begriff und sprachlicher Bezeichnung herzustellen, so würde die Sprache beständig mit neuen Erfindungen bereichert werden, während diese doch immer, wie noch jetzt, die seltensten Erscheinungen gewesen sind. Der Grund, weshalb wir es vorziehen zu dem Vorrath des vorhandenen Materials zu greifen, ist, wie überall sonst, ein Bequemlichkeitsgrund. Vielleicht redet hier am deutlichsten die oft wiederkehrende Thatsache, dass der Wortschatz einer ganz fremden Sprache, wenn die Thore einmal geöffnet sind, ohne Rückhalt ausgebeutet wird; so kommen die englisch Redenden dazu, unzählige Dinge mit gewissen Namen zu nennen aus dem sehr unrationellen Grunde, dass gewisse Volksgemeinschaften im südöstlichen Europa vor langer Zeit gewisse mehr oder weniger ähnliche Dinge mit ungefähr gleichen Namen bezeichneten.

Unsre Lehre darf nun durchaus nicht dahin verstanden werden, als gebe es keinen Grund, warum ein Ding so benannt wird, wie es geschieht; einen Grund gibt es dafür in jedem einzelnen Falle, nur der gegenwärtige Gebrauchswerth des Namens hängt nicht davon ab; der Grund kann nicht immer herausgefunden werden, und wenn auch, so beruht er auf Bequemlichkeit

und nicht auf Nothwendigkeit irgend einer Art. Es läuft darauf hinaus: der in Frage stehende Begriff ist so bezeichnet, weil bereits vorher der oder jener andere so oder so bezeichnet war; eine andere, früher gegebene Bezeichnung eines mehr oder weniger verwandten Begriffes liegt dahinter, und so können wir in derselben Weise zurückgehen soweit nach dem Anfange zu, als eben unser beschränkter Gesichtskreis reicht. Wenn wir der Etymologie eines Wortes nachspüren, so verfolgen wir damit eine Reihe von Acten der Namengebung, die hauptsächlich in neuen Anwendungen des alten Stoffes bestehen; daneben gehen dann, aber unabhängig davon, auch Formveränderungen vor sich. Jeder einzelne dieser Acte war die Folge einer Wahl, d. h. der freien Thätigkeit des menschlichen Willens, nur wie immer und überall abhängig von gewissen Bedingungen und Beweggründen. Um einen solchen völlig zu verstehen und zu beurtheilen, wäre es nöthig, wir versetzten uns genau in die Lage des Namengebers, indem wir uns auf die gerade in seinem Besitz befindlichen Mittel des Ausdrucks beschränkten und seine darauf gegründeten Gewohnheiten des Denkens und Sprechens annähmen, uns gerade seine Fassung des neuen Begriffs und den von ihm empfundenen Antrieb denselben auszudrücken aneigneten. Das aber liegt natürlich ganz und gar nicht in unsrer Macht; wir können hier niemals *a priori* verfahren, sondern den Fall nur *a posteriori* behandeln, sodass wir auf die geistige Verfassung einen Schluss ziehen aus dem Acte, in dem sie sich äussert.

Daraus wird es klar, in welchem Sinne allein es eine Wissenschaft der Morphologie geben kann, eine Wissenschaft von der Verbindung der sprachlichen Zeichen mit dem Gedanken und den sich immer von neuem wiederholenden Anpassungen derselben an die wechselnden Erfordernisse des Denkens. Soll damit das Vorhandensein nothwendiger Gesetze des Bedeutungswandels ausgesprochen sein, Gesetze, die zu entdecken

und als den Erscheinungen zu Grunde liegend zu deren Erklärung anzuwenden seien, so ist eine solche Wissenschaft unmöglich; dagegen ist sie möglich und sehr nutzbringend, insofern darunter eine Thätigkeit verstanden wird, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der vorhandenen Thatsachen ordnet und eintheilt und die Hauptrichtungen, in denen die Bewegung läuft, nachweist. Was oben im fünften Kapitel in dieser Beziehung versucht wurde, ist nur ein Anfang; der Gegenstand ist der Art, dass er eine tiefe und umfassende Untersuchung, welche die Glieder vieler oder aller Sprachstämme umfasste, lohnen würde.

Noch einmal, der ganze verwickelte Vorgang der Namengebung enthält nichts, was die Annahme einer andern wirkenden Kraft als der vernünftigen, der auf einen bestimmt erkennbaren Zweck gerichteten Thätigkeit der Sprechenden nothwendig machte; und dieser Zweck ist, wie oben ausführlich dargestellt, die Anpassung ihrer Mittel des sprachlichen Ausdrucks an die beständig sich ändernden Bedürfnisse und wechselnden Neigungen. Obwol die Sprache durch die ununterbrochene Folge von Lehren und Lernen von einer Stufe ihres Bestehens zur andern in der einmal vorhandenen Gestalt fortgeleitet wird, ist zu gleicher Zeit auch nicht ein kleinstes Theilchen derselben ausser dem Bereich der umbildenden Thätigkeit derer, die sie lernen und brauchen. Erscheint es zweckmässig, dass ein Wort, welches bisher mit einer bestimmten Bedeutung oder einer bestimmten Summe von Bedeutungen gelernt und gebraucht ist, noch eine weitere dazu erhalte oder seine alte Anwendung gegen eine neue aufgebe und die Form ein wenig ändere, so geschieht es und niemand kann es hindern; wenn es aus irgend einem Grunde den Zwecken der Sprechenden nicht mehr dienen kann, so kommt es ausser Gebrauch und hört auf zu sein; stellt sich dagegen das Bedürfniss nach neuen Mitteln des Ausdrucks ein, so werden diese auf dem einen oder andern Wege herbeigeschafft, auf welchem, hängt von

den Bedingungen des einzelnen Falles ab. Bei diesem Vorgange spielt auch keine besondere Anlage des Geistes, kein sprachlicher Instinct, kein Sprachsinn, oder wie man es sonst nennen mag, mit; er ist nichts weiter als die sich in einer besondern Richtung äussernde Wirkung jener grossen und complicirten Fähigkeit, die mehr als alle andern für die menschliche Vernunft charakteristisch ist, der Fähigkeit Mittel mit Zwecken zu verbinden, nach einem Ziel zu streben und es zu erreichen. Daher ist er auch nur nach aussen — in dem zu erreichenden Ziel und der Beschaffenheit des verarbeiteten Stoffes — nicht dem Wesen nach von jener andern Thätigkeit verschieden, die nicht weniger für die menschliche Vernunft charakteristisch ist, der Herstellung und Anwendung von Werkzeugen. In der That gibt es, wie wir schon einigemal bemerkt haben, keine Aeusserungen der Vernunft, die so gut vergleichbar sind und einander so gut erläutern wie diese beiden.

Der eben besprochene Punkt ist offenbar in der Sprachphilosophie von grundlegender Bedeutung und trifft den eigentlichen Kern derselben. Es gibt noch Leute, die der Meinung sind, dass die Worte durch eine Art von geheimnissvollem natürlichem Vorgange, an dem die Menschen keinen Antheil haben, zur Verbindung mit den Dingen kommen, dass organische Kräfte in der Sprache selbst liegen, die — durch Gärung, Krystallisirung oder etwas dergleichen — neuen Stoff erzeugen und alten umändern. Es ist indess noch keinem gelungen, wenn es überhaupt je einer versucht hat, diese Kräfte als wirklich arbeitende nachzuweisen oder die Art ihrer Thätigkeit und die Wirkungen derselben im einzelnen so zu zergliedern und darzustellen, dass er die Resultate Punkt für Punkt vorgezeigt hätte. Man nehme irgend ein einzelnes Stück sprachlichen Wachsthums, es zeigt sich ohne Widerspruch als Folge der Thätigkeit eines menschlichen Wesens, das unter der Herrschaft erkennbarer Gründe auf bestimmt gegebene Zwecke hinarbeitet, wenn auch ohne erwägendes Be-

wusstsein dessen, was es schafft; und es ist offenbar verkehrt, für die einzelnen Punkte die eine wirkende Kraft, für deren Summe aber eine andere anzusetzen. Lehnen wir es bei der Bestimmung einer Kraft ab, ihre einzelnen Aeusserungen zu prüfen und schauen nur voll Bewunderung auf das grosse Gesammtergebniss, so gibt es keine noch so falsche Theorie, die uns nicht eine Zeit lang befriedigen könnte. Aber mit demselben Recht, wie man die Entwicklung der Sprache organischen, in ihr selbst liegenden Kräften zuschreibt, könnten wir die Pyramiden in unserm Staunen über ihre gewaltige Ausdehnung und Grossartigkeit als ungeheure Krystalle ansehen, hervorgebracht durch die unbegrenzt schaffenden und gestaltenden Naturkräfte; sobald wir aber die einzelnen Bestandtheile und deren Gefüge untersuchen, finden wir überall die Spuren menschlicher Arbeit, und wir selbst errichten fortwährend ähnliche Bauten, wenn auch nicht in so grossartigen Verhältnissen wie die Menschen des Alterthums. Die allgemeinen Gesetze oder allgemeinen Neigungen der Sprache — ganz gute Bezeichnungen, falls man sich durch diese Ausdrücke nicht täuschen lässt — sind in der That nur Gesetze der menschlichen Thätigkeit, die unter dem vereinten Einflusse von Gewohnheiten und Umständen steht. Wenn man sie zu wirkenden Ursachen machen will, so ist das nichts weiter als Mythenbildung; ebenso gut könnte man die Gesetze, nach denen die Entwicklung der staatlichen Einrichtungen vor sich geht, oder die politischen Neigungen, die irgendwo zu irgend einer Zeit zum Siege einer Partei über eine andere führen, als wirkende Kräfte hinstellen; alles das aber löst sich schliesslich in die Thätigkeit von Individuen auf, die freie Wahl ihres Handelns haben; nur sind sie dabei geleitet durch Beweggründe und Anlässe von grosser Tragweite, deren Einzelwirkung auf das Individuum zwar nicht messbar ist, die aber in ihrer allgemeinen Wirksamkeit nachweisbar sind.

Ein Hauptgrund, der dazu verführt die Thätigkeit des menschlichen Willens in den sprachlichen Veränderungen zu leugnen, ist der Umstand, dass man so deutlich sieht, wie derselbe nicht bewusstermassen auf dies Ziel hinarbeitet. Niemand sagt sich oder andern: „unsre Sprache ist in dem und dem Punkte mangelhaft, wohlan, wollen wir sie ändern", und ebenso wenig: „wenn man es genau betrachtet, kann dies oder das Wort unsrer Sprache ganz gut entbehrt werden, werfen wir es weg." Das erstrebte Ziel ist, einem Bedürfniss nach sprachlichem Ausdruck Genüge zu schaffen oder befriedigernden Ausdruck zu erlangen — und auch das wird nicht mit vollem Bewusstsein erstrebt. Es tritt ein Nothstand ein, eine Verbindung von Umständen, bei welcher die bisherigen zu Gebote stehenden Hülfsmittel für die Zwecke des Sprechenden nicht ausreichen, und in der einen oder andern oben beschriebenen Weise vermehrt er sie, damit sie so seinem vorliegenden Zweck entsprechen. Oder es bietet sich eine Gelegenheit, die dann gern benutzt wird, auf einem Richtwege, auf einem neuen und anziehendern Pfade einen Punkt zu erreichen, an den man ganz wohl auch auf den alten Wegen gelangen konnte. Ein Mensch bereichert auf diese Weise die Sprache ohne es zu wissen, sowenig wie die Eltern, wenn sie ihrem Sohne einen Namen geben, dabei überlegen, dass dies die Wirkung hat das Adressbuch zu bereichern. Will jemand es ausdrücklich in diesem Sinne verstanden haben, so mag er gern daran festhalten, dass Sprachveränderungen nicht durch den menschlichen Willen gemacht werden; es besteht kein Wille die Sprache zu ändern; es besteht nur Wille die Sprache in einer neuen Weise anzuwenden, die Veränderung entspringt daraus von selbst. So hatte das Reptil, welches in die schlammige Küste der Permischen oder Juraperiode die Spuren seiner Schritte eindrückte, nicht den Willen, auf diese Weise ein Denkmal seiner selbst zu hinterlassen, das der Geolog nach einigen Millionen Jahren studiren könne; und

dennoch, hätte es nicht mit Willen diese Schritte gemacht, so gäbe es kein solches Denkmal.

Wir müssen uns allerdings vor dem Irrthum hüten, selbst bei dem Act, der dem im Augenblick empfundenen Antrieb Genüge leistet und die Veränderung hervorbringt, zu viel Bewusstsein vorauszusetzen; so z. B. beim Lautwandel. Ein Wort wird durch eine sehr verwickelte Folge von Thätigkeitsäusserungen der Sprachorgane hervorgebracht; die Unterlassung einer dieser aus Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit hat die Verstümmelung des Wortes zur Folge, oder eine leichte Erschlaffung der Articulationskraft gibt einem Laute des Complexes eine andre Färbung; da das Wort nun seinen Zweck so gut wie vorher erfüllt, werden solche Vorgänge nicht weiter beachtet, wiederholen sich und werden zunächst eine Angewöhnung, dann stehend. Dies ist in der That der regelmässige Verlauf, durch welchen der lautliche Verfall entsteht; es dürfte aber keinem Verständigen in den Sinn kommen, darin eine andre wirkende Kraft zu sehen, als den Sprechenden selbst, der mit freiem Willen handelt, ebenso wenig wie er es einer von aussen her einwirkenden Kraft zuschreiben würde, wenn ein Mensch, der gewohnt ist jeden Tag über einen Graben zu springen, an den ihn sein Weg führt, einmal seine Kräfte zu wenig anstrengt und hineinfällt. Würden Nachlässigkeiten in der Aussprache auch durch dergleichen unangenehme Folgen bestraft, so würde das Kapitel über den Lautwandel in der vergleichenden Grammatik nur einen kleinen Raum einnehmen. Nicht blos in der angegebenen Richtung führt eine unachtsame und nachlässige Handhabung der Sprache zu Veränderungen; ein sehr grosser Theil derselben überhaupt hat keinen andern Ursprung, sondern beruht darauf, dass Leute, welche die richtige Anwendung der von ihnen gebrauchten Worte nicht sorgfältig erlernt und genau im Kopfe haben, Unterscheidungen vernachlässigen und sich durch falsche Analogie irreführen lassen.

Die dadurch entstehende sprachliche Veränderung ist aber gerade so gut das Werk des Sprechenden und seines allein, wie bei dem Naturforscher, der sein griechisches und lateinisches Wörterbuch durchstöbert, um einen Namen für ein neuentdecktes Mineral oder eine Pflanze zu finden.

Ein andrer Grund der falschen Ansicht, die wir eben bekämpfen, ist der, dass jedermann seine Unfähigkeit empfindet, an der Sprache nach eigener Willkür und Vorschrift etwas zu ändern, und überzeugt ist, was er nicht könne, vermöge auch kein andrer. Das ist ganz richtig; in gewissem Sinne ist es nicht der Einzelne sondern die Gesellschaft, welche Sprache bildet und ändert; wir müssen uns aber bemühen, deutlich zu erkennen, in welchem Sinne, wenn wir das Verständniss des Gegenstandes unsrer Untersuchung nicht verfehlen wollen. Es liegt hier ein Punkt von grosser Wichtigkeit für die Sprachphilosophie, einer, den wir schon mehr oder weniger im Auge gehabt, bisjetzt aber nicht für sich betrachtet haben, die Rolle nämlich, welche die Gesellschaft der Sprechenden als unterschieden vom einzelnen Sprechenden in der Sprachbildung spielt.

Der Antheil der Gesellschaft an dieser Arbeit ist begründet und bedingt durch die einfache Thatsache, dass die Sprache nicht Einzel- sondern Gesellschaftsbesitz ist. Wie wir ausführlicher im vierzehnten Kapitel darstellen werden, ist sie nicht nur theilweise, sondern hauptsächlich zum Zwecke der Mittheilung da; alle andern Anwendungen stehen dieser nach; für die grosse Masse der Sprechenden ist sie bewusstermassen nur zur Mittheilung da; das ist die Anwendung, die sich für jeden als die nächstliegende ergibt. Was nur von einem Menschen verstanden und gebraucht werden könnte, würde kein Recht auf den Namen Sprache haben; und es gibt keine solche und hat nie eine gegeben. Annahme durch irgend eine, wenn auch eng begrenzte, Gesellschaft ist durchaus nothwendig, um irgend eines Einzelnen Aeusserungen zu Sprache zu machen.

Daher stammen die Einflüsse, welche die Einwirkung des Einzelnen auf die Sprache leiten und hemmen. Erstlich, wenn andre nicht annehmen und in ihrer Ueberlieferung nicht fortpflanzen, was ein Einzelner geändert und hinzugefügt hat, so stirbt es mit ihm und verschwindet spurlos. Ferner aber, selbst wenn jemand sich nichts daraus machte, in allem Sprachlichen gegen die Meinungen seiner Mitmenschen zu verstossen und ihren Geschmack zu beleidigen, so würde er doch in keinem Falle darin so weit gehen, dass er ihnen unverständlich würde; und schon dies allein wäre ein starker Hemmschuh für seine Willkürlichkeiten. Ein solcher ist aber unnöthig, weil drittens jeder Einzelne sich im allgemeinen von denselben Beweggründen bestimmen lässt, durch die seine Mitmenschen geleitet werden. So wenig sie geneigt wären, es ihm zu gestatten, so wenig neigt er selbst dazu, den Kreis der bestehenden Sprachgewohnheiten zu verlassen und in einer Tangentenrichtung auf eine neue, fremdartige Ausdrucksweise auszugehen. In der Sprache geschieht alles durch Analogie; was eine Sprache gewohnt ist zu thun, kann sie thun, aber nicht mehr, und Gewohnheiten bilden sich langsam aus; eine verlorne Gewohnheit kann nicht erneuert werden, eine neue nur ganz allmählich entstehen und fast oder ganz unbewusst. Die Ursache davon liegt in den gemeinsamen Neigungen der Sprechenden. Wir bezeichnen dies Verhältniss gewöhnlich damit, dass wir sagen, dies oder jenes sei gegen das Sprachgefühl oder den Geist der Sprache, das sind aber Ausdrücke mythischen Gepräges, Worte von bequemer Unbestimmtheit, unter denen oberflächliche Denker oft eine Fülle unklarer und irrthümlicher Vorstellungen verstecken; in der That wird nichts anderes darunter verstanden als die Summe oder Gesammtrichtung der Neigungen und Abneigungen der Sprechenden, wie sie bestimmt ist durch den bereits vorhandenen Sprachstoff und die bestehenden Sprachgewohnheiten. Ueber einen bestimmten eng begrenzten Spielraum der

umbildenden Thätigkeit hinaus sind weder die einzelnen Sprechenden in Versuchung neue Bedeutungen, Worte und Wendungen aufzubringen, noch geneigt, von andern aufgebrachte gut zu heissen und anzunehmen.

Wenn wir so die Gesellschaft als die letzte Instanz anerkennen, die entscheidet, ob etwas Sprachgut werden soll oder nicht, so widerspricht das nicht im mindesten dem, was wir oben für die Thätigkeit des Individuums in Anspruch genommen haben. Irgend ein Einzelner muss vorangehen und den übrigen den Weg zeigen, folgen diese nicht, so kehrt er selbst um oder bleibt allein. Die Gesellschaft kann nicht handeln, wenn nicht einzelne Mitglieder den Anfang machen; diese können nichts vollbringen, wenn die Gesellschaft nicht mitwirkt. Jede neue Erscheinung in der Sprache hat Zeit, Ort und Veranlassung für sich; sie verbreitet sich von einem zum andern, bis sie allgemein angenommen ist; geschieht das nicht, so geht sie durch allgemeine Nichtbeachtung unter. Nur ist es natürlich nicht nothwendig, dass jede einzelne Veränderung einen einzigen Ausgangspunkt habe; es gibt solche, für die in der betreffenden Gesellschaft eine so ausgesprochene Neigung herrscht, die so unmittelbar an den gegenwärtigen Gebrauchsgrenzen liegen und von ihnen aus zu erreichen sind, dass an vielen Orten viele Menschen unabhängig von einander sie machen, und so eine Menge von Ausgangspunkten entsteht, von denen aus die Weiterverbreitung vor sich gehen kann. Wahrscheinlich war dies der Fall z. B. bei dem englischen Possessivpronomen *its*, als es vor zwei bis drei Jahrhunderten gegen den ausgesprochenen Widerstand der Gebildeten und „richtig“ Sprechenden durch die Gewalt einer scheinbaren Analogie mit den vorhandenen Pronomina dieser Bedeutung der Sprache aufgedrungen wurde. Namentlich für lautliche Veränderungen ist es anzunehmen, dass sie nicht eine vereinzelte Ursprungsstelle in einem Individuum haben, sondern gleichmässig an vielen Orten anfangen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel gibt der ger-

manische Umlaut (siehe oben Seite 132), dieser fehlt dem Gotischen, kann also den germanischen Sprachen nicht vor ihrer Trennung eigen gewesen sein, hat sich aber später im Hochdeutschen, Niederdeutschen und den skandinavischen Dialekten selbständig entwickelt, ohne Zweifel als die übereinstimmende Vollendung von Gewohnheiten der Aussprache, die schon in der germanischen Gesammtsprache begonnen hatten.

Wir haben so das Wesen der Kraft erkannt, die ungeachtet der gewollten Genauigkeit und Richtigkeit in der Ueberlieferung der Sprache unausgesetzt den Ueberlieferungsstoff ändert, haben gesehen, in welchen Richtungen und unter welchen Anlässen sie thätig ist, und müssen jetzt weiter gehen, um dieselbe Kraft, auf dieselbe Weise thätig, nach einer neuen Seite hin zu betrachten; sie bewirkt nämlich nicht nur die zeitlichen Unterschiede innerhalb einer einzelnen Sprache in den verschiedenen Perioden ihres Daseins, sondern auch, unter der Mitwirkung äusserer Umstände, die räumlichen Verschiedenheiten, die Spaltung der Sprache in Dialekte.

NEUNTES KAPITEL.

Differenzirung der Sprache nach Orten und Gesellschaftsklassen oder Ständen: Dialekte.

Dialektische Unterschiede innerhalb der Grenzen einer einzelnen Sprache; Spracheigenthümlichkeiten von Individuen, Ständen und Orten. — Was die Einheit der Sprache ausmache. — Einflüsse, welche dialektische Spaltungen fördern oder hemmen; Wirkung der Cultur. — Erläuterung: Geschichte der germanischen Sprachen; Romanisch. — Vereinigende und trennende Kräfte; getrennt vorgehendes Wachsen verursacht Theilung in Dialekte; Beispiele. — Wortübereinstimmungen beweisen gemeinsame Herkunft von Worten und Sprachen; Vorsicht bei der Anwendung dieses Grundsatzes. — Verwandschaftsgrade. — Aufstellung des indogermanischen Sprachstamms und Beweise für seine Einheit. — Das allgemeine Vorkommen dialektischer Spaltung. — Verhältniss der Ausdrücke „Sprache“ und „Dialekt“ zu einander.

Unsre bisherige Untersuchung der sprachlichen Erscheinungen hat uns gelehrt, dass jedermann, was er von der Sprache besitzt, durch Lernen erwirbt, durch unmittelbare Aneignung des Sprachstoffes, der ihm von andern vorgelegt wird, dass jedoch jeder zu gleicher Zeit auch an der Veränderung der Sprache mitarbeitet; freilich trägt er nur einen unendlich kleinen Theil dazu bei, genau im Verhältniss stehend zu seinem Einfluss auf die Masse der Redenden, welche die Sprache lebendig erhalten, aber er stellt doch seinen bestimmten

Theil einer Summe her, die aus lauter solchen kleinsten Theilen zu Stande kommt und ohne diese nicht entstehen würde. Die Ueberlieferung der Sprache tragen er und seinesgleichen, und bei der Umbildung derselben sind ebenfalls nur sie allein thätig. Jede Abweichung jüngerer von älterer Sprechweise, bestehe sie in Umänderung oder Vermehrung, hat ihren besondern Ursprung für sich, anfänglich ist sie nur im Gebrauch Einzelner, verbreitet sich von da und sucht jene allgemeinere Aufnahme, durch die allein sie zu Sprachgut werden kann; so macht sie auch eine Prüfungszeit durch, während der sie eben versucht, sich festzusetzen.

Ist das nun richtig, so muss es zu jeder Zeit in jeder lebenden Sprache Umbildungsprocesse geben, die nicht ganz abgeschlossen sind, Worte und Wortformen im Uebergangszustande, die in der Umänderung begriffen aber noch nicht geändert sind, Worte und Wendungen, die, eingeführt aber nicht allgemein angenommen, noch der Prüfung unterliegen, Worte, die veralten aber noch nicht ganz veraltet sind, alte Aussprachsweisen, die anfangen sonderbar und gesucht zu erscheinen, da neue aufkommen, und so fort durch die ganze Liste der in der Sprache möglichen Veränderungen.

Genau so ist auch in der That der Zustand der Dinge in jeder Sprache der Welt, ein Zustand, der nur aus den früher betrachteten Ursachen erklärbar ist. Er herrscht in unsrer eignen Sprache, obwol bei uns aus bald zu erörternden Gründen die Umstände ihm sehr entgegen sind. Wir müssen uns hüten die Einheitlichkeit lebender Sprachen zu überschätzen, sie ist recht weit davon entfernt, vollständig zu sein. Es ist eine wohl zu begründende und wahre Behauptung, dass jeder Einzelne seine eigne Sprache rede, verschieden von der jedes andern. Die verschiedenen Anlagen und Verhältnisse jedes Einzelnen bringen es mit sich, dass der Theil der deutschen Sprache, den er hat beherrschen lernen, nicht völlig zusammenfällt mit dem eines andern;

der Unterschied kann gering sein, aber er ist sicher vorhanden. Ferner, was augenfälliger und wichtiger ist, die Begriffe, denen der Einzelne durch seine Anwendung der Worte Ausdruck gibt, haben bei ihm eine etwas andre Form als bei allen übrigen, die ganze Eigenthümlichkeit seines Charakters, seiner Bildung und Empfindung liegt dem zu Grunde und prägt sich darin aus. Ferner halten sich wenige, vielleicht keiner, frei von einem Anstrich örtlicher und persönlicher Eigenthümlichkeiten in Aussprache und Redeweise, Eigenthümlichkeiten, die, weil sie stärker als die übrigen hervortreten, öfter von uns bemerkt und als dialektische bezeichnet werden. Hier liegt der Uebergang zu den weiter ausgedehnten und tiefer gehenden Unterschieden verschiedener Landestheile und Gesellschaftsklassen oder Stände; jeder eine gewisse Einheit für sich bildende Theil eines grossen einsprachigen Landes hat seine locale, mehr oder weniger scharf ausgeprägte Form dieser Sprache, sogar wo es, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, keine altererbten, lange bestehenden Dialekte gibt, dergleichen in Deutschland, England oder Frankreich herrschen, kurz fast überall. Jede Gesellschaftsklasse, wie sie auch zu Stande komme, hat ihre Dialektunterschiede, so namentlich die durch verschiedene Beschäftigung begründeten Klassen: die einzelnen Berufe, Gewerbe, Handwerke, gelehrten Fächer haben ihren technischen Wortvorrath, Worte und Wendungen, die den draussen Stehenden unverständlich sind; der Zimmermann, Schmied, Maschinenbauer oder Bergmann hat nicht weniger wie der Arzt, Geolog oder Philosoph jeden Tag Veranlassung viele Dinge zu sagen, die ein Mitglied einer der andern genannten Klassen, es sei denn ausnahmsweise wohl unterrichtet, nicht verstehen würde. Ferner gibt es Unterschiede, die auf dem Bildungsgrade beruhen: die hoch Gebildeten haben eine Sprechweise, die nicht in allen ihren Theilen im Bereich des gewöhnlichen Mannes liegt; sie haben eine Menge von Namen für Gegenstände und Begriffe der

ausgebildeten Erkenntniss, die zunächst auf diese Klasse von Menschen beschränkt sind, vielleicht aber einmal (wie die oben angeführten „Petroleum, Telegraph, Photograph") in die untern Klassen eindringen und so allgemein gebräuchlich werden wie „ist, Kopf, klein" und „gross"; und, was noch bemerkenswerther ist, in der Ausdrucksweise der Ungebildeten laufen eine Menge Ungenauigkeiten um, Verstösse gegen die richtige Anwendung der Sprache, wie ungrammatische Formen, falsche Aussprachen, irrthümliche Gebrauchsweisen, *slang*, niedrige uud gemeine Ausdrücke; alles dies ist vielleicht Wirkung derselben Ursachen, welche die Veränderungen der gebildeten Sprache im Vergleich zu ihrem Vorläufer erzeugt haben, und manches davon bestimmt, künftig der allgemein angenommene Gebrauch der ganzen Sprache zu werden, vorläufig aber noch durch den Widerstand der höhern Klassen gegen seine Annahme und Anwendung niedergehalten und unter die Fehler verwiesen. Endlich gibt es Altersunterschiede: die Kinderstube besonders hat ihren den Ohren alter Junggesellen nicht behaglichen Dialekt, und die Sprache älterer Kinder ist wenigstens durch ihren beschränkten Wortvorrath gekennzeichnet.

Alle diese Unterschiede sind dem Wesen nach dialektisch, das heisst, sie weichen nicht der Art, sondern nur dem Grade nach von denen ab, durch welche anerkannte Dialekte aus einander gehalten werden. Was ihren Ursprung betrifft, so fallen sie alle unter die oben aufgestellten Abtheilungen des sprachlichen Wandels, es sind Abirrungen von einer früher allgemein gültigen Sprechweise, die bis zu diesem Augenblick nur zum Theil, innerhalb der Grenzen einer Gesellschaftsklasse oder eines Landestheils, Geltung erlangt haben, oder festgehaltene Eigenheiten einer früher anerkannten Sprechweise, welche die Mehrzahl der gut sprechenden jetzt hat fallen lassen. Zur Erläuterung dieses letzten Punktes können wir im Vorbeigehen anführen, dass recht viele der Eigenthümlichkeiten, die von den Eng-

ländern als Amerikanismen verspottet werden, Ueberbleibsel eines frühern guten Gebrauchs sind, und dass auf der andern Seite manches von dem, was die Amerikaner oder Engländer als Besonderheiten der irischen Aussprache ansehen, ebenfalls altenglisch ist, von den Iren treuer bewahrt, als von den eigentlichen alten Eigenthümern der Sprache. Natürlich ist es ebenso verwerflich hinter der grossen Bewegung des gesammten Sprachgebrauches zurückzubleiben, als ihr vorauszueilen oder seitwärts abzubiegen. Aendert sich die Sprechweise derer, die am besten sprechen, so werden alle, die sich dem nicht anschliessen, damit in eine niedere Klasse versetzt.

Und doch, trotz aller Verschiedenheiten, ist die Sprache eine einheitliche, einheitlich aus dem einfachen Grunde, dass wenn auch die verschiedenen Individuen, die sie sprechen, im Stande sind zuweilen so zu reden, dass sie einander nicht verstehen können, sie auf der andern Seite über Dinge des täglichen Lebens und allgemeinen Interesses mit gegenseitigem Verständniss zu einander sprechen können. Da der nächste Zweck der Sprache Mittheilung ist, so macht die Möglichkeit der Mittheilung die Einheit der Sprache aus. Niemand kann eine Sprache definiren, im eigentlichen Sinne dieses Wortes, denn sie ist eine grosse zusammengesetzte Maschinerie, eine Summe von Gebrauchsweisen, die in einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft gelten, und kann so nur aufgezeigt und beschrieben werden. Man kann sie in ein Wörterbuch fassen, in einer Grammatik darstellen; aber ebenso gut gehören Worte und Gebrauchsweisen, die nie in Wörterbuch oder Grammatik gelangen, dazu; und man kann die geographischen Grenzen angeben, innerhalb derer sie in allen ihren Unterarten gebraucht wird.

Aus unsrer Ansicht über die beim Wachsthum der Sprache wirksamen Kräfte und die Art, in welcher sie wirken, geht offenbar als Folgesatz hervor, dass die quasi-dialektischen Abweichungen innerhalb derselben Sprache und derselben Volksgemeinschaft da am grössten sein müssen, wo die Trennung der Klassen am grössten

ist. Die Nothwendigkeit der gegenseitigen Mittheilung, des Verkehrs, hemmt die auf Veränderung hinwirkenden Kräfte, und wiederum ist dieser Verkehr das Mittel, welches irgend einer wirklich gemachten Veränderung allgemeine Annahme verschafft; was also den Verkehr am meisten belebt und über alle Gegenden und Stände ausdehnt, wird am stärksten die Spracheinheit über die gesammte Volksgemeinschaft schützen. Auf der andern Seite, alles was diesen Verkehr schwächt und ein Volk dazu bringt, sich in Stämme aufzulösen oder in weit und scharf getrennte Klassen und Stände zu theilen, hat die Wirkung, die verschiedenen Formen, die unter der Gesammtsprache einbegriffen sind, weiter von einander zu entfernen, ihre Abweichungen zu vergrössern und zu vermehren.

Verschiedene Ursachen üben hier verschiedenen Einfluss aus. Einerseits sind im uncivilisirten Gesellschaftszustande Standes- und Berufsunterschiede sehr wenig entwickelt. Alle Glieder derselben Gemeinschaft stehen wesentlich auf der gleichen Stufe, mit unbedeutenden Ausnahmen haben alle dieselben Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Gewohnheiten; der gesammte Gedanken- und der zu ihm gehörige Wortschatz ist nicht so gross, dass nicht jeder Einzelne ihn ganz umfassen und handhaben könnte. Dagegen erreichen auf der andern Seite locale Unterschiede ihre höchste Entwicklung, da nur Civilisation und Bildung die einzelnen Bestandtheile einer grossen Volksgemeinschaft zu einer Einheit verbinden können. Ein roher gesellschaftlicher Zustand begünstigt, soweit es sich nicht um ganz enge Grenzen handelt, vorwiegend die Trennung; ein Volk von Wilden, wenn es sich vermehrt und weit ausbreitet, löst sich in Stämme auf, die sich in gegenseitiger Eifersucht und Feindschaft von einander fernhalten und innerhalb derer Sprachveränderungen ihren eignen selbständigen Verlauf nehmen. Jedes Culturelement, das eindringt, übt einen erhaltenden Einfluss aus, indem es sowol dahin wirkt, die Sprache vor Veränderung

zu schützen als auch ihre Einheit über das ganze Sprachgebiet zu bewahren. Erreicht das Nationalgefühl eine solche Höhe, dass es zur Hochhaltung der Worte und Thaten vergangener Geschlechter und zur Ausbildung einer Volksliteratur führt, so trägt dies augenscheinlich zur Erhaltung bei, weil dadurch Muster für richtiges Sprechen geschaffen werden, und diese dann das Urtheil der Menschen über Annahme oder Ablehnung der Ansätze zu sprachlichen Veränderungen, die von Einzelnen ausgehen, beeinflussen. Eine geschriebene Literatur, die Gewohnheit schriftlich aufzuzeichnen und zu lesen, allgemeine Verbreitung des Unterrichts wirken noch nachdrücklicher in derselben Richtung; und wenn diese Mächte so stark geworden sind wie bei unsern modernen gebildeten Völkern, so beherrschen sie geradezu die Geschichte der Sprache. Die Sprache gewinnt Festigkeit, namentlich gegenüber den aus Ungenauigkeit entspringenden Veränderungen; örtliche Abweichungen können nicht aufkommen und werden sogar, soweit Bildung und Unterricht reichen, wieder getilgt. Es gibt auch einen Mittelzustand zwischen den beiden äussersten Enden der Uncultur und der allgemein verbreiteten Cultur, da nämlich, wo eine Cultur besteht, die sich nur über eine einzelne Klasse, eine Minderzahl des Volks erstreckt, deren erhaltender Einfluss also auf diese Klasse beschränkt ist. Sie allein besitzt die schriftlichen Denkmäler der Sprache, braucht diese als Muster und bewahrt dadurch ihre Redeweise fast ohne Wandel, während die Sprache der Menge sich ungehemmt weiter verändert. So entsteht eine Trennung der ursprünglich einheitlichen Sprache in zwei Theile, ein Gelehrtendialekt, die Fortsetzung der alten gemeinsamen Sprache, und ein Volksdialekt, deren verwandelter Abkömmling; der letztere bringt es dann vielleicht dahin, den erstern zu verdrängen, und so seinerseits bei einer neuen Ordnung der Dinge die Sprache der Gebildeten zu werden. So verhielt es sich z. B. in der Geschichte des Latein

und der spätern ihm entstammenden Dialekte, die jetzt zu Trägern grosser und bedeutender Literaturen geworden sind, und ebenso in der Geschichte der jetzt literarisch gepflegten Sprachen der modernen Inder arischer Abkunft in ihrem Verhältniss zum Sanskrit.

Stellen wir uns demnach eine bestimmt begrenzte Volksgemeinschaft, X, vor, die eine Sprache hat; sie zerfällt in die verschiedenen örtlich — aber versteht sich nicht durch scharfe und feste Linien — abgegrenzten Theile A, B, C u. s. w., ferner in die Standes-, Berufs- oder Bildungsklassen *A*, *B*, *C* u. s. w. und *a*, *b*, *c* u. s. w., wobei die verschiedenen Abtheilungen und Klassen in mannichfacher Weise in einander übergreifen und einander durchziehen. Die gemeinsame Sprache ist, wie jede lebende Sprache, im Zustande beständigen Wachsthums und Wechsels; dieser Wechsel kann nur eintreten und tritt nur ein durch Veränderungen, wie wir sie oben im einzelnen betrachtet haben; jede einzelne nimmt ihren Anfang an einem Punkte oder an Punkten einer oder mehrerer Abtheilungen und verbreitet sich von da aus zu den übrigen. Was auf diese Weise in A, B oder C beginnt, wird zuletzt Besitzthum aller, falls es nicht, was auch möglich, innerhalb gewisser Grenzen verharrt und Wort oder Ausdrucksweise eines Localdialekts bleibt. Ferner, was in der Klasse *A* oder *a* entsteht, durchläuft die übrigen — sofern es nicht innerhalb jener als technischer, vornehmer oder pöbelhafter Ausdruck, als Misbrauch oder irgend etwas der Art verbleibt. Diese verschiedenen Niederschläge erzeugen die geringern Unterschiede, die mit der Uebereinstimmung und Einheit im grossen und ganzen wohl verträglich sind; ihre Menge und Bedeutung ist verschieden je nach den bedingenden Umständen, die wir im vorletzten Abschnitt kurz durchnahmen; keine Sprache ist frei davon noch kann davon frei sein, aber sie sind nicht in allen Sprachen gleich.

Was Fortsetzung und Veränderung dieses Zustandes der Dinge betrifft, so hangen dieselben von geschichtlichen

Verhältnissen ab. Nehmen wir an, unser hypothetischer Fall bedeute die deutsche Sprache, wie sie bei und nach dem Beginn unsrer Zeitrechnung war. Während hier die Standes- und Berufsunterschiede verhältnissmässig unbedeutend waren, so waren dagegen die örtlichen A, B, C sehr ausgeprägt, sogar in dem Grade, dass man das ganze kaum recht als eine Sprache bezeichnen kann; abgesehen von geringern Abweichungen, gab es Theile, deren jeder eine den andern unverständliche Sprechweise hatte; und wäre keine neue Macht dazwischengetreten, so hätte das in alle Ewigkeit so fortgehen, die localen Unterschiede sich beständig vertiefen und erweitern können. Es trat aber eine neue und leitende Macht dazu, die griechisch-römische Cultur, auf dem Wege die allgemein europäische zu werden; diese zeigte den Weg zu einheitlichen Lebens- und Staatseinrichtungen. Aber es währte lange, bis diese Macht auf dem Gebiet der Sprache die Oberherrschaft gewann. Zunächst hatte jeder örtlich gesonderte Theil seine eigne, für sich bestehende Cultur; Anfänge einer Literatur, die uns zum Theil erhalten sind, wurden in der einen oder andern localen Form der Sprache gemacht, die nur innerhalb bestimmter Grenzen völlig verständlich war. Endlich im Anfang des 16. Jahrhunderts war die Fülle der Zeiten gekommen, die Verhältnisse des Staats- und Unterrichtswesens waren dahin gediehen, dass das Streben nach einer Spracheinheit der Gebildeten — und so in gewissem Sinne künstlichen Einheit — Erfolg haben konnte. Ein bestimmter Localdialekt, A, — der freilich schon eine gewisse Verbreitung unter einer einzelnen Gesellschaftsklasse gewonnen hatte — wurde schliesslich von allen Gebildeten als ihr Dialekt, *A*, angenommen, als diejenige Art des Deutschen, die fortan allein geschrieben, als mustergültig angesehen und in den Schulen gelehrt werden sollte. Das Ansehen dieses Dialekts hat seitdem durch die Ausbreitung der Bildung und des Unterrichts stetig zugenommen, und es ist fast dahin

gekommen, dass Fremde ihn jetzt als die einzige vorhandene Form der deutschen Sprache betrachten. Das ist er aber durchaus nicht, er ist immer nur noch *A*, das Deutsch einer Abtheilung des Volkes, wenn auch einer, die durch die modernen Culturverhältnisse zur herrschenden und wachsenden geworden ist. B, C, D u. s. w. sind ebenfalls noch da; es gibt ganze Gegenden Deutschlands, deren Localdialekt Leuten, die nur die Schriftsprache kennen, unverständlich ist; aber zum grossen Theil sind die Localdialekte auf die weniger gebildeten Klassen, *E*, *F* u. s. w. beschränkt, und diese wie auch die Berufsklassen *a*, *b*, *c* u. s. w. erfahren in mannichfacher und eindringlicher Weise den Einfluss der Schulsprache. *A* ist die vorherrschende Sprechweise, nach der sich jede andre richtet und gestaltet, und sie hat die Aussicht, alle andern Unterarten ausser denen der Berufsklassen zu beseitigen, falls Bildung und Unterricht jemals die dazu nöthige überwältigende Macht bekommen.

Doch kann das nicht, wie wir jetzt hinzufügen müssen, über das ganze Gebiet der hoch- und niederdeutschen Dialekte hin stattfinden. Es gab wenigstens zwei örtliche Varietäten — wir wollen sie E und F nennen — die nicht den einigenden und ausgleichenden Einflüssen unterlagen, durch welche alle übrigen unter die Herrschaft von *A* fielen. Die eine, E, das Englische, war durch eine unüberschreitbare geographische Trennung und damit verbundene Selbständigkeit ausgeschlossen. Die Sprache der germanischen Angeln und Sachsen, die einen deutschen Dialekt über die Nordsee nach Britannien brachten und damit die einheimische keltische Sprache verdrängten, hat in ihrer Vereinzelung eine gleichartige Reihe von Wandlungen durchgemacht, wie die ihrer frühern Landsleute. Die Unterabtheilungen irgendwelcher Art, seien sie örtlich E′, E″, E‴, oder gesellschaftlich *E′*, *E″*, *E‴*, kamen ebenfalls unter den Einfluss eines Schriftdialekts ähnlichen Ursprungs wie der in Deutschland. Ferner, im nordwestlichen

Striche Deutschlands führte die staatliche Selbständigkeit und die damit verbundene Absonderung der allgemeinen Interessen zu einem ähnlichen Resultat; während der übrige Theil Niederdeutschlands, dessen Localdialekte nicht weniger eigenthümliche Form haben als Angelsächsisch und Holländisch, den hochdeutschen Schriftdialekt als Schul- und Büchersprache gebraucht, haben die Ecke Holland und die Colonie England ihre besondern niederdeutschen Dialekte zum Range einer Schriftsprache erhoben. Es ist einerlei, wie die örtlichen Unterabtheilungen A, B, C getrennt wurden, sobald an den Vorgängen in einer derselben die andern nicht theilnehmen, schlägt ihre Entwicklung einen verschiedenen Weg ein, und sie werden mit der Zeit verschiedene besondere Sprachen.

Dieselben Kräfte waren in analoger Weise, wenn auch mit vielen Abweichungen in Einzelheiten, wirksam bei der Herausbildung der heutigen romanischen Sprachen, der Abkömmlinge des Latein. Als die Heere, die Bildung und Staatskunst Roms dessen Sprache durch ganz Italien und über grosse Länder ausserhalb Italiens verbreiteten, war diese schon durch Bildungsunterschiede in gesellschaftliche Unterarten gespalten. Diese wurden alle zugleich der Fremde übermittelt, und die Schriftsprache — *A*, wie wir sie in Uebereinstimmung mit unserm obigen Gebrauch dieses Zeichens nennen können — blieb durch Anwendung zweckmässiger und ausreichender Mittel in völliger Reinheit bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch nur bei einer beständig abnehmenden Klasse von Leuten. Die niedern Arten der Sprache, *B*, *C* u. s. w., behielten daneben ihre volle Wirksamkeit zur Begründung der neuen geschichtlichen Entwicklung. Die Veränderungen des Latein schritten fort, um so rascher, als die Sprache in die Hand von Völkern gekommen war, die sie erst nachträglich infolge äussern Druckes lernten. Da nun die Kräfte des Verkehrs weitaus nicht hinreichten, um in der ungeheuer ausgedehnten Gesellschaft des römischen

Reiches die Spracheinheit zu erhalten, so zerfiel diese durch Spaltung nach geographisch abgegrenzten Theilen in eine entsprechende grosse Anzahl localer Formen, zu deren genügender schriftlicher Darstellung mehrere verschiedene Alphabete erforderlich wären. Historische Verhältnisse ferner, deren Art und Wirkung sich der Hauptsache nach deutlich erkennen und nachweisen lassen, brachten es dahin, dass von diesen Localdialekten der eine hier, der andre dort — etwa B oder F oder I oder P oder S oder Z — zu Schriftsprachen grosser Länder erhoben und zu den Zwecken der Literatur und des Unterrichts gebraucht wurden nicht blos von denen, die damit aufgewachsen waren, sondern auch von den Trägern der übrigen Localdialekte; diese letztern bestehen auch noch, jeder in seinem Gebiet, als das ungebildete *patois*, wie die deutschen Dialekte.

Es wäre sehr leicht, noch viele ähnliche Fälle zu weiterer Erläuterung anzuführen, allein es ist ganz unnöthig, damit fortzufahren. Um die als Beispiele herangezogenen historischen Erscheinungen zu erklären, brauchten wir nichts weiter als die oben im einzelnen angeführten, Sprachänderung erzeugenden Vorgänge, die in ihrer thatsächlichen geschichtlichen Wirkung bedingt sind durch den Gegensatz zwischen der urheberischen Thätigkeit des Einzelnen und der regulirenden, über Annahme und Verwerfung der Vorschläge des Individuums entscheidenden Thätigkeit der Gesellschaft; und alle andern gleichartigen Erscheinungen sind dadurch, und nur dadurch allein genügend zu erklären. Man kann mit voller Zuversicht behaupten, dass es keinen bekannten Fall gibt, der nicht so seine Lösung fände. Die Individuen sind die zerstreuende, centrifugale Kraft im Wachsthum der Sprache, denn so wie es nicht zwei Menschen mit völlig gleicher Gesichtsbildung gibt, so auch nicht zwei von ganz derselben geistigen Beschaffenheit und Bildung; daher ist auch der gestaltende Einfluss, den jeder Einzelne auf seine Muttersprache ausübt, von dem aller andern ein wenig verschieden.

Aber die individuellen Einflüsse werden gerade so weit gehemmt, ihre auseinanderlaufenden Wege in eine Richtung gebannt und darin erhalten, als die Möglichkeit gegenseitiger Mittheilung reicht, ähnlich wie die centripetale Kraft, solange sie der centrifugalen überlegen ist, den sich bewegenden Körper in einer bestimmten nicht zu weit vom Mittelpunkt entfernten Bahn hält. Oder um die Ausdrücke unsrer kurz vorhergehenden Voraussetzung anzuwenden: so lange jede Aenderung, die in den localen Unterabtheilungen A, B, C u. s. w. beginnt, ihren Weg durch alle übrigen nimmt und so der allgemeinen Prüfung in Bezug auf Annahme oder Verwerfung unterzogen wird, behält die Sprache X ihre Einheit. Sie kann und wird sich dabei von einem Zeitalter ins andre ändern, mag sich sogar in zwei oder drei Jahrhunderten so verwandeln, dass die sie Sprechenden vom einen und vom andern Ende dieses Zeitraumes, könnte man sie zusammenbringen, einander nicht verstehen würden (wie es mit dem Deutschen in der That in etwa tausend Jahren der Fall ist); nimmt man jedoch einen bestimmten Zeitpunkt heraus, so würde in der ganzen Volksgemeinschaft jeder den andern verstehen, weil die Sprache sich in Aller Mund und Gedanken gleichmässig geändert hätte. Trennt man aber in irgendeiner Weise A und B und C von einander, sodass die Veränderungen in jedem dieser Theile für sich gemacht werden und nicht zu andern dringen, so werden die Eigenthümlichkeiten eines jeden auf ihn beschränkt bleiben und das eintreten, was man dialektisches Wachsthum nennt; der Process der Spaltung in verschiedene Sprachen hat begonnen. Eine Mauer, hoch und lang genug, zwischen den verschiedenen Abtheilungen würde vollkommen ausreichen, um ihre Trennung zu veranlassen und dialektisches Auseinandergehen einzuleiten; nur wird natürlich dies Auseinandergehen beschleunigt, wenn die Trennung durch räumliche Entfernung geschieht und die Theile unter verschiedenartige äussere Bedingungen, z. B. des Klimas oder der Lebens-

weise, und unter verschiedene historische Einflüsse gestellt werden.

Dies Abschliessen von einem gemeinsamen regulirenden Einfluss über die ununterbrochen fortgehenden Sprachveränderungen, wie es durch das Aufhören des sprachlichen Verkehrs eintritt, mag als Ursache der Spaltung im Verhältniss zu ihrer Wirkung sehr geringfügig erscheinen, und ist es auch in der That, aber es genügt völlig um für alle Erscheinungen des dialektischen Wachsthums aufzukommen. Der Winkel zwischen zwei von einem Punkte ausgehenden Linien mag noch so klein sein, wenn sie nur weit genug gezogen werden, können ihre Endpunkte in jeder denkbaren Entfernung von einander abliegen; der Winkel der Dialektabzweigungen aber vergrössert sich in Wirklichkeit noch, da die beiden Entwicklungslinien nach aussen biegen. Am Ausgangspunkt nämlich ist die Summe der leitenden Neigungen in jeder fast genau dieselbe; Gleichheit des Stoffes und der Gewohnheiten in seiner Anwendung bilden gewissermassen eine Fortsetzung des gemeinsamen Anstosses und treiben die beiden in beinahe gleicher Richtung fort; wir haben auch schon oben mehr als einmal gesehen, wie aus dieser Gemeinsamkeit ursprünglicher Gewöhnung übereinstimmende, aber von einander unabhängige Resultate hervorgehen und lange Zeit hindurch, ja auf unbestimmbare Dauer, immer von neuem auftreten. Aber jede kleine Verschiedenheit, die sich einschleicht, vermindert die Uebereinstimmung; neue Gewohnheiten kommen auf, besondere störende Einflüsse machen sich geltend, und am Ende nimmt die Entfernung nicht langsam, sondern sehr rasch zu. Die Geschichte des Englischen im Vergleich zu den niederdeutschen Dialekten, von denen es im 5. und 6. Jahrhundert abgezweigt ist, gibt davon ein so schlagendes Beispiel, wie man es nur wünschen kann.

Da ferner dialektische Trennung nur infolge des sprachlichen Wachsthums eintritt und wandellose Erhaltung eines ursprünglichen Sprachzustandes jede Mög-

lichkeit sprachlicher Differenzirung unter den einzelnen Theilen einer einmal gleichsprachigen Gesellschaft ausschliessen würde, so ist augenscheinlich, dass der Grad des Auseinandergehens in hohem Masse von dem Grade des Wachsthums überhaupt abhangen muss. Wie wir sahen, sind die Wirkungen des barbarischen und civilisirten Gesellschaftszustandes in dieser Beziehung einander gerade entgegengesetzt, obwol sie für die Beschleunigung oder Hemmung der Veränderungsprocesse keineswegs allein massgebend sind. Der überwältigenden Macht der Cultur ist es zuzuschreiben, dass die Sprache der beiden grossen Abtheilungen der englisch Redenden, in England und Amerika, obwol der breite Ocean sie trennt, doch beinahe übereinstimmend geblieben ist; und zwar wirkt die Cultur so in zwiefacher Weise: erstens macht sie den Verkehr im eigentlichen Sinne leichter und enger, als er zwischen zwei Stämmen eines rohen Volkes, seien sie auch nur durch wenige Meilen Gebirg oder Ebene, durch einen Wald oder Fluss getrennt, möglich wäre; ja sie gibt ihnen in den Pflegern der gemeinsamen Literatur eine grosse Klasse Sprechender, die jederzeit mit beiden Abtheilungen sprachlich verkehren; zweitens verlangsamt sie die Thätigkeit der Veränderungsprocesse in einer Weise, dass deren Folgen Zeit haben, beide Abtheilungen zu erreichen und zu durchdringen. Mangel solcher erhaltender Einflüsse ist die Ursache, dass die Sprache der französischen Bewohner Canadas und das Deutsch der pennsylvanischen Colonie sich viel stärker von den Dialekten des Mutterlandes unterscheiden.

Das lehrreichste Beispiel dialektischen Wachsthums, das uns, alles in allem genommen, zu Gebote steht, liefern die romanischen Sprachen, einmal weil wir in ihnen eine höchst wichtige und weitverbreitete Gruppe hoch entwickelter Sprachen haben, jede mit einer Schar von Unterdialekten; dann weil wir die Mutter selbst, das Latein, dem sie alle entsprungen sind, besitzen, was sich so nirgends auch nur annähernd

wiederfindet. Der Sprachforscher findet in ihnen eine ganze Welt von Erscheinungen zu untersuchen und zu vergleichen, nach ihrem Ursprunge und ihren Entwicklungsgesetzen zu verfolgen. Seine Aufgabe, obwol theilweise einfach und leicht, ist anderntheils oft schwierig und verwickelt; denn sogar hier, gewissermassen unter den Augen der Geschichte, wenn auch von ihnen unbemerkt, haben sich Veränderungen vollzogen, die aller Nachforschung zu spotten scheinen, und Erscheinungen, die nicht auf ihre Ursache zurückgeführt werden können. Wir wollen an ein paar Beispielen betrachten, wie der Spaltungsprocess auf einigen Sprachstoff der lateinischen Muttersprache gewirkt hat.

Das lateinische Wort für „Bruder" ist *frater*; im Französischen hat es in der abgekürzten Form *frère* noch dieselbe Bedeutung, im Italienischen und Spanischen aber, wo es grössere Verstümmelung erlitten hat — italienisch zu *frate* und *fra*, spanisch zu *fray* — bezeichnet es nur den Ordensbruder, das Mitglied eines geistlichen Ordens (englisch *friar* in einer noch andern Form desselben Wortes). Daher hatte jede der beiden letztgenannten Sprachen für „Bruder" im ursprünglichen und eigentlichen Sinn ein neues Wort zu beschaffen: das Italienische nimmt das Verkleinerungswort *fratello*, das Spanische greift zum lateinischen *germanus* „nahe verwandt", und macht daraus sein *hermano*. Ferner besitzt das Latein *mulier* als Wort für „Frau", daneben *femina* für weibliches Wesen überhaupt, sei es menschlich oder thierisch. Im heutigen Spanisch ist das erstere in der veränderten Form *muger* fast genau in seiner alten Bedeutung erhalten, im Italienischen, *moglie*, bezeichnet es aber nur „Ehefrau", und ist im Französischen ganz verschwunden. Das französische *femme*, Vertreter des andern lateinischen Wortes, ist der allgemeine Name für „Frau" geworden mit der Nebenbedeutung „Ehefrau", während für „weibliches Wesen" *femelle* in Gebrauch kam, wie das italienische *fratello* eine Deminutivform. Für „Frau" hat

ferner das Italienische aus dem spätlateinischen *domina* „Herrin" ein neues Wort, *donna*, gebildet, und dasselbe *(doña)* wird im Spanischen für „Dame" gebraucht neben *señora*, einem neugeschaffenen Femininum zum lateinischen *senior* „der ältere." Dies sind redende Beispiele davon, wie der ursprüngliche Stoff einer Sprache bei den zerstreuten Abkömmlingen derselben nach Form und Bedeutung umgearbeitet wird. Werfen wir einen Blick auf die Verba, so zeigen sich dieselben Verhältnisse. Das Verbum für „sein" z. B. wird zusammengestellt aus den Resten der Formen des lateinischen *esse*, ergänzt in allen Dialekten durch Theile von *stare* „stehen": so sind die französischen Worte *étais*, *été* = lateinischem *stabam*, *status* mit bemerkenswerthen Formveränderungen, deren eine wir oben (Seite 54) erläuterten. Die Formen des französischen *aller* bestehen aus Theilen des lateinischen *ire* und *vadere* „gehen", die sich an eine Hauptmasse sehr dunkeln Ursprungs (aus lateinischem *adnare* „heranschwimmen" oder *aditare* „herankommen" oder einem andern Wort der Art) anlehnen.

Wenden wir uns zu den germanischen Sprachen, unsern nächsten Verwandten, so finden wir dieselbe Erscheinung der Aehnlichkeit in der Verschiedenheit auch hier überall herrschend. Die germanischen Worte für „Bruder" — niederländisch *broeder*, isländisch *brodhir*, schwedisch und dänisch *broder* und *bror*, englisch *brother* — sind ebenso augenscheinlich Umbildungen eines Grundwortes, wie die romanischen Abkömmlinge von *frater*. Das altgermanische *weib (wîb)* „Frau" findet sich in fast allen heutigen Sprachen in leicht erkennbaren Formen noch mit seiner frühern Bedeutung, aber im neuern Englisch ist das entsprechende *wife* auf die Bedeutung „Ehefrau" eingeschränkt worden. Es gibt noch ein anderes altes Wort, gotisch *qûens* und *quinô*, das in einigen Sprachen statt des erstern der gebräuchliche Name für „Frau" geworden ist, im Englischen aber das sonderbare Schicksal gehabt hat, in zwei Ausdrücke,

hoher und niedriger Bedeutung, *queen* (Königin) und *quean* (gemeines Frauenzimmer) zerlegt zu werden. Die Conjugation unsers „sein" ist wie die des gleichbedeutenden romanischen Wortes aus verschiedenen Wurzeln zusammengesetzt; da wir aber darauf schon früher (Seite 91) hingewiesen haben, können wir uns ein näheres Eingehen hier ersparen.

Aus den angeführten und unzähligen andern Entsprechungen der germanischen Sprachen müssen wir nothwendig denselben Schluss ziehen wie aus der Vergleichung des Latein mit seinen Abkömmlingen. Gerade so gewiss, wie *moglie* und *muger* vom lateinischen *mulier* kommen, sind *weib*, *wife*, *vif* u. s. w. die verschiedenartig umgeformten Vertreter eines einzigen ursprünglichen germanischen Wortes. Es kann der Fall eintreten, dass wir nicht immer mit der gleichen Sicherheit, die das thatsächlich erhaltene lateinische Wort verleiht, auf die Form des germanischen Grundwortes zurückschliessen können, aber das macht keinen Unterschied. Wir glauben an das einstige Vorhandensein des Grossvaters einer Gruppe von Vettern, obwol wir ihn, da er lange todt ist, nie gesehen haben, ebenso zuversichtlich, wie an die gegenwärtige Existenz eines, den wir noch lebend unter einer andern Gruppe finden. Nach unsern Erfahrungen vom Lauf der Dinge im Reiche der Menschen und der Worte gibt es keine andere Möglichkeit. Der regelmässige Fortgang der Sprachveränderungen in der Weise, wie wir sie in der gegenwärtigen und jüngst vergangenen Entwicklungsperiode beobachtet haben, reicht vollkommen zur Erklärung der Thatsache aus, dass sich in bestimmten Sprachen Gruppen von Worten finden, die einander mehr oder weniger ähnlich aber nicht identisch sind, und wir brauchen dazu keine weitern kühnen Vermuthungen.

Verallgemeinern wir dies in berechtigten Grenzen, so gelangen wir zu dem bedeutsamen Satz, dass echte Entsprechungen irgend welchen Grades zwischen den

Worten verschiedener Sprachen zu deuten sind als die Folge der Herleitung aus einem Grundwort: Verwandtschaft heisst, bei Worten wie bei Menschen, Abstammung von einem gemeinsamen Vorfahren. Was nun von den Worten zweier Sprachen gilt, gilt auch von den Sprachen selbst: Sprachen, die aus verwandten Worten bestehen, müssen von einer einzigen Gemeinsprache herkommen.

Bei der Anwendung dieses Satzes sind freilich gewisse Vorsichtsmassregeln und Berichtigungen nothwendig; man hat sich vor zwei Fehlerquellen zu hüten. Erstlich werden Worte aus einer Sprache in die andre entlehnt, wie wir das im siebenten Kapitel ausführlich besprochen und erläutert haben. Gewisse Bestandtheile des Englischen z. B. haben mit Bestandtheilen romanischer und mancher anderer Sprachen in der Welt eine gemeinsame Abkunft; sie sind aus der Ueberlieferungssphäre eines Volkes in die eines andern übergegangen, und obwol insofern eine Gemeinsamkeit des Ueberlieferungsstoffes besteht, so schliesst dies doch nicht eine allgemeine Verwandtschaft der Sprachen in sich. Zweitens kommen zwischen Worten, die keinen geschichtlichen Zusammenhang haben, zufällige Uebereinstimmungen vor, so z. B. zwischen griechischem αὐγή (*augḗ*, Glanz) und unserm „Auge", zwischen sanskritischem *lôka* und lateinischem *locus*, zwischen neugriechischem μάτι (*máti*, Auge) und polynesischem *mata* (sehen) und so fort. Diese beiden Schwierigkeiten legen dem Sprachvergleicher grosse Vorsicht bei seiner Arbeit auf und müssen ihm zur Warnung gegen vorschnelle Folgerungen dienen: vereinzelte oder einige wenige Fälle der Wortübereinstimmung können noch nichts beweisen. Aber zufällige Aehnlichkeiten haben ihre Grenzen; auch ist es im allgemeinen möglich Entlehnungen auszuscheiden, um nicht durch solche zu falschen Schlüssen verführt zu werden. Der Sprachforscher sieht nicht nur darauf, wie zahlreich und wie nahe die festgestellten Entsprechungen sind, sondern auch,

in welchem Theile des Wortschatzes sie vorkommen. Gesetzt, man kennte nicht durch Ueberlieferung von andrer Seite her die Geschichte des Englischen, so würde man es doch zweifellos als eine wesentlich germanische Sprache erkennen, indem man untersuchte, welche seiner Bestandtheile mit den romanischen, welche mit den germanischen Sprachen übereinstimmen.

Aber Sprachverwandtschaft hat ihre Grade wie leibliche Verwandtschaft und aus der gleichen Ursache. Das Französische, Spanische und Italienische sind Vettern, auf Grundlage von Umständen, die schon genügend hervorgehoben sind; jede dieser Sprachen ist aber eigentlich eine Zusammenfassung noch enger unter einander verwandter Dialekte. Ebenso verhält es sich innerhalb der germanischen Sprachen: das Englische gehört einer niederdeutschen Gruppe an, deren andrer Theil noch in Norddeutschland, woher die Vorfahren der Engländer kamen, durch die nieder- oder plattdeutschen Dialekte vertreten ist; dieser gegenüber gibt es in Mittel- und Süddeutschland eine hochdeutsche Gruppe, ferner existirt eine skandinavische, deren Gebiet Dänemark, Schweden, Norwegen und Island ist, und endlich eine Einzelsprache, das Gotische, von dem nur Denkmäler geringen Umfangs der Vernichtung entgangen sind, als der alleinige Vertreter einer weitern einst vorhandenen Gruppe unbekannter Ausdehnung. Diese Gruppen zweiten Ranges sind ganz unter demselben Gesichtspunkte zu betrachten wie die umfassendern: auch ihre Glieder haben sich in derselben Weise und aus denselben Ursachen, nur später, von einzelnen historischen Centralstellen abgezweigt.

Damit ist aber die Möglichkeit Entsprechungen zu finden und Verwandtschaften zu entdecken, noch nicht zu Ende. Zwischen dem germanischen *brôthar* und dem lateinischen *frâter* ist eine ziemlich deutliche Aehnlichkeit, die noch deutlicher wird, wenn man andre Verwandtschaftsnamen daneben stellt, wie germanisch *môthar*, *fathar* (*môdar*, *fadar*) und lateinisch *mâter*,

pąter. Es gibt aber noch andere Sprachgruppen, die ähnliche Verwandtschaftsnamen aufweisen: im Griechischen finden wir φρατήρ *(phratér*, nur noch in der Bedeutung „Mitglied einer Bruderschaft", wie oben *fray* und *fra)*, μήτηρ *(métēr)* und πατήρ *(patér)*, im Sanskrit *bhrâtar*, *mâtar*, *pitar*, und die persischen, keltischen und slawischen Sprachen zeigen bei denselben Worten ähnliche, wenn auch nicht so schlagende Entsprechungen. Dies sind redende Zeugnisse für eine ursprüngliche Verwandtschaft aller der genannten Sprachgruppen, gewissermassen Triebe aus einer Wurzel, die zu tieferm Nachgraben auffordert. Denn erstlich sind die Entsprechungen zu zahlreich, zu weit verbreitet und zu deutlich, als dass sie mit irgend einer Wahrscheinlichkeit als Folge des Zufalls aufgefasst werden könnten, und ebenso wenig kann man hoffen, sie durch Annahme von Entlehnungen zu erklären. Wie sollten alle jene weit zerstreuten Stämme, die wir in den Anfängen der Geschichte auf den verschiedensten Culturstufen finden, aus einer gemeinsamen Quelle oder durch Uebertragung von einem zum andern Namen für derartige Begriffe erhalten haben, deren Bildung in die frühste Entwicklung des Familienlebens fallen muss? Offenbar ist das gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Indess darf bei einem so wichtigen Punkte kein zuversichtlicher Schluss auf schmaler Grundlage aufgebaut werden, blicken wir also etwas weiter nach andern Wortklassen. Es gibt keine so niedrig stehenden Wilden, dass sie nicht „eins, zwei, drei" zählen könnten — freilich gibt es solche, die aus eigenen Kräften nicht weiter gelangt sind und entweder der höhern Zahlen ermangeln oder sie von fortgeschrittenern Stämmen entlehnt haben. Wenn wir nun diese Zahlworte in den genannten Sprachen übereinstimmend finden, so wird dadurch das Zeugniss der Verwandtschaftsnamen in der kräftigsten Weise unterstützt werden. Die Uebereinstimmung ist aber vorhanden und ist nicht nur bei diesen Zahlworten, sondern auch bei allen folgenden

eine sehr schlagende: *dva* ist die gemeinsame Grundlage der verschiedenen Worte für „zwei", *tri* die für „drei" durch die ganze grosse Menge der Dialekte. Die Pronomina ferner sind eine Wortklasse, bei welcher der Verdacht einer Entlehnung wo möglich noch weniger gehegt werden kann; und auch bei diesen, z. B. in *tva* für „du", *ma* für „ich" (vgl. „mich, mir"), im Demonstrativum *ta* und Interrogativum *kva*, finden wir einen Grad der Uebereinstimmung, der unmöglich das Werk des Zufalls sein kann.

Um noch eins anzuführen: wir haben (Seite 124) gesehen, dass Flexionsendungen, Mittel des grammatischen Baues weniger als alles andre in das Entlehnungsgebiet einer Sprache fällt, die aus einer andern aufnimmt. Nun finden wir in den grammatischen Formen jener Sprachgruppen, wenn wir in deren Geschichte nur weit genug zurückkommen können, um sie in einer deutlich ausgeprägten Gestalt erhalten zu finden, eine Uebereinstimmung, die nicht weniger überzeugend ist. So sind die Endungen der ersten Person des Singulars in der Verbalflexion verschiedenartige Umbildungen einer ursprünglichen Endung *mi*, die der ersten Person des Plurals aus *masi*, die Zeichen der zweiten Person aus *si* und *tasi*, die der dritten aus *ti* und *anti* entstanden; ferner gehören hierher die Reduplication als Mittel der Perfectbildung, das Zeichen des Optativmodus u. s. w. In der Declination der Nomina sind solche Züge verdunkelter und spärlicher, aber doch bemerkbar genug; die Comparation der Adjective geschieht überall durch dieselben Mittel, Participien und andre abgeleitete Worte zeigen die gleichen Ableitungsendungen.

Kurz, eine Fülle von Zeugnissen beweisst, dass die Sprachen aller jener erwähnten Völker, die den grössten Theil des alten und heutigen Europas und ein bedeutendes Stück Asiens einnehmen, verwandt sind in dem oben festgestellten Sinne des Wortes. Es gibt keinen theoretischen Grund gegen die Behauptung einer solchen Thatsache; vielmehr spricht jeder aus den Er-

scheinungen wirklich vorhandener Sprachen gezogene Schluss unmittelbar zu ihren Gunsten. Wir wissen, dass die Trennung und Vereinzelung der Theile einer vormals einheitlichen Gemeinschaft nothwendig die Spaltung der Sprache in verschiedene Dialekte mit sich bringt, wir wissen ferner, dass dieser Vorgang sich fort und fort wiederholen kann, und dass am Ende die zuletzt getrennten Dialekte — abgesehen von ausnahmsweise eintretenden, stark umbildenden Kräften — zwar von einander abweichend, aber am wenigsten abweichend und einander am ähnlichsten sind, während die zuerst getrennten am wenigsten ähnlich sind und am meisten von einander abweichen; einen andern Weg aber, auf dem diese Aehnlichkeit in der Verschiedenheit entstehen könnte, kennen wir nicht. Wir schliessen also, dass alle jene in Frage stehenden Sprachen Abzweigungen aus einer einzigen Sprache sind, die irgendwo und irgendwann in vergangener Zeit von einer einzigen enger begrenzten Volksgemeinschaft gesprochen wurde, und dass alle ihre Unterschiede durch die Ausbreitung und Zerstreuung dieser Gemeinschaft im Laufe der Zeit hervorgewachsen sind. Einen solchen grossen Zusammenhang in verschiedenen Graden verwandter Sprachen pflegt man einen „Sprachstamm“ zu nennen, eine Bezeichnung die mit einer erlaubten bildlichen Uebertragung von menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen hergenommen ist.

Dies war ein Beispiel des Verfahrens, das man bei der Untersuchung und Klassificirung all der mannichfaltigen Sprachen unsrer Erde einzuschlagen hat. Die ersten Schritte in der Richtung sind sehr leicht. Es bedarf keiner Zauberei um zu entdecken, dass schwäbisches, bairisches, thüringisches, westfälisches, siebenbürgisches Deutsch alle eine Sprache sind, und kein aufmerksamer Deutscher, der Holländisch, Schwedisch oder Englisch lernt wird vermuthlich verkennen, dass er eine Sprache vor sich hat, die mit der seinigen verwandt ist. Aber es gehört schon eine eindringlichere

und höher entwickelte Forschung dazu, um bei den ungleich mehr hervortretenden Verschiedenheiten des Deutschen, Französischen, Irischen, Russischen, Neugriechischen, Persischen und Hindî die Anzeichen der ursprünglichen Einheit herauszufinden; namentlich ist dazu nöthig, dass man bei jeder dieser Sprachen auf die ältern Dialekte aus ihrer eignen nähern Verwandtschaft zurückgehe, welche die alten gemeinsamen Bestandtheile unveränderter bewahrt haben. Es ist daher nur dem gelehrten und erfahrnen Forscher zuzutrauen, dass er das Werk der Klassificirung mit Sicherheit zu Ende führe, und die Klassificirung aller menschlichen Sprachen ist nur durch die Arbeit einer grossen Anzahl von Forschern, die jeder für sein besonderes Fach ausgebildet sind, erreichbar. Auch so ist sie bisjetzt noch keineswegs vollendet, aber viel ist doch geschehen, die meisten Sprachen sind nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu Stämmen und deren Unterabtheilungen, Familien, gruppirt. Die Ergebnisse dieser Klassificirung werden wir in den folgenden Kapiteln kurz durchnehmen.

Wie man nämlich als Folge des Satzes, den wir oben als massgebend für das dialektische Wachsthum aufgestellt haben, erwarten kann, gibt es keine Sprache in der Welt, die sich nicht im Zustande dialektischer Spaltung befände, sodass die Sprachart jegliches Vereins von Menschen das Glied einer mehr oder minder ausgedehnten Familie ist — ausgenommen etwa hie und da eine ganz vereinzelte Sprache, die dem Aussterben so nahe ist, dass sie nur noch von einer kaum nennenswerthen Gemeinschaft, einigen Familien oder einem Dorfe, gesprochen wird. Sogar Sprachen von so engem Gebiet wie z. B. das Baskische in den Pyrenäen oder einige der Sprachen im Kaukasus haben ihre klar erkennbaren dialektischen Formen, weil eben ein uncivilisirtes Volk kaum auch nur verschiedene Horden bilden kann, ohne den Verkehr einzubüssen, der allein die Einheitlichkeit seiner Sprache erhält.

Dieser sprachliche Zustand der Menschheit hat seine genauste Parallele in ihren gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen. In den allerersten Anfängen der Geschichte, ja darüber hinaus zu einer Zeit, bis zu der die Alterthumswissenschaft im weitesten Sinne nur dringen kann, war die Erde überall mehr oder weniger dicht bevölkert von einer scheinbar verschiedenartigen Menge Geschlechter, Stämme und Völker. Aber selbst der ungläubigste Naturforscher, der an mehrfachem Ursprung des Menschengeschlechts festhält, wird nicht annehmen, dass jene alle sozusagen dem Boden entsprossen sind, auf dem sie leben; sie entstehen alle durch Vermehrung und Zerstreuung einer gewissen beschränkten Anzahl von ursprünglichen Familien, wenn nicht etwa, wie manche glauben, aus einer einzigen Familie. Ebenso verhält es sich mit der Sprache; in dem ersten Zeitraum, der unsrer Erkenntniss, sei es durch historische Ueberlieferung, sei es durch die Schlüsse der vergleichenden Sprachforschung, zugänglich ist, befindet sie sich im Zustande einer fast endlos fortgesetzten Spaltung; und doch nimmt jeder ruhig überlegende Sprachforscher an und weiss, aus wie guten Gründen er es annimmt, dass dies scheinbare Wirrsal die Folge der Ausbreitung und Gabelung einer gewissen beschränkten Zahl von ursprünglichen Dialekten ist — ob eines einzigen, ist eine Frage, die wir erst später betrachten werden um zu sehen, wie weit wir überhaupt im Stande sind sie zu entscheiden. In dem ältesten historischen Zeitraum ferner liegt fast überall die Nacht der Barbarei über der Erde; Mittelpunkte der Cultur gibt es nur zwei oder drei, und deren Licht leuchtet nur eine kurze Strecke, ist sogar in beständiger Gefahr, von der weit überlegenen rohen Gewalt der umgebenden uncivilisirten Massen ausgelöscht zu werden. Deswegen haben auch hier die auf Spaltung hinwirkenden Kräfte im sprachlichen Wachsthum die Oberhand; die Zahl der Dialekte vermehrt sich stetig aus denselben Ursachen, die bisher solche erzeugt hatten. Wo aber die Cultur wirken

kann, da kommt, in sprachlichen wie gesellschaftlichen Dingen, ein entgegengesetzter Einfluss mächtig zur Geltung. Aus dem Haufen auseinandergehender Stämme erwachsen grosse Völker, aus dem Babel abweichender Dialekte Sprachen von weiterreichender und beständig zunehmender Einheit. Diese beiden Veränderungen gehen Hand in Hand, einfach weil die eine von der andern bedingt ist; nichts kann eine weitreichende Spracheinheit hervorbringen als nur eine ausgedehnte Volksgemeinschaft, und nur die Cultur kann eine ausgedehnte Volksgemeinschaft erzeugen. Im Laufe der überlieferten Geschichte hat der Bereich und die Höhe der Cultur beständig zugenommen, bis sie jetzt die vorherrschende Macht ist und die uncivilisirten Völker nur noch durch die Duldung der civilisirten fortbestehen, falls sie überhaupt fortdauern; ebenso haben früher und jetzt die Cultursprachen durch die Gewalt äusserer Umstände, deren Einfluss wir deutlich im einzelnen verfolgen können, ihre Herrschaft ausgedehnt, und dadurch die Volksmundarten *(patois)*, die unter der alten Ordnung der Dinge emporgekommen waren, erstickt und verdrängt, ja ein solches Uebergewicht erlangt, dass Menschen von einer Zeit träumen, wo vielleicht auf der ganzen Erde nur e i n e Sprache gesprochen wird. Mag das auch sehr utopisch sein, es liegt doch in dem Gedanken keine theoretische Unmöglichkeit, und es gehört nur eine bestimmte Lage der äussern Verhältnisse dazu, um seine Verwirklichung unvermeidlich zu machen.

Diese Thatsachen aus dem weiten Gebiet der Geschichte menschlicher Sprache können möglicherweise dahin misdeutet werden und zu der Annahme führen, dass die Sprache eigentlich von Anfang an im Zustande unendlicher dialektischer Theilung war und von Anbeginn nach engerer Vereinigung und endlicher Einheit strebte. Aber diese Annahme ist nur möglich bei einem vollständigen Misgriff in der Auffassung der Kräfte, die beim Wachsthum der Sprache thätig sind, und der Art, wie sie neben und durch einander wirken. Man

sage dem Ethnologen, dass das Menschengeschlecht anfing mit einer unbestimmten Zahl unzusammenhängender Individuen, dass diese sich zunächst zu Familien vereinigten, die wieder zu Geschlechtern und Stämmen, die letztern dann Verbindungen schlossen, aus denen die Völker hervorgingen und vielleicht einmal durch denselben natürlichen Drang zur Einheit aus der Mannichfaltigkeit eine einzige gleichartige Rasse über die ganze Erde hin hervorgehen wird — und er wird dieser Lehre kaum so viel Ehre anthun, auch nur darüber zu lachen. Die entsprechende Ansicht über die Sprache ist aber gerade so thöricht, nur wegen der geringern Durchsichtigkeit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse oder der geringern Vertrautheit der meisten damit, nicht so greifbar thöricht und darum nicht so spasshaft.

Vor dem Schluss dieses Kapitels müssen wir noch die Bedeutung der Ausdrücke „Sprache" und „Dialekt" in ihrem Verhältniss zu einander einen Augenblick betrachten. Es sind nur zwei Namen für dieselbe Sache von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Jeder Complex von Worten, den eine wenn auch noch so kleine und niedrig stehende Gemeinschaft zum Zwecke der Mittheilung und als Werkzeug des Denkens gebraucht, ist eine Sprache; es dürfte niemandem einfallen, ihren Mitgliedern nur die Gabe des Dialekts, aber nicht der Sprache zuzuschreiben. Auf der andern Seite gibt es keine Sprache in der Welt, auf die man nicht mit vollkommenem Recht und völlig angemessen den Namen „Dialekt" anwenden könnte, sobald man sie als Glied eines grössern aus verwandten Formen bestehenden Sprachkörpers ansieht. Die Sprachwissenschaft hat unsre Anschauung derartiger Verhältnisse demokratischer gemacht; sie hat uns gelehrt, dass eines Menschen Sprechweise ebenso gut Sprache ist wie die eines andern, dass auch die höchst cultivirte Sprache, die es geben mag, nur der Dialekt einer bestimmten Klasse auf einem bestimmten Verbreitungsgebiet ist, und dass

beides seine Grenzen hat, wenn auch vielleicht sehr weite. Die deutsche Schriftsprache ist eine der Formen des Deutschen, und zwar die, welche von der Klasse der Gebildeten zu gewissen Zwecken verwendet wird und sich durch dialektische Eigenthümlichkeiten von der täglichen Umgangssprache derselben, noch mehr von der Sprechweise andrer Klassen und Abtheilungen der deutsch Redenden unterscheidet; und jede der untergeordneten Formen ist für den vergleichenden Sprachforscher ebenso werthvoll wie die als höher angesehene. Aber auch Deutsch, Englisch, Schwedisch u. s. w. sind nur die Dialekte einer germanischen Sprache; und dieselben neben Französisch, Irisch, Russisch und allen übrigen wieder die Dialekte des umfangreichern Stammes, dessen Grenzen wir oben gezogen haben. Dies ist der wissenschaftliche Sinn der Ausdrücke; im gewöhnlichen Sprachgebrauch verbindet man damit wol zuweilen eine Scheidung nach Würde und Wichtigkeit, sodass man die Literatursprache eines Volkes allein des Namens „Sprache“ für werth hält, und das übrige als Dialekte bezeichnet. Für gewöhnliche Zwecke ist dieser Gebrauch ganz bequem, hat aber aus anderm Grunde keinen Anspruch auf Geltung und gehört nicht der Sprachwissenschaft an.

ZEHNTES KAPITEL.

Indogermanische Sprache.

Eintheilung der Sprachen nach der Abstammung. — Indogermanischer Sprachstamm; seine Benennungen; seine einzelnen Abtheilungen und deren älteste Ueberlieferungen: Germanisch, Slawo-lettisch, Keltisch, Italisch, Griechisch, Iranisch, Indisch; zweifelhafte Glieder. — Wichtigkeit dieses Sprachstammes; die Bedeutung seiner Erforschung für die Sprachwissenschaft überhaupt. — Zeit und Ort des Urvolkes unmöglich zu bestimmen. — Wissenschaftliche Methode die Geschichte des Baues dieser Sprachen zu erforschen; Formenbildung durch Zusammensetzung und Verquickung; diese Annahme zur Erklärung völlig hinreichend. — Die Einsilbigkeit der Wurzeln eine Folge dieser Anschauungsweise; indogermanische Wurzeln. — Entwicklung der Formen; Bau des Verbums, der Nomina; Pronomina; Adverbia und Partikeln; Interjectionen; deren Aehnlichkeit mit Wurzeln. — Frage, in welcher Reihenfolge und innerhalb welcher Zeit die Entwicklung vor sich gegangen. — Synthetischer und analytischer Bau.

Wir haben so ausführlich, als der uns zu Gebote stehende Raum erlaubt, die Grundlage geprüft, auf der die Klassificirung der Sprachen nach der Abstammung ruht, und sind jetzt gerüstet, eine kurze Betrachtung der Klassen vorzunehmen, die infolge der sprachwissenschaftlichen Untersuchungen aufgestellt sind. Wir sahen, wie stoffliche Uebereinstimmungen verschiedener Sprachen, wenn sie von solcher Art und in solchem Masse

vorhanden sind, dass sie nicht auf Rechnung des Zufalls oder der Entlehnung gesetzt werden können, nur zurückzuführen sind auf die an verschiedenen Orten und in verschiedener Weise erfolgte Ueberlieferung einer ursprünglich einheitlichen, gemeinsamen Sprache, eine Ueberlieferung, die einen Theil der ursprünglichen Sprachgewohnheiten bewahrt, andre dagegen ändert oder ablegt oder Neuerungen einführt, und zwar in einem Grade, der die Zeichen des alten Zusammenhangs verdunkelt, vielleicht ganz verdeckt. Als Beispiel nahmen wir einen Abriss des grossen Stammes verwandter Sprachen, dem unsre eigne angehört, und führten einige wenige, aber genügende Fälle aus dem Beweismaterial an, auf welches sich die allgemeine Annahme ihrer Stammeseinheit gründet. Jetzt müssen wir weiter gehen, um die Zusammensetzung dieses Stammes genauer darzulegen, den Bau der Sprache und dessen Geschichte kurz darzustellen.

Zunächst führt dieser Sprachstamm verschiedene Namen, von denen keiner allgemeine Anerkennung gefunden hat. Den besten Anspruch hat darauf im grossen und ganzen „Indoeuropäisch"; er wurde mit vollem Bedacht von Bopp, dem grossen Ausleger des Baues dieser Sprachen, gewählt. In Deutschland wird jetzt durchgängig die Bezeichnung „Indogermanisch" vorgezogen, und wir wollen sie deshalb hier anwenden, obwol sich weiter nichts dafür sagen lässt, als dass sie den Namen unsrer eignen besondern Abtheilung dieses Sprachstammes mit enthält. Andre verwerfen diese Benennungen beide als zu schwerfällig und brauchen den Namen „Arisch", der ebenfalls eine weite und vielleicht zunehmende Verbreitung hat; der Haupteinwand dagegen ist, dass er eigentlich nur der asiatischen Abtheilung, aus dem indischen und iranischen Zweig bestehend, gebührt, und noch erforderlich wie auch in weitem Kreise gebräuchlich ist zur Bezeichnung dieser. Die Ausdrücke „Sanskritisch", von der ältesten und in gewisser Beziehung wichtigsten Sprache des Stammes,

und „Japhetisch“, von dem Sohne Noah's, der in der Genesis als Stammvater einiger der Völker gilt, die hierher gehörige Sprachen reden, haben geringere Verbreitung und veralten jetzt.

Der indogermanische Sprachstamm besteht also aus sieben grossen Abtheilungen (Familien): der indischen, iranischen oder persischen, der griechischen, italischen, keltischen, slawischen oder slawo-lettischen und der germanischen.

Wenn wir diese in umgekehrter Ordnung durchnehmen, so haben wir zuerst die germanische Abtheilung in folgenden vier schon gelegentlich genannten Unterabtheilungen: 1) das Gotische oder der Dialekt der Goten in Mösien, erhalten nur in Theilen einer Bibelübersetzung ihres Bischofs Ulfilas aus dem 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, gesprochen wird er längst nicht mehr. 2) Die niederdeutschen Dialekte, noch gesprochen in Norddeutschland längs der ganzen Ost- und Nordseeküste, in den Niederlanden und drüben im benachbarten England, unter ihnen zwei hervorragende Literatursprachen, die niederländische und englische. Die schriftliche Ueberlieferung des Englischen geht ins 7., die des Niederländischen ins 13. Jahrhundert zurück; ein „altsächsisches“ Gedicht, der Heliand (Heiland), stammt aus dem 9., friesische Literatur gibt es vom 13. Jahrhundert an. 3) Die hochdeutschen Dialekte, aus denen sich gegenwärtig nur eine einzige Schriftsprache heraushebt, das im gewöhnlichen Sprachgebrauch in der Regel allein so genannte Hochdeutsch, dessen Literatur im 16. Jahrhundert mit der Reformation anfängt; hinter dieser, der neuhochdeutschen Periode, liegt eine mittel- und weiter zurück eine althochdeutsche Periode mit Literaturdenkmälern, die bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen, in mehrern etwas von einander abweichenden Dialekten. 4) Die nordischen (skandinavischen) Dialekte, von denen das Dänische, Schwedische und Isländische Schriftsprachen sind. Die isländischen Denk-

mäler gehen bis ins 12. und 13. Jahrhundert zurück und sind in Sprachform und Inhalt älter als irgend eines der hoch- und niederdeutschen; die Edda ist die reinste und vollste Quelle der Erkenntniss urgermanischer Zustände. Das Isländische ist auch namentlich in seiner lautlichen Beschaffenheit die alterthümlichste der lebenden germanischen Sprachen. Ausser den eigentlichen Literaturdenkmälern sind noch kurze Runeninschriften vorhanden, die meist nur aus einigen Worten bestehen, aber, wie man annimmt, bis ins 3. oder 2. Jahrhundert zurückreichen.

Die slawische Abtheilung lag immer in engster Nachbarschaft östlich von der germanischen, und ist zuletzt von allen in die Geschichte eingetreten. Ihre östliche Unterabtheilung umfasst das Russische, Bulgarische, Serbo-Kroatische und Slowenische. Das Bulgarische hat die ältesten Denkmäler aufzuweisen; die im 9. Jahrhundert angefangene Uebersetzung der Bibel in diesen Dialekt ist bei allen Slawen, die der griechischen Kirche angehören, der recipirte Text und daher der Dialekt die Kirchensprache geworden. Bei weitem die wichtigste dieser Sprachen ist die russische mit Denkmälern vom 11. Jahrhundert an; aus den südlichen Dialekten gibt es aber noch etwas ältere Stücke. Zur westlichen Unterabtheilung gehören das Polnische, Böhmische (Czechische), von dem das Mährische und das Slowakische nur sehr nahe stehende Dialekte sind, endlich das Sorbische und das Polabische. Vom Polnischen ist nichts vor dem 14. Jahrhundert überliefert, während böhmische Denkmäler, wie man glaubt, ins 10. Jahrhundert zurückgehen.

Diese Abtheilung wird auch oft die slawo-lettische genannt, indem man so noch eine andre Unterabtheilung, die litauische (lettische) einschliesst, die obwol von den slawischen Sprachen beträchtlich weiter abliegend als diese von einander, doch zu nahe mit ihnen verwandt ist, um als besondere Abtheilung gezählt zu werden. Sie enthält drei Hauptdialekte, den altpreus-

sischen, während der beiden letzten Jahrhunderte ausgestorben, den litauischen und den lettischen, alle um die grosse Biegung der Ostsee herumliegend. Der litauische ist der wichtigste; seine schriftliche Ueberlieferung fängt um die Mitte des 16. Jahrhunderts an. In einigen Punkten zeigt er eine merkwürdige Bewahrung alten Stoffes und alter Formen.

Die keltische Abtheilung hat, solange wir sie in der Geschichte beobachten können, an Ausdehnung abgenommen, bis sie gegenwärtig nur noch die äussersten Spitzen des ungeheuern Gebietes einnimmt, das sie einst in West- und Mitteleuropa inne hatte. Von den alten keltischen Dialekten Italiens, Galliens und Spaniens ist nicht genug erhalten, um ihren Platz innerhalb der Unterabtheilungen mit völliger Sicherheit bestimmen zu können. Die lebenden Dialekte zerfallen in zwei Gruppen, gewöhnlich Kymrisch und Gälisch (Gadhelisch) genannt. Die kymrische umfasst das Welsche (in Wales), mit Glossen aus dem 9. Jahrhundert oder ungefähr aus dieser Zeit und Literaturwerken vom 12. Jahrhundert an, deren Inhalt aber zum Theil wahrscheinlich aus älterer Zeit stammt, sogar bis ins 6. Jahrhundert zurückverlegt wird; ferner das Cornische (in Cornwall), das um das Ende des vorigen Jahrhunderts als Volkssprache ausgestorben ist, aber eine beträchtliche Literatur, fast so alt wie die welsche, hinterlassen hat; endlich das Armoricanische oder Bretonische (in der Bretagne), dem Cornischen so nahe stehend, dass man glaubt, es sei von Flüchtlingen aus diesem Theil Englands dahingebracht; seine frühesten Denkmäler sind aus dem 14. Jahrhundert. Die gälische (gadhelische) Gruppe umfasst das Irische, dessen schriftliche Ueberlieferung bis ans Ende des 8. Jahrhunderts zurückreicht, das schottische Gälisch, dessen früheste Denkmäler ins 16. Jahrhundert verlegt werden, und den unbedeutenden Dialekt der Insel Man.

Die italische Abtheilung ist unter den lebenden Sprachen nur durch die romanischen Dialekte ver-

treten, so benannt wegen der Abstammung von dem Dialekt Roms, dem Latein; einige Angaben in Betreff ihrer Geschichte und Bedeutung haben wir schon oben gemacht. Alle waren anfangs Localdialekte, entstanden durch die Umbildung des Latein im Volksmunde, während dies in seiner alten römischen Form als Gelehrtensprache fortbestand, und sie erhoben sich aus diesem Zustande ungefähr alle zur selben Zeit, vom 11. bis 13. Jahrhundert. Die ältesten Bruchstücke sind französische aus dem 10. Jahrhundert, die Literatur dieser Sprache beginnt ein oder zwei Jahrhunderte später; die ältesten italienischen, spanischen, portugiesischen Schriftdenkmäler sind aus dem 12. Jahrhundert oder wenig älter. Die vier genannten sind heutzutage die hervorragendsten Glieder dieser Gruppe. Vom 11. bis 14. Jahrhundert hatte aber auch der Hauptdialekt des südlichen Frankreichs, das Provençalische, eine reiche Literatur, während er seitdem abgesehen von vereinzelten neuern Versuchen als Literatursprache nicht mehr gebraucht ist. Ferner ist auch die Sprache der Walachei und Moldau eine romanische und zeugt von dem übermächtigen Einfluss der Römer auch hier im Osten; die Literatur ist noch in den Anfängen. Endlich gibt es gewisse Dialekte der südlichen Schweiz, die sich so stark vom Italienischen unterscheiden, dass sie gewöhnlich als eine eigene Sprache unter dem Namen rhätoromanisch oder rumaunsch gerechnet werden.

Die im Alterthum dem Latein gleichgeordneten Glieder der italischen Abtheilung waren schon vor langer Zeit von diesem überwuchert und ausgestorben, doch haben sich einige Reste davon in Inschriften erhalten, namentlich des Umbrischen aus dem mittlern und des Oskischen aus dem südlichern Italien. Das Latein selbst reicht in seinen ältesten Denkmälern kaum drei Jahrhunderte über unsre Zeitrechnung zurück; es erscheint in diesen in einer scheinbar sehr fremdartigen Gestalt und ist denen, die nur die classische Schriftsprache gelernt haben, kaum verständlich.

Die griechische Abtheilung kennen wir aus viel älterer Zeit, da jene Meisterwerke des menschlichen Geistes, die homerischen Gedichte, ungefähr tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung liegen. Etwa vom Jahre 300 v. Chr. an wurde in der griechischen Literatur nur noch der attische oder athenische Dialekt gebraucht, wie in der heutigen deutschen nur der neuhochdeutsche Schriftdialekt, vor dieser Zeit aber schrieb jeder Verfasser, wie in der althochdeutschen Periode, in mehr oder weniger ausgeprägter Weise seinen Localdialekt; dadurch wie auch in noch weiterer Ausdehnung, aber weniger ausgiebig an Stoff, durch Inschriften und dergleichen haben wir ein ziemlich vollständiges Bild der örtlichen Unterarten, in die sich das Griechische in vorhistorischer Zeit gespalten hatte. Auch gegenwärtig gibt es natürlich eine Mannichfaltigkeit von Dialekten, aber nur eine Schriftsprache, das sogenannte Neugriechische oder Romäische, das sich weniger vom Altgriechischen entfernt hat als das Italienische vom Latein. Trotz der weiten Verbreitung der griechischen Cultur, der Ausdehnung griechischer Herrschaft unter Alexander und seinen Nachfolgern, trotz der unübertroffenen Vollendung der Sprache, hat diese doch verglichen mit dem Latein eine viel begrenztere und unscheinbarere Laufbahn gehabt; ausserhalb Griechenlands selbst wird sie nur auf den Inseln und an den Küsten des Aegeischen Meeres und stellenweise längs der nördlichen und südlichen Küste Kleinasiens gesprochen.

Die nächste Abtheilung ist die persische oder passender iranische, da Persien nur eine der vielen Provinzen bildet, aus denen das Gebiet von Iran (*Airjana*, das Land der westlichen Arier) bestand. Sie hat zwei Vertreter aus dem Alterthum, das Altpersische oder achämenidische Persisch des Darius und seiner Nachfolger, und die Sprache des Avesta, das sogenannte Zend oder Altbaktrisch. Das erstere, dessen Alter bestimmbar ist (fünf Jahrhunderte v. Chr.), ist die Sprache der in neuster Zeit entzifferten Keilinschriften; das

Alter des andern ist unbekannt, es kann älter und jünger sein. Das Avesta ist die Bibel der zoroastrischen Religion, deren Entstehungsart und -zeit dunkel ist, man nimmt an, dass sie über ein Jahrtausend vor Beginn unsrer Zeitrechnung hinaufreicht; rühren Theile der Ueberlieferung, wie sie es von sich aussagen, von Zoroaster selbst her, so haben diese ein solches Alter. Die heutigen Bekenner dieser Religion und die Bewahrer der heiligen Schriften sind die Parsis im westlichen Indien, die vor den muhammedanischen Verfolgungen aus ihrer Heimat dahin geflüchtet sind; mit dem Avesta haben sie auch eine Uebersetzung desselben in das Huzvâresh oder Pehlevî, eine ältere Form des heutigen Persischen aus der Zeit der Sassaniden aufbewahrt; der Dialekt ist in einer Weise geschrieben, die den Gelehrten lange Zeit viele Schwierigkeiten gemacht hat. Die reiche und bedeutende moderne persische Literatur beginnt ungefähr um das Jahr 1000 n. Chr., nachdem Land und Volk von den Händen der muhammedanischen Eroberer eine gründliche Umgestaltung erfahren hatten.

Dies waren die hauptsächlichsten Glieder der Hauptmasse iranischer Sprache; das Kurdische ist nur ein Dialekt derselben mit stark ausgeprägten Eigenthümlichkeiten. Das Ossetische, in einem Theil des Kaukasus gesprochen, ist ebenfalls erkennbar, aber etwas entfernter verwandt. Das Armenische, dessen beträchtliche Literatur bis ins 5. Jahrhundert zurückgeht, wird ebenfalls im allgemeinen als ein Glied des Iranischen betrachtet, aber das genauere Verhältniss zu diesem ist noch fraglich. Das Afghanische endlich im Grenzgebiet Irans und Indiens ist gewöhnlich auch als iranisch angesehen worden, wird aber von einigen neuern glaubwürdigen Gewährsmännern eher für indisch gehalten.

Die Abtheilung des indogermanischen Sprachstammes in Indien bedeckt nicht den ganzen Raum dieses ungeheuern Gebietes; der dravidische Stamm, der ohne Zweifel durch das Eindringen der Arier in den Norden von dort verdrängt wurde, hat noch den mittlern Haupt-

theil der südlichen Halbinsel, das Dekhan, in Besitz. Die aus frühster Zeit bekannte indogermanische Sprache ist das Sanskrit, namentlich dessen älterer oder vedischer Dialekt, der Dialekt der religiösen Lieder, die mit einer sich daranschliessenden etwas spätern Literatur die Bibel der Hindus, den sogenannten Veda bilden. Zu der Zeit, aus der die ältesten Lieder stammen, waren die sanskritredenden Stämme, wie es scheint, noch nicht im Besitz des grossen Gangesbeckens, sondern vielmehr noch ganz oder fast ganz beschränkt auf das Thal des Indus und seiner Nebenflüsse in der nordwestlichen Ecke Indiens, dem nächsten Grenzlande gegen Iran. Diese Zeit mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, ist unmöglich, zu vermuthen ist das Jahr 2000 v. Chr. oder eine dem naheliegende Zeit. Das classische Sanskrit ist ein Dialekt, der in einem spätern Zeitraum, nach der völligen Besitzergreifung Hindustans und der Entwicklung des Brahmanenthums aus dem einfachen und ursprünglichern Glauben und Staatswesen der vedischen Zeit, als Literatursprache des ganzen Landes herrschend wurde, seitdem immer diese Geltung behalten hat und noch in den einheimischen Schulen der brahmanischen Priesterschaft zum Zwecke des Schreibens und Sprechens gelehrt wird. Aus der Thatsache, dass Inschriften in einer spätern Form indischer Sprache aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. gefunden sind, hat man entnommen, dass das Sanskrit wenigstens damals schon aufgehört haben muss, Volkssprache zu sein. Die nächste Entwicklungsstufe des Indischen, der auch die eben angeführten Inschriften angehören, wird die prakritische genannt. Ein Prakritdialekt, das Pali, wurde seinerseits wieder die heilige Sprache der südöstlichen Buddhisten und wird als solche noch gelehrt und gelernt in Ceylon und Hinterindien; die andern sind zum Theil vertreten in den Sanskritdramen, als die ungebildete Sprechweise der untergeordneten Personen, zum Theil durch eine eigene Literatur geringerer Ausdehnung. Endlich sind die heute lebenden Dialekte Indiens zu

nennen, die zahlreich und verschiedenartig sind, aber im ganzen und grossen unter drei umfassendere Namen, Hindî, Mahrattî und Bengalî, gruppirt werden können; sie haben Literaturen neuern Ursprungs. Das sogenannte Hindustanî oder Urdu ist ein Hindî mit starker Beimischung arabischer und persischer, durch muhammedanischen Einfluss eingeführter Worte.

Der Umfang des grossen indogermanischen Sprachstammes ist mit grösserer Sicherheit gezogen als der irgend eines andern, er steht aber nicht unverrückbar fest. Es gibt in Europa noch eine oder zwei vereinzelte Sprachen, die als indogermanisch in Anspruch genommen werden können: das Schkipetarische oder die Sprache der Albanesen an der Westküste der europäischen Türkei gegenüber der südöstlichen Halbinsel Italiens, die Fortsetzung, wie man glaubt, des alten Illyrischen, sicher mit grösserer Wahrscheinlichkeit indogermanisch als irgend etwas anderes; und das Etruskische, die dunkle Sprache jenes eigenthümlichen Volkes, dessen Beziehungen zum alten Rom bis zu seiner endlichen Unterwerfung und Romanisirung allgemein bekannt sind; nachdem viel über sie gestritten und sie den verschiedensten und entferntesten Sprachstämmen zugewiesen ist, haben jetzt (1874) Gelehrte von hohem Ansehen sie für indogermanisch und italisch erklärt, doch ist es nicht wahrscheinlich, dass diese Ansicht und ihre Gründe die Billigung der gelehrten Welt erlangen werden. Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass der Theorie nach solche Fälle zweifelhafter Unterbringung erwartet werden können; denn eine Sprache kann durch besondere störende Einwirkungen an Stoff und Form Veränderungen erleiden, deren Grad gar nicht zu bestimmen ist, und die bis zur vollständigen Verwischung der ursprünglichen Verwandtschaftsverhältnisse gehen können.

Aus vielen Gründen nimmt der indogermanische Sprachstamm unter allen Sprachen der Welt die erste Stelle ein, und ein sehr grosser Theil der Thätigkeit der Sprachforscher ist eben deswegen auf ihn gerichtet

gewesen und muss auch künftig immer auf ihn gerichtet sein, wenn schon nicht in gleichem Masse wie bisher, so doch in grösserm als auf irgend einen andern Stamm. Der geringste dieser Gründe ist, dass wir selbst dazu gehören, obwol das auch kein unberechtigter Anspruch auf grösseres Interesse von unsrer Seite ist. Weit wichtiger ist der Umstand, dass die dazu gehörigen Völker lange Zeit hindurch die Lenker der Geschichte gewesen sind und in der Gegenwart wie in der jüngsten Vergangenheit darin nicht einmal einen Nebenbuhler mehr haben. Die grossartigen und hochentwickelten Lebenseinrichtungen grosser Völker sind immer die, welche das Studium am meisten anziehen und am besten lohnen. Sprache und Geschichte der Griechen und Römer werden immer, wie es gegenwärtig der Fall ist, ein Hauptgegenstand höherer Bildung bleiben; und die ganze Geschichte der indogermanischen Sprache wird mittelbar an solchem Werth für die Bildung ihren Antheil bekommen, da sie beiträgt zur Aufklärung des Griechischen und Lateinischen, der romanischen, germanischen und slawischen Sprachen, und alles dessen, was den Völkern, bei denen dies Studium getrieben ist, am nächsten liegt und am theuersten ist.

Es gibt aber andre und gewichtigere Gründe, warum die Erforschung des indogermanischen Sprachstammes die Uebungsschule der Sprachwissenschaft gewesen ist, warum die beiden zusammen in die Höhe gewachsen und sogar in einigen Köpfen vielleicht mit einander vermischt und als gleich behandelt sind. Der Forscher hat auch im besten Fall nur eine unvollkommene und aus Bruchstücken bestehende Ueberlieferung vor sich. Denkt man sich das Gebiet der Sprachgeschichte durch einen Bogen Papier dargestellt, so würde der Theil, den man als bekannt oder unmittelbarer Erkenntniss zugänglich anzeichnen könnte, fast lächerlich klein sein. Bei den meisten Völkern nämlich sind nur die gegenwärtig gesprochenen Dialekte erreichbar; ferner laufen einige Lichtstreifen von verschiedener Länge in die

Vergangenheit zurück gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung hin, eine noch viel kleinere Anzahl darüber hinaus, vier oder fünf Sprachen reichen, wahrscheinlicherweise, in das 2. Jahrtausend v. Chr. hinein, und nur eine, die ägyptische, in eine beträchtlich weiter zurückliegende Zeit. Welches Stück Sprachgeschichte aber und menschlicher Geschichte überhaupt noch hinter diesem Zeitpunkt liegt, fängt man erst neuerdings an in Betracht zu ziehen und abzuschätzen. Da dies die Beschaffenheit des ganzen Gebietes ist, wie konnte man anders einen fruchtbaren Anfang machen, als es eben geschehen ist, so nämlich, dass man diejenige Summe geschichtlich überlieferter Erscheinungen vornahm, mit der man am ausgedehntesten, tiefsten und vollsten in die Vergangenheit eindringen, und an der man die reichste Entwicklung aus den ursprünglichen Grundlagen heraus beobachten konnte. Wenn der Forscher diese sammelte und in bequeme Ordnung brachte, in dem besondern das allgemeine entdeckte, Neigungen und Gesetze aufspürte, so konnte er hoffen, dadurch die Fähigkeit zu erwerben, auch andre ähnliche Reihen von Erscheinungen behandeln zu können, die nicht so weit reichen und der Forschung weniger entgegenkommen. Ohne Frage gebührt nach dieser Richtung den indogermanischen Sprachen der Vorrang, keine andern kommen ihnen darin gleich; wo wir gleiches oder höheres Alter haben, wie beim Aegyptischen, Chinesischen und den semitischen Sprachen, ist entweder die Entwicklung in eigenthümlicher Weise einförmig, so bei den beiden ersten, oder jedenfalls, wie bei den letztern, Mannichfaltigkeit und Reichthum bei weitem geringer. Es ist daher im höchsten Grade unvernünftig, die Sprachforscher wegen ihrer Vorliebe für das Studium des Indogermanischen zu tadeln, ebenso gut könnte man an den Geschichtsforschern mäkeln wegen ihrer besondern Neigung zu dem Studium der europäischen Cultur und deren Quellen in der Vergangenheit. Es zeugt ferner von engem Gesichtskreis

und irrthümlicher Auffassung, wenn man ihnen vorwirft, sie richteten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Vergangenheit, auf die nur theilweise verständlichen Denkmäler ausgestorbener und fast vergessener Sprachen, und behauptet, das eigentliche und fruchtbare Feld sprachlicher Untersuchungen seien die lebenden und gesprochenen Dialekte. Wer das behauptet, verkennt den Charakter der Sprachwissenschaft als einer historischen, vergisst, dass die Erklärung des Gegenwärtigen aus dem Vergangenen geschöpft werden muss, und dass die Ueberlieferung von den Verhältnissen der Vergangenheit auf die bestehenden ein Licht wirft, wie nichts anderes sonst; und überdies wird durch solche Anschauung die ebenso wahre Thatsache, dass das Verständniss des Vergangenen nur mit Hülfe des Gegenwärtigen vollständig sein kann, übertrieben und zu sehr in den Vordergrund gerückt. Es wäre ein unglücklicher Gedanke, wollte man den Eifer derer zurückdämmen, die jetzt lebende Sprachen namentlich nach der lautlichen Seite der strengsten Untersuchung unterwerfen, oder wollte man den hohen Werth und Einfluss ihrer Thätigkeit im geringsten unterschätzen; es gibt kaum eine hoffnungsreichere Richtung der Sprachforschung; aber jene sollten sich auch ihrerseits hüten, ihre Vorgänger im stillen gering zu schätzen, und sich sagen, dass sie erst eintreten, nachdem das Feld bereitet war, um ihre Arbeit fruchtbar zu machen. So war bis vor kurzem die jetzt beliebte Erforschung der Sitten, Einrichtungen, Glaubenslehren und Mythen roher Völker im Vergleich mit andrer wissenschaftlicher Thätigkeit nur eine Sache der Neugier, während sie jetzt durch das Studium der Cultur in ihrer geschichtlichen Entwicklung grossen Werth und Einfluss bekommt. Es hatte wenig Nutzen Nebelflecke zu beobachten und darüber nachzudenken, ehe Erd- und Himmelskunde so viel über den Bau und die Geschichte unsers Sonnensystems gelernt hatten um zu wissen, wie man die beobachteten Thatsachen zu erklären habe.

So verhält es sich auch mit dem hier geltend gemachten Anspruch der indogermanischen Sprachen, erster und wichtigster Gegenstand der Sprachforschung zu sein; es soll dadurch nicht im mindesten die Wichtigkeit der Erforschung andrer Sprachstämme, ja deren Unentbehrlichkeit für das Verständniss des indogermanischen selbst herabgesetzt werden. Die Sprachwissenschaft ist, was der Name sagt, die Wissenschaft von der Sprache überhaupt, von allen lebenden und überlieferten Dialekten, die keinen wegen seiner Unbedeutendheit, Entlegenheit oder niedrigen Entwicklungsstufe ausschliesst. Die Zeit ist schon gekommen, wo in der Geschichte der indogermanischen Sprachen Fragen in Menge auftauchen, die nicht wol eher beantwortet werden können, als bis die niedriger organisirten Sprachen gründlicher verstanden werden; und es muss ausdrücklich als ein Hauptgrundsatz der Sprachforschung hervorgehoben werden, dass keine sprachliche Erscheinung vollständig beurtheilt ist, ehe sie im Lichte verwandter Erscheinungen aus dem Gesammtgebiet der Sprache betrachtet ist. Nur kann man in der Sprachwissenschaft so wenig wie in andern Fächern umhin, die Erscheinungen sich nach gewissen leitenden Zielen ordnen und ihr Licht dahin fallen zu lassen, wo Licht am meisten gewünscht wird.

Wir sind oben zu dem sichern Schluss gelangt, dass alle indogermanischen Sprachen herkommen von einer einzigen Sprache, die zu irgend einer vergangenen Zeit von einer einzigen Volksgemeinde in engen Grenzen gesprochen sein muss und durch deren Ausbreitung und Wanderung — verbunden freilich mit der Assimilirung von Gliedern andrer, fremder Sprachstämme — ihre gegenwärtige weite Verbreitung gewonnen hat; gerade wie durch einen ähnlichen Vorgang in historischer Zeit die jetzigen beiden hervorragendsten Abtheilungen des Indogermanischen, die romanische und germanische, dazu gekommen sind, die neue Welt zu erfüllen, ein Gebiet beinahe grösser als ihr Besitz in

der alten. Selbstverständlich wäre es von grösstem Interesse, Ort und Zeit dieses so bedeutsamen Volkes zu bestimmen, hätte man nur die Mittel dazu, das ist aber, wenigstens bis jetzt, nicht der Fall. Was die Zeit betrifft, so thut man in der jetzigen Uebergangsperiode der Ansichten über das Alter des Menschen auf Erden am besten, darüber zu schweigen. Die Entscheidung der Frage, ob der erste Mensch vor nur 6000 Jahren oder vor 12,000, 100,000 oder, wie die neuern Anthropologenschulen anfangen zu lehren, einer Million geboren ist, muss auf die Frage, welche wir hier im Auge haben, einen bestimmenden Einfluss üben. Zeugnisse aus der Sprache selbst, die irgend ein Gewicht hätten, gibt es nicht; die Sprachforscher werden ohne Zweifel sagen, dass sie es unmöglich finden, das Wachsthum der indogermanischen Sprache in den kürzesten der genannten Zeiträume einzuzwängen, allein sie haben noch keinen Massstab für die thatsächlich dazu erforderliche Zeit gefunden. Es würde daher thöricht sein, auch nur eine Vermuthung aufzustellen.

Auch den Ort zu bestimmen ist um nichts leichter. Der Mensch ist immer ein wanderndes Gechöpf gewesen, und wenn er eine Million Jahre oder auch nur den zehnten Theil dieser Zahl zu seinen Wanderungen hatte, muss es so gut wie unmöglich sein, den Ausgangspunkt irgend einer Abtheilung des Menschengeschlechts zu fixiren. Wie wenig könnte man aus der jetzigen Vertheilung der Kelten für die Geschichte ihrer Bewegungen erschliessen. Hätte irgend ein barbarisches Volk die Germanen des Festlandes unterworfen, ausgerottet oder in sich aufgenommen, sodass nur in Skandinavien und Island welche übrig währen, was für verkehrte Schlüsse könnten nicht aus ihrer dortigen Anwesenheit gezogen werden. In der Geschichte der Indogermanen können aber ebenso irreführende Ereignisse eingetreten sein. Man ist lange, aus wohlbekannten Gründen, gewohnt gewesen das südwestliche Asien als die Wiege des Menschengeschlechts anzusehen; diese Ansicht war so

eingewurzelt, dass sie sogar solche beherrscht, welche die Beweiskraft des Zeugnisses, worauf sie sich gründet, nicht anerkennen, und hauptsächlich davon beeinflusst behaupten manche mit grosser Zuversicht, das Bergland des Hindukusch oder Baktrien sei die Wiege der Indogermanen; die einzige Thatsache, die sie als angeblich dafür sprechend anzuführen vermögen, ist die, dass jenes die Gegend ist, wo Iranier und Inder sich schieden, und dass die iranische und indische Sprache die alterthümlichsten des Stammes sind. Aber sich auf diesen Umstand berufen heisst ebenso viel als behaupten, dass Langsamkeit oder Schnelligkeit der Sprachveränderung davon abhängig sei, ob das betreffende Volk seine Wohnsitze behalte oder wechsle, was so gröblich falsch ist, dass es keiner Widerlegung bedarf. In der That sind Lage und Verhältnisse jener beiden Sprachen mit jeder möglichen Ansicht über den Ursitz des ganzen Stammes vereinbar. Was den entferntern oder engern Zusammenhang der einzelnen Abtheilungen unter einander betrifft, so haben seit einigen Jahren die ersten Sprachforscher sich zu der Ansicht bekannt, dass die Trennung der fünf europäischen Abtheilungen von einander später eingetreten sein muss als deren gemeinsame Trennung von den beiden asiatischen, die ihrerseits wieder fast bis zum Anfang der historischen Periode als ein Volk zusammenblieben. Ueber diesen letzten Punkt herrscht Uebereinstimmung; die ältesten Formen persischer und indischer Sprache sind einander so ähnlich wie etwa die einander nicht ganz nahe stehenden unter den germanischen Dialekten; man fasst die beiden Abtheilungen unter dem Namen „Arier“ zusammen und glaubt, dass die Inder nicht viel früher als 2000 v. Chr. aus der gemeinsamen Heimat im nordöstlichen Iran geschieden sind. Innerhalb der grossen europäischen Gruppe werden Germanisch und Slawisch fast allgemein als näher verwandt angesehen, während die Meinungen getheilt sind, ob das Keltische eine ganz unabhängige Abtheilung bilde oder als dem

Italischen nahe verwandt mit diesem zusammenzunehmen sei. In allem dem liegt augenscheinlich nichts, was uns mit Sicherheit einen Weg nach der Urheimat zeigt. Die Trennung der Arier von den Europäern kann ebenso gut einer Ausbreitung und Wanderung der erstern nach Asien als der letztern nach Europa zugeschrieben werden, und wirklich sind von ausgezeichneten Gelehrten Gegenden sowol in Asien wie in Europa bezeichnet worden. Es ist aber vergeblich auf einen sichern Schluss zu hoffen, wo die Zeitbestimmungen so unsicher sind. Möglicherweise findet man noch Zeugnisse von wirklicher Beweiskraft in Betreff dieser Frage, aber bisjetzt sind sicherlich keine zu Tage gefördert.

Weil die Forschung in der Geschichte des Indogermanischen so ungewöhnlich reichlichen Stoff vorfindet, und weil schon soviel wissenschaftliche Arbeit darauf verwendet wurde, ist diese Geschichte besser und sicherer bekannt als die irgend eines andern Sprachstammes. Da nun so der Gegenstand an sich von hohem Interesse ist und zugleich ein Muster der Behandlung gibt, auf das wir uns bei der Untersuchung des Baues und Wachsthums andrer Sprachen beziehen können, müssen wir die beglaubigte Geschichte der gemeinsamen Grundform der indogermanischen Sprachen ein wenig ins einzelne hinein, obwol mit möglichster Kürze, verfolgen.

Zuerst haben wir hier die Frage zu erwägen — wenn überhaupt die Frage nöthig ist — wie die Forschung in die vorhistorische Zeit der Sprache eindringen kann. Nicht einmal von der Geschichte der indogermanischen Sprachen ist mehr als ein kleiner Theil durch gleichzeitige Denkmäler aufgeklärt, wie können wir etwas von dem erfahren, was über den Zeitpunkt hinausliegt, wo die Ueberlieferung uns in Stich lässt. Die Antwort darauf ist, wie uns scheint, leicht und sicher: wir müssen die unter unsern Augen thätigen Kräfte und die Richtungen ihrer Thätigkeit

studiren, und müssen das gefundene auf die Vergangenheit anwenden, indem wir sorgfältig die analogen Erscheinungen dort aufsuchend aus den gleichen Wirkungen auf die gleichen Ursachen schliessen, solange wir berechtigterweise Analogien finden, also niemals neue Kräfte und neue Kraftäusserungen annehmen, als wo die alten durchaus unvermögend sind die gesuchte Erklärung zu liefern — und selbst dann nur mit der grössten Vorsicht. Dies ist die bekannte Methode der heutigen inductiven Wissenschaften, und ihre Anwendbarkeit auf die Sprachwissenschaft kann vernünftigerweise nicht bezweifelt werden. In diesem Punkte ist die Aehnlichkeit zwischen Sprachwissenschaft und Geologie, der am meisten historischen unter den Naturwissenschaften, am grössten und lehrreichsten und ist oft zur Erläuterung herangezogen worden. Der Geolog schliesst auf die Bildung alter Sandsteine und Conglomerate aus der heutiger Sandbänke und Kiesbetten, und so fort durch die ganze Schichtenreihe sedimentärer und erruptiver Entstehung; zu dem Vorkommen von Fossilien gibt ihm die Versenkung und Einschliessung lebender Arten den Schlüssel. Die wahre geologische Methode ist auch so durchgearbeitet und wird so strenge angewandt, dass wenn ein Gelehrter sie verlässt und eben zur Erklärung von Erscheinungen, die zur Zeit durch die gewöhnlichen Mittel nicht erklärbar scheinen, willkürliche Vermuthungen heranzieht, sein Verfahren sofort als unwissenschaftlich bezeichnet und ihm gesagt wird, er möge warten, bis die wachsende Erkenntniss die Möglichkeit sein Problem zu lösen herbeiführt, falls es überhaupt, in zulässiger Weise nämlich, lösbar gefunden wird.

Selbstverständlich können die Umstände und Bedingungen für die Thätigkeit der gleichen Kräfte sehr verschieden sein. Die Annahme einer einheitlichen Entwicklungsgeschichte der Erde besagt keineswegs, dass die Erde immer so ausgesehen haben müsse wie jetzt, vielmehr ist es unter den Geologen herrschende

Ansicht, dass das ganze Sonnensystem einst eine rotirende Dampfmasse war, aber diese Ansicht ist eben ein Ergebniss der inductiven Methode. Die wesentliche Einheitlichkeit der Sprachgeschichte in allen Gestaltungen und auf allen Stufen ist der Hauptgrundsatz der Sprachforschung, wenn sie einen wissenschaftlichen Charakter haben soll. Wer geradezu annimmt, wie einige das ausdrücklich oder stillschweigend thun, dass in alter Zeit die Weise, wie sich Sprache bildete, von der heutigen verschieden war und sein musste, und dass die erstere nicht nach der letztern beurtheilt werden könne, würde, falls die Sprachwissenschaft eine so gereifte und festgegründete Disciplin wäre wie die Geologie, aus der Reihe wissenschaftlicher Sprachforscher gestrichen werden. Freilich muss auch hier die Verschiedenheit der Bedingungen und des Grades der historischen Entwicklung gebührend berücksichtigt werden, und der Forscher kann zur Erkenntniss eines Urzustandes der Sprache kommen, der dem gegenwärtigen so unähnlich ist wie ein civilisirtes Land, voll von Werken der Arbeit des Staates und der Einzelnen, einer Einöde, durch die der Wilde schweift, oder gar wie das Weltgebäude in seinem jetzigen Bestande dem Nebelchaos; dennoch aber muss der gegenwärtige Zustand als die Folge einer allmählichen Anhäufung von Resultaten in der gleichen ununterbrochenen Wirkungslinie angesehen werden. Wir müssen uns auch hüten zu behaupten, wir verstünden die gegenwärtigen Kräfte und ihre Thätigkeit in allen Punkten so durch und durch, dass wir nach ihnen das Vergangene vollständig zu beurtheilen vermöchten, und dass nicht auch Vorgänge, die uns jetzt als ausser der Regel stehend auffallen, später einmal als der Regel gemäss erkannt werden könnten; aber wir haben das Recht, ihnen so lange die Anerkennung zu versagen, bis ein deutlich zu ihren Gunsten redender Fall entdeckt ist; als theoretische Voraussetzungen dürfen sie niemals zugelassen werden.

Wir haben nun oben in den Kapiteln, wo wir die Sprachveränderungen im einzelnen prüften, gesehen, dass das allgemeine Ziel sprachlicher Schöpfungen die Erlangung von Ausdruck für die Bedürfnisse der Mittheilung und des Denkens ist, und zwar durch Mittel, die möglichst bequem zur Hand sind; dass ein sehr bedeutender Theil der ganzen Bewegung darin besteht, gröbere, materiellere und sinnlichere Ausdrücke zu feinerer und mehr formaler Anwendung überzuführen, und zwar einerseits durch beständige Aenderungen der Bedeutung, durch Herabdrückung von Worten ehemals voller stofflicher Bedeutung zu dem Werth von Formworten, andrerseits durch die Verwandlung früher selbständiger Worte in formbildende Bestandtheile, Suffixe und Präfixe, die nur Zeichen der Bedeutungsmodificationen und Beziehungen andrer Worte sind und daher nur als deren Theile auftreten. Auf der ältesten erreichbaren Stufe unsers Sprachstammes waren formative Elemente das Hauptmittel des Beziehungsausdrucks, in solchem Grade, dass dies das unterscheidende Kennzeichen der indogermanischen Grundsprache bildet. In der Erklärung dieses Zuges liegt die Erklärung des Wachsthums der indogermanischen Sprache.

Zusammensetzung war, wie wir erkannten (Seite 125) das einfache Mittel der Formenbildung, und wir führten eine Anzahl von Formen an, die dadurch geschaffen sind, unter Mitwirkung nur solcher Neigungen, wie sie überall in der Sprachentwicklung herrschen. Die Ableitungsendungen wie „-lich“ und „-thum“, die Adverbialendungen *-ly* im Englischen und *-ment* im Französischen, die Tempuszeichen „-te“ und im Französischen *-ai* und so fort sind in jeder Beziehung und im eigentlichen Sinne ebenso wol formative Elemente wie irgendetwas anderes im Indogermanischen; nur der Sprachforscher, nicht der Sprechende weiss, dass sie von dem *t* in „er lieb-t“ und dem *e* in „Tag-e“ verschieden sind, indem diese ihrem Ursprunge nach in ungleich entlegnere Zeiten fallen. Alle Formenbildung,

von der wir aus historischer Zeit wissen, ist auf gleiche Weise, durch äussern Zuwachs, geschehen, da alle Fälle scheinbar abweichender Art (wir hatten als Beispiele „Nagel—Nägel", „Band—Bund" u. a.) nachweislich auf der unorganischen, zufälligen Nutzbarmachung von Verschiedenheiten untergeordneter Bedeutung beruhen, die erst durch lautliche Veränderung in die ursprünglich durch Zusammensetzung entstandenen Formen hineingetragen sind.

Da sich dies so verhält, fordern die Grundsätze der inductiven Forschung, dass wir uns bemühen, dieses in historischer Zeit allein nachweisbare Verfahren der Formenbildung zur Erklärung des Wachsthums der indogermanischen Sprache in ältester Zeit anzuwenden. Reicht es aus, so liegt darin nicht blos eine Aufforderung sondern geradezu ein Gebot, kein anderes Verfahren zu Hülfe zu rufen, jedenfalls kann nur der unmittelbarste, zwingendste Nachweis das Recht geben, die Zulassung eines andern von uns zu verlangen. Dieser Nachweis kann aber keineswegs darin gefunden werden, dass wir einfach ausser Stande sind, irgend ein beliebiges oder mehrere oder auch sehr viele formative Bestandtheile auf die selbständigen Worte zurückzuführen, aus denen sie erwachsen sind, und die Reihe der Veränderungen an Form und Bedeutung zu beschreiben, durch welche sie aus dem einen das andre wurden. Die Ueberlieferung der Sprache ist dazu viel zu lückenhaft. Wie jeder Zeitraum des wechselvollen Lebens der Erde einen Theil der Zeugnisse ihres Baues entblösst oder verdeckt oder verrückt und so die regelmässige Aufeinanderfolge stört, so machen auch die Veränderungen jedes Zeitalters einen Bruch in der regelmässigen Folge der sprachlichen Entwicklung nach jeder Richtung, in den Bedeutungsübergängen, der Herstellung von Worten und Ableitungsmitteln. Wenn sogar unter den besondern und jungen Bildungen der germanischen und romanischen Sprachen so vieles vorkommt, was den Forscher stutzig macht und der Er-

klärung zu spotten scheint, wäre es höchst unvernünftig zu erwarten, dass Worte und Formen von unendlich älterer Entstehung vollständig und in allen Theilen der Zergliederung und Erklärung zugänglich seien. Finden wir in den ältesten Formen irgendwelche sichern Zeugnisse der Entstehung durch Zusammensetzung, so haben wir das Recht, solange nicht der Gegenbeweis erbracht ist, diese für die einzige wirkende Kraft alter wie neuer Zeit zu halten.

Die tonangebende Schule der vergleichenden Grammatiker behauptet auch, dass der aufgestellte Grundsatz in der That hinreiche, um den gesammten Bau des Indogermanischen zu erklären; dass dieses keine Formen biete, welche die Annahme einer andern Entstehungsart als durch Anfügung eines Theils an den andern verlangen; dass wo es unsrer Zergliederung gelingt, von einem Worte einen untergeordneten Theil, der nur eine Modification oder Beziehung des Wurzelbegriffs ausdrückt, loszulösen, wir darin die Spur eines ehemals selbständigen Wortes zu erkennen haben, das seine Selbständigkeit verloren hat und Endung geworden ist, und zwar durch dieselben Vorgänge, durch welche „(wir) lieben-thaten" zu „liebten", *êwig-heit* zu *ewikeit* „Ewigkeit" (Seite 52), *habere habeo* zu *aurai*, *vera mente* zu *vraiment* wurde u. s. w.

In dieser Lehre ist aber ein andrer sehr wichtiger Satz eingeschlossen, nämlich dass am Anfangspunkt der historischen indogermanischen Sprachentwicklung ein ursprünglicher Bestand einsilbiger Wurzeln liegt. Dass dies nothwendig aus dem frühern folgt, ist klar: sind alle grammatischen Formen durch Anfügung und Verschmelzung entstanden, so kann nur das ursprünglich sein, was übrigbleibt, wenn alle formativen Bestandtheile sammt und sonders abgelöst werden; das übrigbleibende ist eben die Wurzel und diese ist in unserm Sprachstamm einsilbig. Dies ist thatsächlich die Lehre der meisten Sprachforscher, der Ungläubigen sind wenige und diese können zur Rechtfertigung ihres

Unglaubens nichts anführen, was nicht aus Misverständniss und Mangel an Folgerichtigkeit hervorgegangen leicht widerlegbar wäre. Obwol diese Lehre auf den ersten Blick einigen widerstrebt, so liegt darin für den wissenschaftlichen Forscher ebenso wenig eine Schwierigkeit wie in der Annahme eines rohen Urzustandes der Lebensweise, Einrichtungen und Erkenntniss. Wie jetzt noch Völker auf Erden leben, die niemals über den Besitz der einfachsten Werkzeuge, Kleider und Wohnungen hinausgekommen sind, so gibt es auch, wie wir genauer im zwölften Kapitel sehen werden, solche, die ihre Sprache nie über die Wurzelform hinaus entwickelt haben. Wenn wir beobachten, dass in späterer historischer Zeit Conjugations- und Declinationsformen gebildet und in Umlauf gesetzt werden, so kann dem Rückschluss auf eine Zeit, wo derartiges gar nicht vorhanden war, kein unübersteigliches Hinderniss im Wege stehen; wenn wir ferner Präpositionen, Conjunctionen, Artikel ins Leben treten sehen, so dürfen wir einen Zeitraum als möglich ansetzen, in dem zuerst eine Unterscheidung von Redetheilen gemacht wurde. Ob solche Möglichkeiten je wirklich waren, muss durch genügende wissenschaftliche Beweismittel entschieden werden.

Es ist noch zu bemerken, dass diese Lehre uns nicht nöthigt, irgend eine wirklich nachweisbare und nachgewiesene Reihe von Wurzeln als den Anfang der Entwicklung unsers Sprachstammes anzusehen. Wenn es sich später zeigen sollte, dass irgendwelche jetzt allgemein als Wurzeln anerkannte Elemente Verschmelzungen einer Wurzel und eines formativen Bestandtheils sind, so würde dadurch die Bezeichnung „Wurzel“ und die Beilegung dieser Eigenschaft nur um einen Schritt zurückgeschoben. Der feste Grund der Wurzeltheorie liegt in ihrer logischen Nothwendigkeit, insofern sie sich unvermeidlich ergibt aus der Lehre von der historischen Herausbildung der Mittel zur Herstellung grammatischer Formen. Ferner ist hervorzuheben, dass die

Frage betreffs der Wurzeln als des historischen Anfangs der Sprache völlig verschieden ist von der nach dem Ursprung der Sprache, die wir erst später (im vierzehnten Kapitel) aufnehmen werden: jene gehört ausschliesslich der Sprachwissenschaft, diese zum Theil der Anthropologie an.

Die indogermanischen Wurzeln sind also diejenigen Bestandtheile der Sprache, die vor aller Entwicklung von Mitteln zur Bezeichnung grammatischer Unterschiede bestanden, vor dem Erwachsen der Flexion wie vor der Scheidung der Redetheile. Sie bezeichneten jede einen nackten Begriff ohne alle Angabe seiner Beziehungen, liessen es also unbestimmt, ob darunter eine Substanz oder eine Eigenschaft oder eine Thätigkeit zu verstehen sei, und waren daher an sich weder als Name eines Gegenstandes noch als Attribut noch als Prädicat bestimmt, aber im Stande jedem dieser Zwecke zu dienen. Dies ist ein Zustand der Dinge, den wir uns bei unsern Denk- und Sprachgewohnheiten schwer vorstellen können, der unserm Verständniss aber einigermassen nahe gebracht wird, wenn wir uns mit Sprachen niederen Entwicklungsgrades bekannt machen. Die Wurzeln sind indess nicht alle gleichartig; es gibt einen kleinen Bestand sogenannter pronominaler oder demonstrativer Wurzeln, die von den übrigen dadurch unterschieden sind, dass sie nicht sowol eine bestimmte Qualität als vielmehr Lage oder Richtung in Bezug auf den Sprechenden bezeichnen. Es sind ihrer sehr wenige und alle von einfachster lautlicher Gestalt: nur Vocal oder Consonant mit folgendem Vocal. Manche Sprachforscher sträuben sich, und das nicht ohne Grund, gegen die Annahme, dass diese Wurzeln von denen der andern Art von Grund aus verschieden und nicht vielmehr durch Abschwächung der Bedeutung, wie die Formworte auf den spätern Stufen der Sprachgeschichte, aus ihnen hervorgegangen seien; aber es muss, wie es scheint, jedenfalls zugegeben werden, dass die Unterscheidung allem Wachsthum indogermanischer

Formen voranliegt; die Versuche, die eine Art auf die andre zurückzuführen, sind auch bisjetzt ganz ohne Erfolg gewesen. Es gehört dies zu den Fragen, deren vollständige Lösung wahrscheinlich erst dann möglich sein wird, wenn man die Sprachen niedern Ranges umfänglicher und genauer durchforscht hat; vielleicht trat in der frühen Herausbildung einer solchen Klasse von Formworten zum ersten mal die sprachliche Gewandtheit hervor, die unsern Sprachstamm immer ausgezeichnet hat, und wurde dadurch der Weg zur weitern Entfaltung derselben gebahnt. Die andre Art, gewöhnlich verbale oder prädicative Wurzeln genannt, bezeichnete im allgemeinen solche Thätigkeiten und Qualitäten, die mit den Sinnen wahrnehmbar sind; sie waren viel zahlreicher und man zählt sie nach hunderten; Beispiele sind *stâ* (griechisch ἵστημι *hí-stē-mi*, lateinisch *sta-re* unser „stehen", älter *stâ-n*), *dâ* geben (griechisch δίδωμι *dí-dō-mi*, *da-re*), *par* gehen (περ-άω *per-áō*, *ex-per-ior*, unser „fahren", gotisch *far-an*), *vid* sehen (ἰδ-εῖν *id-eîn* für *vid-ein*, *vid-eo*, gotisch *vit-an* wissen) u. s. w.

Eine frühe (vielleicht die frühste) und sehr bedeutsame That in der historischen Entwicklung der Sprache aus diesen ziemlich dürftigen Anfängen heraus war die Scheidung zwischen Nomen (Substantiv und Adjectiv) und Verbum. Das Wesen des Verbums ist, dass es prädicirt oder aussagt; zur Ausbildung einer besondern Form, mit der die Prädicirung ausgedrückt wird, haben es aber keineswegs alle Sprachen gebracht. Es gibt viele, in denen der Form nach „Geber" und „Gebung" von „gibt" nicht geschieden ist; sie setzen Subject und Prädicat einfach neben einander, wie „er Geber", „er gut", und überlassen es dem Nachdenken die fehlende Copula zu ergänzen. Verba herstellen heisst nichts anderes, als gewisse Verbindungen sprachlicher Bestandtheile auf einen ausschliesslich prädicativen Sinn beschränken, sodass bei der Zusammenstellung im Satze nur zu solchen und nicht zu andern eine Copula hinzu-

gedacht wird. Dies geschah durch Anfügung gewisser pronominaler Bestandtheile an eine Wurzel: *dâ-mi*, *dâ-si*, *dâ-ti*; dabei besassen die erstern schon eine wenigstens in gewissem Sinne personale Bedeutung, da sie das nähere oder fernere bezeichneten. Wie wir gerade z. B. *dâ-mi* erklären sollen, ob es mehr „geben ich" oder „Geber (gebend) ich" oder „Geben mein (mein Geben)" oder „Gebung hier" bedeute, lohnt sich nicht weiter zu verfolgen, da in dem hier in Betracht kommenden Zeitraum in dem einen Bestandtheil Substantiv, Adjectiv und Verbum, im andern Pronomen und Adverb ungeschieden lagen, und es auch noch keine Scheidung von „ich" und „mein" gab. Die eben angeführten Verbindungen ergaben drei Personen des Verbums, ausschliesslich singularisch wurden diese durch die hinzukommende Ausbildung eines Plurals und Duals, deren Endungen gewöhnlich, obgleich dabei im einzelnen viele Schwierigkeiten sind, aus einer Zusammensetzung pronominaler Bestandtheile erklärt werden, so z. B. *-masi* als *ma-si* „ich [und] du", d. i. „wir". Die so gebildeten Formen enthielten keine Bezeichnung der Zeit, waren also nicht im eigentlichen Sinne ein „Tempus"; aber nach und nach wurde eine Form für die vergangene Zeit hergestellt durch Vorsetzung eines adverbialen Bestandtheils, das Augment der griechischen Grammatik, das eigentlich „damals" bedeutet und so der Handlung eine Zeitbestimmung gibt: *a-dâ-mi* „damals geben ich", d. i. „ich gab"; diese Form wurde, weil auf dem Zusatz am Anfang der Ton lag, am Ende verkürzt zu *ádâm*, (sanskritisch *ádâm*, griechisch ἔδων *édōn)*; daher dann die Scheidung secundärer und primärer Endungen, wie sie in den Sprachen unsers Stammes hervortritt. Aber noch ein anderes Tempus, das der vollendeten Handlung (Perfectum), wurde geschaffen und zwar durch Reduplication oder Wiederholung der Wurzel: *dâ-dâ-mi* „geben geben ich", d. h. „ich habe gegeben"; die Reduplication wurde in der Folge auf mannichfache Weise verkürzt. In den

germanischen Sprachen ist diese Form das allgemeine Präteritum geworden, da das Augmenttempus verloren ist, also unser „gab, hielt“ u. s. w. sind Veränderungen der alten reduplicirten Formen. Was dann die Präsensformen der indogermanischen Verba betrifft, so sind wenige von der oben erläuterten einfachen Bildungsweise auf uns gekommen; in der Regel erscheint die Wurzel in irgend einer Weise erweitert, sei es ebenfalls durch Reduplication (sanskritisch *dadâmi*, griechisch δίδωμι *dídōmi*), sei es durch Anfügung eigener formativer Bestandtheile (lateinisch *cer-no*, *cre-sco*, griechisch δάμ-νη-μι *dám-nē-mi*, δεῖκ-νυ-μι *deík-ny-mi*), alle, wie man annimmt, anfänglich dazu bestimmt, die Dauer einer Handlung auszudrücken (in dem Sinne wie das englische *I am giving*), obwol später die Beschränkung auf diese Bedeutung aufgegeben wurde. Bei einigen Verben blieben neben dem neuen Präsens und dem dazu gehörigen Präteritum der dauernden Handlung, dem Imperfectum im eigentlichen Sinn, Präteritum und Modi der einfachen Wurzel in Gebrauch als zweiter (einfacher) Aorist, der namentlich die Handlung als momentan oder einmalig bezeichnet, z. B. im Griechischen und Sanskrit ἔδων *édōn*, *ádâm* neben den Imperfecten ἐδίδων *edídōn*, *ádadâm*. Für andre Verba wurde ein entsprechendes Tempus, wie man sicher zu erkennen glaubt, durch Zusammensetzung mit einer zweiten Wurzel, *as* „sein“, geschaffen, und so entstand, was in der griechischen Grammatik der erste (zusammengesetzte) Aorist genannt wird. Ausser diesen Tempora entstand noch vor der Trennung der Abtheilungen ein Futurum, ebenfalls, wie man annimmt, durch Zusammensetzung mit demselben Hülfsverbum; am besten ist es im Griechischen und Sanskrit erhalten und die volle Form seiner Endung ist *-sjâmi*; sanskrit *dâ-sjâmi*, griechisch δώ-σω *dṓsō*, älter δωσιω *dōsiō* „ich werde geben“. Ferner gab es einige Formen des Imperativs ohne besonderes Moduszeichen, aber mit eigenthümlichen Personalendungen. An Modi waren

ausserdem vorhanden ein Conjunctiv und ein Optativ, gekennzeichnet durch Einschiebungen zwischen Wurzel und Personalendung, deren Erklärung zweifelhaft ist. Endlich gab es zu allen diesen verschiedenen Formen ein Reflexivum oder Medium, dessen unterscheidende Merkmale in den Personalendungen selbst liegen, in einer Erweiterung derselben, die meistens als eine Wiederholung des pronominalen Bestandtheils, der einmal den Sinn des Subjects, einmal den des Objects habe, erklärt wird.

Das scheint der gesammte Bestand an indogermanischen Verbalformen vor der Trennung der Abtheilungen gewesen zu sein; in der spätern Geschichte dieser Abtheilungen ist er in verschiedenster Weise erhalten, verringert und vermehrt. Das Sanskrit hat die lautliche Gestalt der Formen am treusten erhalten, das Griechische am besten die ursprünglichen Bedeutungen und hat am meisten hinzugefügt, sodass sein Verbum bei weitem das reichhaltigste innerhalb des ganzen Sprachstammes ist. Das Latein hat viel verloren, aber viele und mannichfache Neubildungen hinzugethan. Das Germanische hat alles verloren ausser Präsens und Perfectum mit ihren Optativen (gewöhnlich Conjunctive genannt) und dem Imperativ; abgesehen von dem Präteritum auf „te“ (aus „thun“) sind seine Vermehrungen durch analytische Verbindungen, d. h. auf syntaktischem Wege, nicht durch Zusammensetzung gemacht worden. Die Geschichte der Verbalbildungen weiter ins einzelne zu verfolgen, so interessant auch die Aufgabe ist, würde hier zu weit führen.

Die Herausbildung des Nomens zu einem besondern Redetheil in seinen zwei Formen, Substantiv und Adjectiv, war bedingt durch die des Verbums; wenn eine Reihe von Formen als Verba abgeschieden wurden, so war, was übrig blieb, Nomen. Alles, was im Indogermanischen von prädicativen Wurzeln herkommt, ist ursprünglich entweder Verbum oder Nomen, Declinations- oder Conjugationsform. Dagegen, je weiter wir zurück-

gehen, desto weniger sind Substantiv und Adjectiv von einander geschieden; ihre Bildung geschieht durch dieselben Ableitungsendungen und sie haben dieselbe Flexion; die Dinge werden thatsächlich nach ihren Eigenschaften benannt, und ob das die Eigenschaft bezeichnende Wort als Beiwort oder als Name (attributiv oder appellativ) gebraucht wird, ist anfänglich von geringer Bedeutung, obwol die beiden Verwendungen später deutlich genug geschieden werden. Das Kennzeichen des Nomens ist die Casusendung, wie das des Verbums die Personalendung; Casus und Numerus sind für das Nomen, was Person und Numerus für das Verbum, sie machen es fähig in bestimmte Beziehungen innerhalb des Satzes zu treten. Es gibt sieben indogermanische Casus, den Vocativ nicht mitgerechnet, dieser ist nämlich nicht in dem Sinne wie die übrigen ein Casus, da er in keiner syntaktischen Beziehung zu etwas anderm steht. Der Accusativ ist der Casus des Wohin, er gibt das an, worauf die Handlung des Verbums unmittelbar gerichtet ist und wird so auch der Casus des unmittelbaren Objects; der Ablativ drückt das Woher aus, der Locativ das Wo; der Instrumental ist der Casus des unmittelbaren Zusammenseins, der Begleitung, dann des Werkzeugs oder Mittels, man könnte also sagen der Casus des Womit in beiden Bedeutungen des „mit"; ferner der Dativ der Casus des Wofür, des entferntern Objects, und der Genitiv der Casus der Beziehung oder des Verhältnisses überhaupt. Der Nominativ endlich ist der Casus des Subjects, und seine Endung, so weit man bis jetzt sieht, formalerer Natur als die irgend eines andern; der Vocativ fällt meistens mit ihm zusammen, hat jedenfalls keine eigne Flexionsendung.

Die Entstehung der Casusendungen ist viel dunkler als die Geschichte des Verbums. Die Genitivendungen weisen am meisten Zeichen einer Verwandtschaft mit den gewöhnlichen Ableitungsendungen auf; bei einigen andern Casus scheinen pronominale Bestandtheile deutlich

erkennbar zu sein; es ist aber alles zu zweifelhaft um in kurzer Zusammenfassung dargestellt zu werden, und zu ausführlicher Behandlung würde uns hier der Raum mangeln. Auch das ist keineswegs klar, auf welche Weise die Unterscheidung der Zahlen mit den Casusunterschieden verbunden ist; die Endungen des Singulars, Duals und Plurals sehen aus, als hätten sie nichts mit einander zu thun, auch gibt es kein deutlich nachweisbares Numeruszeichen, wie sie sich in tiefer stehenden Sprachen oft zwischen Stamm und Endung eingeschoben finden. Die älteste Sprache ist, wie wir noch hervorheben müssen, frei von jener Mannichfaltigkeit der Flexionsweise, die sich in der weitern Entwicklung einstellt und den Anlass zur Vertheilung der Worte in verschiedene Declinationen gibt. Anfänglich herrschte, wenigstens annähernd, Einförmigkeit der Declination bei allen Worten, dann nur noch Uebereinstimmung in der Declination gleichauslautender Worte, endlich trat nach Verlust oder Verdunkelung des charakteristischen Auslauts Verwirrung und Vermischung der Declinationen ein; das ist im allgemeinen die Geschichte der Entwicklung.

Eine weitere Unterscheidung, die des grammatischen Geschlechts, des Genus, ist so mit den Casus- und Numerusunterschieden verquickt, dass sie davon nicht völlig getrennt werden kann. Wie man diese Erscheinung des Indogermanischen zu behandeln hat, wie die Genusunterschiede zu erklären sind, ist bei weitem noch nicht klar. Ihre Grundlage muss natürlich die geschlechtliche Scheidung solcher Wesen sein, bei denen eben Trennung der Geschlechter deutlich vorliegt; aber diese bilden nur einen ausserordentlich kleinen Theil aller vorhandenen; die Genusunterscheidung aber umfasst alles vorhandene und zwar in einer Weise, die nur zum geringsten Theil mit dem natürlichen Geschlecht zusammenfällt. Grosse Abtheilungen von Worten sind männlichen oder weiblichen Geschlechts theils durch poetische Vergleiche, indem die Phantasie

eine Aehnlichkeit zwischen ihren unterscheidenden Merkmalen und denen der beiden Geschlechter höherer Thiere, namentlich des Menschen, zu finden glaubte; theils infolge grammatischer Aehnlichkeit, indem sie in der Bildung Worten glichen, deren Geschlecht schon feststand. Jedenfalls wurden in der indogermanischen Urzeit alle oder fast alle attributiven Worte nach drei etwas von einander abweichenden Arten abgewandelt, um Genusunterschiede auszudrücken; und die Namen der Dinge (die Appellativa) folgten einer oder der andern Art und waren so Masculina, Feminina oder Neutra. Die Unterscheidung lag zum Theil in der Casusendung, zum Theil in den Ableitungsendungen des Stammes, obwol es kaum eine Endung gab, sei es der Flexion oder der Ableitung, die streng auf ein Genus allein beschränkt war; die deutlichsten Kennzeichen hat das Femininum, während Masculinum und Neutrum ausser in Nominativ- und Accusativformen kaum geschieden waren.

An der Nominalflexion nahmen auch die Pronomina Theil nach allen drei Richtungen, Casus, Numerus und Genus. Jedoch wurde bei denjenigen, die auf den Redenden und den Angeredeten hinweisen, also rein persönliche Beziehung bekommen hatten, das Genus nicht geschieden. Auch zeigen die Worte pronominalen Ursprungs gewisse Eigenthümlichkeiten der Declination, wodurch sie sich von der Declinationsweise der Nomina unterscheiden.

Obwol eine Casusendung für sich allein schon ein Nomen macht und viele alte indogermanische Worte nur dadurch zu Nomina werden, hat doch die grosse Masse derselben noch andre Bestandtheile, die wir Ableitungsendungen nennen, zwischen Wurzel und Casusendung stehen, und auch diese gelangen mit der Zeit zu einer Trennung in zwei wohlgesonderte Klassen: primäre oder solche, die unmittelbar an Verbalwurzeln gefügt werden, und secundäre, die erst hinter andern, schon früher angefügten Ableitungsendungen antreten.

Unter den ältesten dieser Endungen haben wir ebenfalls zu wenige, bei denen wir die ursprüngliche, selbständige Form und Bedeutung aufweisen und die darin nach und nach eingetretenen Veränderungen aufspüren können, als dass wir uns gestatten könnten, den Gang ihres Wachsthums hier darzulegen. Aber obwol der Gegenstand im einzelnen viele dunkle Seiten hat, so liegt doch in den anzuwendenden Grundsätzen nichts geheimnissvolles; die Vorgänge, durch welche in neuerer Zeit Endungen geschaffen sind, konnten solche ebenso wol in alter Zeit hervorbringen.

Wie Verbum und Nomen die beiden Seiten der Bedeutung und Anwendung bei den prädicativen Wurzeln sind, so Pronomen und Adverb bei den demonstrativen. Von den letztern kommen die ältesten Worte adverbialer Beschaffenheit zur Bezeichnung des Ortes und der Richtung und, was sich leicht daraus entwickelt, der Zeit her. Es wird aber von Einigen behauptet, dass auch diese eigentlich Casusformen von Pronomina seien, und der Satz aufgestellt, dass alles in der Sprache ursprünglich Flexionsform entweder des Verbums oder des Nomens sei. Jedenfalls erhält die Wortklasse der Adverbien, nachdem sie einmal besteht, im Laufe ihrer ganzen Geschichte bis auf die neuste herunter zahlreiche neue Mitglieder dieser Art, wie wir davon schon Beispiele gesehen haben (Seite 128). Die Präpositionen, in unserm Sinne dieses Ausdrucks, sind noch jüngern Ursprungs; sie entstehen als besonderer Redetheil dadurch, dass gewisse Adverbia, die anfänglich als auf das Verbum bezüglich empfunden wurden, von dieser Beziehung gelöst und in der Vorstellung auf diejenigen Nominalcasus bezogen wurden, deren syntaktische Verbindung mit dem Verbum eben die Folge der Hinzufügung dieser Adverbien war. Wir sehen sie in den ältesten Sprachen unsers Stammes, wie im Sanskrit, im Werden und da zuerst deutlich auftreten; ihre Zunahme an Zahl und Wichtigkeit seitdem liegt auf der Hand. Conjunctionen, obwol sie nirgends völlig fehlen, sind

späten Ursprungs und gehören zu den eigenthümlichsten Hervorbringungen der geschichtlichen Sprachentwicklung. Die Fähigkeit, Sätze mit genauer Bestimmung ihrer gegenseitigen Beziehungen zu Perioden zu verbinden ist ein Fortschritt gegen das Vermögen, Worte mit Bestimmung ihres Verhältnisses zu einander zu Sätzen zusammenzustellen.

Das sind die Redetheile des Indogermanischen, d. h. die Hauptklassen seiner Worte mit bestimmt begrenzter Anwendung und Verbindungsweise, in welche sich die Satzworte (die einen ganzen Satz vertretenden Ausdrücke) einer Urzeit nach und nach geschieden haben; die getrennten Theile oder Glieder, in die das einst unterschiedslose Ganze zerfallen ist. Aber es gibt noch eine Klasse, die Interjectionen (Ausrufungsworte), die nicht in dem gleichen und eigentlichen Sinne ein Redetheil sind; sie lassen sich eher vergleichen mit jenen ursprünglichen, allumfassenden sprachlichen Zeichen, aus denen die andern Wortklassen sich herausgeschieden haben. Eine eigentliche Interjection ist eine unmittelbar hervorbrechende Empfindungsäusserung, deren Inhalt durch verschiedene volle Sätze umschrieben werden kann: so kann ein ach! oder o! je nach dem Tone heissen „ich fühle Schmerz“ oder „ich bin erstaunt“ oder „ich freue mich“ u. s. w., nur fehlen hier Theile, deren einer diesen, der andre jenen Bestandtheil des Satzes bedeute. Wir sind jedoch in Bezug auf jedwede Aeusserung durch den langen Gebrauch des rein conventionellen Rüstzeuges der Sprache solche Sklaven der Gewohnheit geworden, dass selbst unsre Ausrufe im allgemeinen conventioneller Art sind und andrerseits gewöhnliche Worte im Tone des Ausrufs gesprochen dazu verwendet werden. Die Gefühle eines Menschen müssen sehr stark erregt werden, um ihm einen rein natürlichen Ausruf zu entlocken, der gar keine Spur der stehenden Gewohnheiten seiner Umgebung verrathe; und der Gebrauch gewöhnlicher Worte oder unvollständiger Sätze als Ausruf ist in der täglichen Rede

etwas sehr häufiges; Erregung oder Eifer bewirken, dass man das gebräuchliche Fachwerk des Satzes, die Verbindung von Subject und Prädicat beiseite wirft und die Bestandtheile, auf denen der Nachdruck liegt, allein zum Ausdruck bringt — eine wirkliche Verleugnung der historischen Entwicklung, die unter dem wachsenden Einfluss des Bewusstseins über die unklare Empfindung und der Vernunft über die Leidenschaft den Satz aus der Wurzel herausgestaltet hat.

In dieser sehr kurzen und unvollkommenen Skizze der Geschichte des Indogermanischen haben wir keinen Versuch gemacht, die Reihenfolge zu bestimmen, in der die einzelnen Theile der Flexion sich nacheinander entwickelten. Für einen solchen Versuch ist kein Erfolg zu hoffen, ehe die Geschichte weniger hoch entwickelter oder fast unentwickelter Sprachen besser erforscht ist als bisher. Mit diesen Fragen auf indogermanischem Boden allein zu Ende zu kommen, ist sicher unmöglich: die Zeit liegt zu weit zurück, die Zeugnisse, die sie hinterlassen hat, sind zu lückenhaft und zu schwer verständlich, wir haben nicht die Mittel sie zu beurtheilen. Dass es unmöglich ist, die absolute Zeitdauer der Entwicklungsgeschichte zu bestimmen, ist wol schon oben genügend auseinandergesetzt; es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, dass nicht eine sehr lange Zeit darüber vergangen sei. Das ganze war eine Reihe aufeinanderfolgender Schritte, deren einer zum andern und dieser wieder zu einem andern leitete, ein Anwachsen von Gewohnheiten, die selbst zugleich wirkende Kräfte waren; und jeder Schritt, die Bildung jeder Gewohnheit war ein Werk der Zeit im Alterthum nicht weniger, wie es in der Gegenwart der Fall sein müsste; ob freilich ebenso viel Zeit dazu gehörte, können wir kaum wagen zu entscheiden, da der Grad des Wachsthums Bedingungen unterworfen sein kann, deren Tragweite wir bisjetzt nicht genauer abschätzen können.

In dieser Geschichte ist ferner, so weit es sich um

synthetischen (d. h. auf Zusammensetzung beruhenden) Bau handelt, augenscheinlich in aufsteigender Linie eine Höhe erreicht worden, der eine Bewegung in absteigender Linie folgte. Während der ungeheuern vorhistorischen Zeit und vor der Trennung der Abtheilungen von einander erreichte die Formenreihe des Nomens, weniger entschieden die des Verbums eine Fülle, die seitdem allmählich abgenommen hat. Nicht als ob im allgemeinen die Fähigkeit solche Unterschiede auszudrücken sich vermindert hätte, aber es sind mehr und mehr Mittel andrer Art aufgekommen: Hülfsverba, Formworte anstatt der Endungen, der formenbildenden Wortbestandtheile; diese spätern Mittel nennt man analytische zum Unterschied von synthetischen. Als bezeichnende Beispiele der beiden Ausdruckweisen kann man „er hätte geliebt" oder „würde geliebt haben" und „er wird geliebt werden" im Gegensatz zum lateinischen *amavisset* und *amabitur* nehmen. Einige Gelehrte haben die obige Thatsache der Entwicklungsgeschichte als Beweisgrund gegen einen ursprünglichen Wurzelzustand der Sprache angeführt und ziehen es vor, eine Urzeit ausserordentlicher Vielsilbigkeit anzunehmen; aber augenscheinlich mit Unrecht, der Grund wäre nur dann gut, wenn in der Sprache keine Neubildung von Formen, sondern nur Abschleifung und Verlust vorkämen. Wenn wir sehen, wie Aneinanderrückung, Zusammensetzung, Verschmelzung, Verstümmelung, Zerstörung alle nach einander auf allen Gebieten der Sprache an demselben Stoffe arbeiten, Formen hervorbringend und zerstörend, so liegt es sicher innerhalb des Wirkungskreises der wechselnden Verhältnisse und Gewohnheiten der sprachbildenden Gesellschaft, die Entwicklung auf einen Höhe- und Wendepunkt zu bringen. Die aufbauenden Kräfte, nachdem sie einmal angesetzt haben, fahren fort zu wirken, bis genügende Mittel des Beziehungsausdruckes geschaffen sind; und eine Zeit lang, bis dies Ziel erreicht ist, übertrifft ihre Wirksamkeit die der zerstörenden Kräfte,

die während dessen ebenfalls immer thätig waren; dann kehrt sich das Verhältniss allmählich um und die synthetischen Mittel bringen mehr Verlust als Ersatz, obwol der letztere niemals ganz aufhört; Aneinanderrückungen bleiben so, ohne zur Zusammensetzung und Verschmelzung fortzuschreiten; es werden noch genug neue Mittel geliefert, aber sie sind andrer Art. Die früher bei der Verbindung sprachlicher Elemente herrschenden Gewohnheiten haben sich geändert, freilich in den getrennten Abtheilungen der grossen Gemeinschaft in sehr verschiedenem Grade. Gibt es ein Gesetz, dem diese Wendung der Entwicklung unterliegt, so ist es doch bisjetzt nicht entdeckt, und wird wahrscheinlich nie gefunden, obwol wir einigen der bestimmenden Einflüsse, die sie mit herbeigeführt haben, auf die Spur kommen können.

Es ist jetzt Zeit, den Sprachstamm, der uns so lange beschäftigt hat, zu verlassen und in noch kürzerer Uebersicht den Bau der andern grossen Abtheilungen der menschlichen Sprache zu betrachten. Es ist aber wünschenswerth, dass wir auf Grund des Beispiels von historischem Wachsthum, das wir eben untersucht haben, unsre Aufmerksamkeit erst auf einige allgemeine Züge der Lehre vom Sprachbau richten.

ELFTES KAPITEL.

Bau der Sprache: Stoff und Form in der Sprache.

Die Unterscheidung von Stoff und Form; Beispiele: Numerus, Genus, Casus u. s. w. der Nomina; Comparation und Congruenz der Adjectiva; Tempus, Modus und andre Unterscheidungen beim Verbum. — Formgebung durch Stellung. — Folgerungen. — Nationale und individuelle Vorurtheile. — Relativer Werth verschiedener Sprachen. — Eine Sprache stellt die Befähigung der sie Sprechenden dar. — Rohe Anfänge der Sprache überhaupt.

Den Bau des Indogermanischen nach seiner Beschaffenheit und seinen Verwendungen im ganzen und grossen zu verstehen, ist für uns keine schwere Aufgabe. Wenn auch die Theile dieses Baues, die unsre eigne Sprache noch besitzt, nur lückenhaft sind, so sind sie doch verwandt mit den übrigen und zeigen den Weg zur Erkenntniss des Ganzen. Es handelt sich dabei nur um ein mehr oder weniger, und viele unter uns haben Kenntniss von dem Mehr, das uns von solchen Sprachen des Stammes dargeboten wird, die einen grössern Theil des ursprünglichen Baues erhalten oder Verluste daran vollständiger ersetzt haben. Wir können jedoch nicht daran gehen, die Beschaffenheit andrer Sprachen mit Nutzen zu untersuchen, ohne uns einleitungsweise ein wenig über die Grundsätze des grammatischen Baues zu verbreiten. Wir werden das, für unsern Zweck genügend,

in ganz einfacher und anspruchsloser Weise thun können, indem wir unsre Erläuterung an Erscheinungen machen, die beinahe jedem vertraut und vorzugsweise aus dem Deutschen genommen sind.

Die Unterscheidung zwischen stofflichern und formalern, Beziehung anzeigenden Theilen des sprachlichen Ausdrucks haben wir schon oft angemerkt und erläutert. Das „e" von „Beile" z. B. ist formal im Verhältniss zu „Beil" als Stoff; der angefügte Laut zeigt etwas untergeordnetes an, eine bestimmte Wendung des Begriffes „Beil", das Vorhandensein von mehr als einem, es verwandelt den Singular in den Plural. „Vögel" hat den gleichen Werth gegenüber „Vogel", nur dass das Mittel zur Herstellung dieses formalen Unterschiedes mit der Zeit ein andres geworden ist, anstatt der äusserlichen Veränderung ist eine innere eingetreten. „Beile" und „Vögel" sind nicht blosser Stoff, sondern geformter Stoff, Zeichen für Begriffe, denen eine wichtige Nebenbeziehung, die Zahl, hinzugefügt ist. Aber durch den einfachen Gegensatz zu ihnen sind ferner auch „Beil" und „Vogel" geformt; in beiden liegt nicht infolge eines besondern Zeichens, sondern wegen des Mangels eines sonst nothwendigen Zeichens für das Gegentheil, die Beschränkung auf ein einzelnes Ding der genannten Art. Nach unsern Sprachgewohnheiten kann keines dieser Worte, im allgemeinen keines unsrer Nomina gebraucht werden, ohne dass der Geist die Zahl der genannten Gegenstände sicher erkennt.

Es gibt aber noch viele andre bestimmt wahrnehmbare Eigenschaften oder Verhältnisse ausser der Zahl, die bei Beilen und Vögeln statthaben können. Sie sind z. B. von verschiedener Grösse, und wir haben ähnliche formale Mittel, wenn auch sehr beschränkte, um diese zu bezeichnen: ein kleines Beil kann als „Beilchen", ein kleiner Vogel als „Vöglein" bezeichnet werden. Es ist vollkommen denkbar, dass eine Sprache beständig diese Grössenverhältnisse berücksichtigt und

immer durch Verkleinerungs- oder Vergrösserungsendungen die kleinen, mittlern und grossen Dinge einer Art unterscheidet. Das Italienische geht beinahe so weit, es hat diese Eigenthümlichkeit, seit es eine eigne gesonderte Sprache wurde, emporwachsen lassen. Während wir aber ein kleines Beil ein „Beilchen" nennen, bezeichnen wir ein grosses mit „Axt", oder wir wenden Ausdrücke für „klein" und „gross" in ihren verschiedenen Graden an; „Riese" und „Zwerg" wie auch alle näher bestimmenden Adjectiva, die nach dieser Richtung beim Menschen angewendet werden, gehören in dieselbe Reihe. Alle diese Unterscheidungen, die durch selbständige Worte gemacht werden, sind ebenso gut formal wie die durch Endungen bezeichneten. Bei vielen Geschöpfen ist auch das Alter eine solche Eigenschaft, deren Unterschiede uns in jedem vorkommenden Falle deutlich entgegentreten, und wir haben dafür z. B. „Greis, Mann, Jüngling, Knabe, Kind" u. s. w., oder „Pferd — Füllen", „Kuh — Kalb" und dergleichen.

Ferner bedeutet „Mann" ein männliches Wesen, für das weibliche derselben Gattung haben wir ein besonderes Wort „Frau" oder „Weib", und so durch die ganze Reihe von Wesen, bei denen die Geschlechtsunterscheidung auffallend oder von Wichtigkeit ist, wie „Bruder — Schwester", „Stier — Kuh", „Widder — Schaf" u. s. w. Keiner Sprache der Welt fehlen ähnliche Fälle; nur hat, wie wir schon gesehen haben, unser Sprachstamm (und ausser ihm noch einige andre) diese Geschlechtsunterscheidung über das ganze Gebiet der Sprache ausgedehnt, wie den Zahlen unterschied, und jedem Worte den Stempel des Geschlechts aufgedrückt; die natürlichen Grenzen des Geschlechts sind niedergerissen und überschritten und alle Dinge in unsrer Vorstellung gewissermassen geschlechtig gemacht, aus welchen Anlässen freilich, ist noch niemand scharfsinnig genug gewesen zu entdecken und im einzelnen nachzuweisen. Das Englische hat be-

kanntlich die künstliche Ausdehnung dieses Verfahrens aufgegeben und hat für seine Nomina nur ein Genus, hält aber die ursprünglich zu Grunde liegende Unterscheidung in dem Gebrauche des *he*, *she* und *it* fest. Der heutige Perser hat sogar diesen Grad der Genusunterscheidung aus seiner Sprache verloren; ihm wie dem Türken und Finnen, deren Vorfahren niemals grammatisches Geschlecht kannten, erscheint es nicht weniger sonderbar, dass ein Pronomen für ein männliches, ein andres für ein weibliches Wesen gebraucht werden soll, als es uns wunderlich vorkommen würde, wenn wir etwa eines für einen kleinen, jungen, nahen oder weissen Gegenstand, ein andres für einen grossen, alten, fernen oder schwarzen Gegenstand anwenden sollten. Und man muss ihm in der That Recht geben, unser Gebrauch bildet die Ausnahme und bedarf der Rechtfertigung. In der Natur der Dinge liegt keine Nöthigung, aus den mannichfaltigen Eigenschaften eines Dinges eine besondere mit Ausschluss der übrigen auszuwählen und zum Gegenstand grammatischer Unterscheidung zu machen, obgleich, wie es sich versteht, gute Gründe vorhanden sein können, warum es für den praktischen Gebrauch mehr Werth hat das eine als das andre zu unterscheiden. Wir machen noch eine zweite, einigermassen ähnliche aber nicht ganz gleiche Unterscheidung zwischen Persönlichem und Unpersönlichem, aber nur bei den Pronomina, nämlich in „wer" und „was"; die amerikanischen Indianer haben eine solche zwischen Belebtem und Unbelebtem mit vielen bildlichen und personificirenden Uebertragungen, wie bei unserm grammatischen Geschlecht; jede dieser Unterscheidungen ist an sich vielleicht ebenso werthvoll und für höhere Zwecke brauchbar wie die indogermanische Scheidung der drei Geschlechter.

Wir wollen nur noch eine Seite des Nomens betrachten, seine Casus. Unsre Sprache hat den alten Genitiv und Dativ der Nomina in vielen Fällen bewahrt, besitzt aber für kein Nomen eine Accusativform mehr;

am Pronomen unterscheiden wir indess noch vielfach den Objectscasus oder Accusativ vom Subjectscasus oder Nominativ: „er — ihn, der — den, dieser — diesen", und so auch bei den Adjectiven, wenn sie pronominal declinirt werden, „guter — guten". Diese Verschiedenheit genügt, um uns den Unterschied des Subjects- und Objectsverhältnisses so deutlich einzuprägen, dass wir ihn auf die ganze Klasse der Nomina übertragen und ihnen auch Objectscasus zuschreiben, obwol es in der That keine solchen in der Sprache mehr gibt. Gerade so kommt das Lateinische und Griechische zu neutralen Accusativen, obwol diese in keinem einzigen Beispiel von den Nominativen verschieden sind, nur weil die beiden Casus in der Regel bei andern Worten sich unterscheiden; so das Latein zu einem Ablativ des Plurals unterschieden vom Dativ, weil bei einem Theil seiner Worte der Ablativ des Singulars vom Dativ verschieden ist. Diese Uebertragung nur theilweise durchgeführter formaler Unterschiede auf Worte, bei denen sie an sich gar nicht stattfindet, ist ein wichtiger Zug in der Geschichte der Formen. Unsre drei oder vier Casus scheinen armselig gegen die sanskritischen sieben, diese in gewissem Sinne aber ebenso gegen die finnischen funfzehn oder zwanzig; und wir sind einerseits im Stande, mit Hülfe andrer Mittel alles auszudrücken, was im Sanskrit oder Finnischen ausgedrückt wird, während wir, wie auch jene, andrerseits viel mehr unbezeichnet lassen als deutlich ausdrücken; sollten wir für alle feinen Unterschiede der Casusbeziehung, die wir bei strenger Zergliederung des Gedankens in unsrer Sprache finden können, verschiedene Zeichen brauchen, so müssten wir die Zahl unsrer Casus oder Präpositionen um vieles vergrössern.

Bei unsern Adjectiven haben wir Formen, genau genommen eher Ableitungs- als Flexionsformen, zur Bezeichnung zweier Erhöhungs- oder Steigerungsgrade: „wild — wilder — wildest"; anfänglich scheinen sie eine Verstärkung des Sinnes, aber nicht eigentlich eine

Vergleichung angezeigt zu haben. Als Mittel der Vergleichung decken sie jedenfalls nur einen kleinen Theil des denkbaren Bereiches und auch diesen nur unvollkommen. Die möglichen Grade der Eigenschaft sind unendlich zahlreich und es gibt absteigende wie aufsteigende Grade, die beide an sich gleiches Recht auf Ausdruck haben; manche solche Grade bezeichnen wir auch deutlich auf analytischem Wege durch selbständige Worte anstatt der alten Ableitungen, zum Theil aber auch durch das letztere Mittel in Fällen wie „röthlich, bläulich" u. s. w., d. h. „roth-gleich", der Eigenschaft nahe kommend aber nicht ganz entsprechend, englisch *reddish*, *bluish*, französisch *rougeâtre*, *bleuâtre*. Die meisten Sprachen unsers Stammes haben auch in der spätern Entwicklung die Anpassung des bestimmenden Adjectivs in Genus, Numerus und Casus an das zu bestimmende Substantiv festgehalten; diese stammt aus der Zeit, als Adjectiv und Substantiv noch ungeschieden waren, und war ursprünglich allen indogermanischen Sprachen gemeinsam; das Deutsche hat sie, wie wir schon früher bemerkten, nicht mehr, wenn das Adjectiv Prädicat des Satzes ist, dagegen in einer ihm eigenthümlichen Weise beim attributiven Adjectiv. Im Englischen findet sich keine Spur mehr davon und es kommt den englisch Sprechenden ebenso fremdartig vor, dass ein Adjectiv sich je nach der Beschaffenheit des Substantivs, zu dem es gesetzt wird, ändern soll, als den Vertretern mancher andrer Sprachen, dass das Verbum seine Form wechseln soll je nach der Beschaffenheit des Subjects, von dem es etwas aussagt.

Auch die Anpassung des Verbums an das Subject hat bei uns stark gelitten; wie überhaupt eine solche zu Stande kam, sahen wir im vorhergehenden Kapitel: die aus Pronomina entstandenen Endungen waren thatsächlich der Ausdruck des Subjects, und die Unterscheidung von Person und Zahl beim Verbum daher die nothwendige Folge der beim Pronomen und Nomen stattfindenden. Wir unterscheiden noch „ich liebe", „du

liebst", „er liebt", und obwol im Plural keine Form ein ausreichendes Kennzeichen hat, da „lieben" auf „wir" und „sie" bezogen werden kann, „liebt" nicht nur auf „ihr", sondern auch auf „er", so werden wir doch in unsrer ganzen Verbalflexion drei Personen und zwei Zahlen rechnen, so lange die Unterscheidungen im Singular erhalten bleiben und irgend welche pluralische Formen den entsprechenden singularischen, z. B. „ihr liebt — du liebst", gegenüberstehen; wir dehnen eben die deutlich empfundenen Unterscheidungen in unsrer Vorstellung aus und übertragen sie. Unsre dreifache, Personenunterscheidung ist aber weit davon entfernt, die Summe der hier möglichen Unterschiede und Verhältnisse zu erschöpfen; manche Sprachen haben eine doppelte erste Person des Plurals, eine mit Einschluss, die andre mit Ausschluss des einen oder der mehrern Angeredeten, ein „wir", das bedeutet „ich und meine Leute" als dem „du" entgegengesetzt, und ein anderes, das bedeutet „meine Leute und deine" allen dritten Personen gegenüber. Andre Sprachen unterscheiden die Genera in der Verbalflexion: „sie liebt" hat eine andre Endung als „er liebt". Wir haben gesehen, dass einige ältere Sprachen unsers Stammes einen Dual haben, und es würde der Theorie nach ebenso gut angehen, freilich für den Gebrauch nicht so bequem sein, dass wir ein ganzes Decimalsystem von Numeri hätten, wie wir es bei den Zahlworten haben.

Die Nebenbeziehungen, die sich darbieten, um möglicherweise an Verbalformen mit ausgedrückt zu werden, und in der einen oder andern Sprache wirklich zum Ausdruck gelangen, sind geradezu zahllos; auch die reichhaltigste Conjugation, die jemals zusammengebracht wurde, berücksichtigt nur einen Theil davon, selbst wenn sie durch die Hülfsmittel analytischer Ausdrucksweise vervollständigt wird. Uns drängt sich die Zeit als eine besonders wichtige Beziehung auf und die Angabe einer Handlung scheint uns beinahe nothwendig

deren Mitbezeichnung zu fordern; und doch halten manche Sprachen es für weniger wichtig, diese in den Grundbau des Verbums aufzunehmen als andre Beziehungen, lassen sie vielmehr aus dem Zusammenhang erschliessen oder deuten sie durch äussere Mittel, Partikeln und Hülfsworte an, wie wir unsrerseits andre Beziehungen, die jene in den Bau des Verbums verweben, so behandeln. An jeder einzelnen Thätigkeitsäusserung, z. B. des Sprechens, hängt eine Zeitbestimmung, aber auch eine des Ortes, der Art und Weise, des Zwecks. Ebenso kann die Thätigkeit des Sprechens überhaupt mannichfaltig modificirt sein, als: wiederholt sprechen, gewohnt sein zu sprechen, schnell, heftig sprechen, gezwungen sein zu sprechen, oder veranlassen, aufhören zu sprechen, zu sprechen scheinen, zu sich selbst sprechen, und so ins unendliche; diese Beziehungen oder viele derselben werden auch wirklich von Stämmen, welche den Ausdruck der Zeitbeziehungen weniger genau und ausführlich behandeln als wir, am Verbum bezeichnet. Aber auch unsre Tempusbildung bewegt sich verglichen mit der unbegrenzten Möglichkeit der Zeitunterschiede im engsten Raum. Wir haben nicht einmal, wie einige andre Sprachen, einen Ausdruck für nähere und entlegnere Vergangenheit, nähere oder fernere Zukunft. Dass etwas sich vor langer Zeit ereignete, ist ebenso wol eine zeitliche Beziehung, als dass es überhaupt in vergangener Zeit geschah, aber nur das letztere drücken wir durch eine Flexionsform aus, das erstere durch Beziehungsworte, und nach unsrer Anschauung hat daher eine Sprache, der jene Flexionsform fehlt, zu wenig, und eine, die auch für das andre eine Flexionsform besitzt, zu viel. Die drei Gestalten jedes Tempus im Englischen — *I love*, *I do love*, *I am loving* — halten im Bewusstsein der Sprechenden, da sie dieselben beständig gebrauchen und immer in die Nothwendigkeit versetzt werden dazwischen zu wählen, gewisse Unterscheidungen lebendig, die im Deutschen oder Französischen fast unbezeichnet bleiben; dennoch

liegen sie auch dem Deutschen oder Franzosen in Gedanken, und wenn eine derselben eine hervorragende Wichtigkeit bekommt, so haben diese Sprachen Mittel sie auszudrücken. Es ist im Deutschen wie im Englischen richtig zu sagen: „ich hob das Buch auf, das dort lag“ *(I picked up the book, that lay there)*, also in beiden Sätzen dasselbe Tempus anzuwenden; beim Franzosen wäre es aber ein grober Fehler, wollte er für die einmalige Handlung des Aufhebens und den dauernden Zustand des Liegens dasselbe Tempus brauchen; der Unterschied ist in unsrer Vorstellung ebenso deutlich entwickelt als in seiner, aber unsre Sprache nöthigt uns nicht ihn zu beachten. Der Fall ist ganz derselbe bei unsern Modi, den Mitteln die gewollte Beziehung zwischen Subject und Prädicat genauer zu bezeichnen. Es gibt in unsrer geistigen Thätigkeit, in Empfindungen und Vorstellungen, so unendliche Abstufungen des Zweifels und Schwankens zwischen Möglichkeiten, der Furcht und Hoffnung, des Wünschens und Forderns, dass sowol die synthetischen Modi des Griechischen mit den dazu gesetzten Partikeln und Adverbien, als die deutschen Modusformen mit dem ganzen Vorrath unsrer analytischen Redeweise dafür nur ungenügende und grobe Ausdrucksmittel sind; und an einem Verbum im Algonkin werden eine Menge von Unterscheidungen ausgedrückt, die uns so fremdartig sind, dass wir sie kaum auffassen lernen, wenn sie uns erklärt werden.

Noch gibt es eine Art formaler Unterscheidung, die einen Augenblick unsre Aufmerksamkeit fordert, nämlich die Stellung. In einem englischen Satze wie: *you love your enemies, but your enemies hate you* ist die Scheidung von Subject und Object allein durch die Stellung bedingt und wird durch dies Mittel mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit gemacht. In einer Sprache, die so viele Flexionsformen eingebüsst hat wie die englische, kommt dies Verfahren sehr in Anschlag, und es gibt Sprachen, in denen es von noch

grösserer Bedeutung ist. Andrerseits geniessen Sprachen, die eine grössere Fülle von Flexionsformen haben, einer Freiheit der Wortstellung, die für den Engländer überraschend und fast verwirrend ist.

Die hauptsächlichsten Schlüsse, die sich uns aus dieser kurzen Auseinandersetzung ergeben sollen, um bei der Vergleichung des Baues verschiedener Sprachen verwendet zu werden, sind, wie uns scheint, hinreichend klar. Zunächst ist die Fülle formaler Beziehungen unendlich und kann durch die formalen Mittel auch der reichsten Sprache, ja aller Sprachen zusammen nicht erschöpft werden: wieviel auch ausgedrückt werden mag, es bleibt ungleich mehr derselben Art unausgedrückt, und muss von dem denkenden Geiste aus den wahrgenommenen, bekannten Verhältnissen des besondern Falles erschlossen werden, oder wird als unwesentlich für die gewöhnlichen Zwecke der Mittheilung übergangen; die sprachliche Mittheilung ist im besten Falle nur ein rohes und unvollständiges Mittel Geister und Herzen in Verkehr zu setzen. Es gibt keine Beziehungen, denen eine Sprache nothwendig Ausdruck geben müsste; man kann nur sagen, dass einige natürlicher dahin drängen als andre, dass ihre Ausdrückbarkeit für die Handhabung der Sprache werthvoller ist; welche es sind, können wir nur aus der allgemeinen Sprachforschung lernen, unsre eigene durch Bildung und Erziehung beeinflusste Vorliebe ist darin kein sichrer Führer. Zweitens gibt es keine scharfe Grenzlinie zwischen stofflichem und formalem in der Sprache; Stoff und Form sind eben relative Ausdrücke, Bezeichnungen für Grade, für die Endpunkte einer fortlaufenden Reihe, deren Glieder in einander übergehen. Wie wir im fünften Kapitel gesehen haben, ist ja die grossartigste innere Bewegung einer wachsenden und sich vervollkommnenden Sprache die von materielleren zu formaleren Gebrauchsweisen, wodurch Worte wie Wendungen eine weniger grobe und sinnliche Bedeutung erhalten; und dies kann bis zu dem

Grade gehen, dass sie zu Formworten oder in der Verbindung mit andern Elementen zu formbildenden Bestandtheilen, also in beiden Fällen zu Mitteln des Beziehungsausdrucks werden. Drittens, wie daraus hervorgeht, sind die Mittel des Formausdrucks von der äussersten Mannichfaltigkeit; man muss sie nicht in einem Gebiet der Sprache allein suchen, sondern überall; sie liegen so gut durch den ganzen Wortschatz zerstreut, wie enger vereinigt in dem Vorrath der eigentlich sogenannten grammatischen Formen. Es gibt keine menschliche Sprache, die des Formenausdrucks ganz baar wäre, und es lässt sich nicht vertheidigen, wenn man gewisse Sprachen und die allein „Formsprachen" nennt, falls der Ausdruck nicht heissen soll, dass diese in einem höhern oder ungewöhnlich hohen Grade eine Eigenschaft besitzen, die sie in der That mit allen übrigen theilen.

Bei der Beurtheilung andrer Sprachen müssen wir also versuchen, uns der vorgefassten Meinungen, zu denen wir durch unsre eignen Sprachgewohnheiten kommen, zu entschlagen und darauf gefasst sein zu finden, dass andre Völker eine von der unsrigen verschiedene Auswahl derjenigen nähern Bestimmungen und Beziehungen der Dinge und Begriffe treffen, denen sie einen deutlich ausgeprägten sprachlichen Ausdruck geben wollen, und dass sie auch unter den verschiedenen möglichen Arten dies zu bewerkstelligen in sehr abweichender Weise wählen. Es ist ein gewöhnlicher Irrthum ungebildeter und einseitig, wenn auch hochgebildeter Völker, sich als die allein redenden, alle andern als Stammler oder Plapperer, „Barbaren", anzusehen, als unverständige, weil ihnen unverständliche Sprecher. Wir laufen zwar keine Gefahr das zu thun, wol aber die besondern Eigenthümlichkeiten unsrer Sprache zu überschätzen und die andrer herabzusetzen. Nichts ist schwerer als darin völlig unparteiisch zu sein; den relativen Werth der eignen und einer andern Sprache zu schätzen erfordert eine Herrschaft über

alle in Betracht kommenden Einzelheiten, eine Uebung im Zergliedern und Vergleichen und eine Freiheit von nationalen wie individuellen Vorurtheilen, zu der sich nur ungewöhnlich Begabte und ungewöhnlich Gebildete erheben werden. Sogar bedeutende Gelehrte lassen sich hierin grosse Irrthümer zu Schulden kommen. Es gibt hervorragende Philologen, deren Muttersprache die englische ist und welche die englische analytische Ausdrucksweise als die einzig vernunftgemässe oder „logische" betrachten, dagegen auf die synthetische des Griechischen als Kennzeichen eines rohen und unentwickelten Zustandes der Geisteskräfte herabsehen. Ohne Zweifel ist unter verschiedenen Nationen die Zahl derer noch grösser, welche die Hülfsquellen des Englischen unterschätzen und widerwillig sind, einer Sprache hohen Rang beizulegen, die soviel von dem ererbten Bau verloren oder weggeworfen hat.

Im ganzen dient vielleicht als bester und zuverlässigster Prüfstein einer Sprache das, wozu die sie Sprechenden damit gelangt sind. Sprache ist nur das Werkzeug des Gedankenausdrucks. Wenn ein Volk mit eindringendem und scharfem Blick die Aussenwelt und die Welt des Geistes betrachtet, die Unterschiede und Aehnlichkeiten der Dinge mit Erfolg beobachtet, überall gut unterschieden, verbunden und geurtheilt hat, so geniesst seine Sprache, wie unvollkommen, im technischen Sinne des Wortes, ihr Bau anscheinend auch sein mag, des ganzen Vortheils, der aus solchem Gebrauche entspringt; sie ist das geeignete und genügende Werkzeug eines erleuchteten Geistes. Die grammatische Beschaffenheit keiner Sprache, nehme man das Griechische oder Englische, gibt eine Sicherheit dagegen, dass sie nicht zu lauter niedrigen Zwecken verwendet werden könnte.

Noch in einem andern Sinne ist die Sprache das, was ihre Vertreter daraus machen; ihr Bau, wie auch immer beschaffen, stellt die Gesammtbefähigung derselben zu dieser besondern Richtung der Thätigkeit

dar. Sie ist, nicht weniger wie jeder andre Theil seiner Cultur, das Werk des Volkes; jede Generation, jeder Einzelne hat daran mitgewirkt. Ob jedoch die sprachbildende Fähigkeit zu irgend einer andern in Verhältniss gesetzt werden kann, sodass wir sagen dürften, eine hochentwickelte Sprache könne nicht bei einem Volke erwartet werden, dessen Arbeit in dieser oder jener andern Richtung mangelhaft sei, ist ausserordentlich zweifelhaft; bisjetzt wenigstens ist zur Entscheidung dieses Punktes nichts, was Werth hätte, beigetragen worden. Das Chinesische ist, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ein schlagendes Beispiel davon, wie ein Volk bei einem sehr hohen Grade allgemeiner Befähigung doch äusserste Ungeschicklichkeit zu fruchtbarer Sprachentwicklung zeigen kann. Wir können dies passend mit den Unterschieden verschiedener Völker in der Anlage zur Plastik, Malerei oder Musik vergleichen, wonach man keineswegs ihre Befähigung auf andern Gebieten der geistigen Thätigkeit bemessen darf. Kein uncivilisirtes Volk wendet je bewusstermassen Zeit und Kraft an seine Sprache, diese kann nicht durchdacht und in bessere Gestalt umgearbeitet werden, sondern das muss nebenher kommen in Begleitung der Gedankenarbeit, als Erfolg des nicht reflectirenden Strebens nach Mittheilung. Das Volk, welches am meisten und die rechte Art regulirender Kraft besitzt, wird etwas bewunderungswürdiges hervorbringen, und umgekehrt.

Nur ist dabei auch zu bedenken, dass die Möglichkeit einer durchgreifenden Aenderung in der Geschichte der Sprache, einer neuen Wendung der Entwicklung, in verschiedenen Zeiträumen des Wachsthums nicht immer dieselbe ist. Nachdem der sprachliche Ausdruck bis zu einer bestimmten Stufe der Fertigkeit und Abgeschlossenheit fortgeschritten ist, wirken die erhaltenden Kräfte, die auf den einmal bestehenden Sprachgewohnheiten beruhen, zu stark um überwunden zu werden, und die Sprache folgt nun für immer der Bahn,

zuerst geformte Worte, zerlegbar in wurzelhafte und formbildende Bestandtheile, gebraucht wurden, ist ungefähr ebenso haltbar als die Meinung, dass die Menschen zuerst mit Hämmern, Sägen, Hobeln und Nägeln arbeiteten und zu ihren ersten Kämpfen Lanzen mit eiserner Spitze, Bogen und Katapulte hatten. In jeder einzelnen Wurzel lag anfänglich — wie es jetzt in jeder Interjection, d. h. jedem wirklich interjectionalen einsilbigen Ausruf, liegen kann — ein ganzes Urtheil oder eine Frage oder ein Befehl, zu welchen Ton und begleitende Geberde oder nur die Umstände, unter denen die Aeusserung stattfand, die nöthige Erläuterung gaben; gerade wie der Stock oder Stein damals und im Nothfalle noch jetzt eine Menge verschiedener Werkzeuge oder Waffen vertritt.

Wenn ferner jemand, um die Verschiedenartigkeit jüngerer Sprachen zu erklären, behauptet, die Ausdrucksweisen der ältesten Menschen müssten bei den verschiedenen Stämmen dem innern Wesen nach verschieden gewesen sein wie die Samen und Keime, die sich zu verschiedenen Thieren und Pflanzen entwickeln, verschieden sind, in dem Stoffe der einen Sprache müsse ein formbildender Trieb gelegen haben, in dem einer andern aber nicht, in den Bestandtheilen, die später zum Zwecke der Formenbildung verwendet wurden, wäre von Anfang an formenbildende Kraft verborgen gewesen und so fort — so sind das alles reine Mythen. Man könnte ebenso gut behaupten, dass in dem Stock oder Stein, wie er von einigen Stämmen gebraucht wird, der Keim eines wohlgegliederten Werkzeugs oder einer Maschine stecke, die sich daraus irgendwie in den Händen seiner Verwender entwickelte, und dass im Holz und Erz gewisser Gegenden maschinenerzeugende Kräfte lägen, die sich anderswo nicht darin vorfänden. Die Sprache wird zu dem, was die sie Sprechenden daraus machen; deren Fähigkeiten entsprechen ihre Leistungen; hat eine Sprache einen höhern Grad der Formentwicklung als eine andre, so liegt der Grund

selbstverständlich ist. Dieser Gegenstand gehört aber in eine tiefere und ausführlichere Erörterung sprachlicher Fragen als dies Werk zu geben beansprucht; auch ist derselbe noch nie mit rechtem Erfolg bearbeitet worden.

Schon nach Massgabe des Indogermanischen allein haben wir das Recht wenigstens vorläufig anzunehmen, dass auch irgendwelcher flexivischer Bau andrer Sprachen, deren etwaige formale und formenbildende Bestandtheile irgend einer Art, durch einigermassen gleichartige Vorgänge von einer ähnlichen Anfangsstufe rohen und groben Stoffes aus entstanden sind. Finden sich etwa einmal Sprachen, in denen das nachweislich nicht der Fall ist, so können wir die Annahme später ändern oder aufgeben; aber zu einem solchen Nachweis werden sehr entscheidende Zeugnisse und zwingende Gründe erfordert. Denn die Sprache gehört zu den Werkzeugen, und die Regel, dass aller Anfang einfach ist, findet hier ebenso natürlich und nothwendig ihre Stelle wie bei andern Werkzeugen. Einige scheinen zu denken, wenn man annehme, dass die Menschen zuerst in formlosen Wurzeln sprachen, zu denen wir jetzt „durch Abstraction" aus dem Material lebender Sprachen gelangen, so sei das nicht anders, als wollte man annehmen, sie hätten den Gebrauch körperlicher Werkzeuge mit den reinen Bewegungsmitteln — der schiefen Ebene, dem Rade, der Rolle — angefangen. Aber eine solche Zusammenstellung ist so irrthümlich, wie nur eine sein kann; mit den Bewegungsmitteln sind vielmehr die Ausdrucksweisen für attributive und prädicative Beziehungen, die Urtheils-, Frage-, Befehlsformen und anderes der Art zu vergleichen. Die Wurzel ist dem Stock oder Stein zu vergleichen, der ohne Zweifel des Menschen erstes Werkzeug war, als rohes Geräth oder primitive Waffe für eine Menge verschiedener Zwecke verwendet, für die wir jetzt eine entsprechende Menge künstlich zusammengesetzter und geformter Geräthe brauchen. Die Ansicht, dass in der Sprache

zuerst geformte Worte, zerlegbar in wurzelhafte und formbildende Bestandtheile, gebraucht wurden, ist ungefähr ebenso haltbar als die Meinung, dass die Menschen zuerst mit Hämmern, Sägen, Hobeln und Nägeln arbeiteten und zu ihren ersten Kämpfen Lanzen mit eiserner Spitze, Bogen und Katapulte hatten. In jeder einzelnen Wurzel lag anfänglich — wie es jetzt in jeder Interjection, d. h. jedem wirklich interjectionalen einsilbigen Ausruf, liegen kann — ein ganzes Urtheil oder eine Frage oder ein Befehl, zu welchen Ton und begleitende Geberde oder nur die Umstände, unter denen die Aeusserung stattfand, die nöthige Erläuterung gaben; gerade wie der Stock oder Stein damals und im Nothfalle noch jetzt eine Menge verschiedener Werkzeuge oder Waffen vertritt.

Wenn ferner jemand, um die Verschiedenartigkeit jüngerer Sprachen zu erklären, behauptet, die Ausdrucksweisen der ältesten Menschen müssten bei den verschiedenen Stämmen dem innern Wesen nach verschieden gewesen sein wie die Samen und Keime, die sich zu verschiedenen Thieren und Pflanzen entwickeln, verschieden sind, in dem Stoffe der einen Sprache müsse ein formbildender Trieb gelegen haben, in dem einer andern aber nicht, in den Bestandtheilen, die später zum Zwecke der Formenbildung verwendet wurden, wäre von Anfang an formenbildende Kraft verborgen gewesen und so fort — so sind das alles reine Mythen. Man könnte ebenso gut behaupten, dass in dem Stock oder Stein, wie er von einigen Stämmen gebraucht wird, der Keim eines wohlgegliederten Werkzeugs oder einer Maschine stecke, die sich daraus irgendwie in den Händen seiner Verwender entwickelte, und dass im Holz und Erz gewisser Gegenden maschinenerzeugende Kräfte lägen, die sich anderswo nicht darin vorfänden. Die Sprache wird zu dem, was die sie Sprechenden daraus machen; deren Fähigkeiten entsprechen ihre Leistungen; hat eine Sprache einen höhern Grad der Formentwicklung als eine andre, so liegt der Grund

in der verschiedenen Beschaffenheit der beiden Völker, in ihrer verschiedenen Anlage zu geistiger Ausbildung und Erstarkung, durchaus nicht in der Beschaffenheit der Anfänge, von denen beide in gleicher Weise ausgegangen sind, oder des Stoffes, der von je her beiden in gleicher Weise zu Gebote gestanden hat.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Andre Sprachstämme: deren geographische Lage, Alter und Bau.

Eintheilung nach Sprachstämmen. — Ural-altaischer, turanischer oder scythischer Stamm; zweifelhafte Glieder desselben. — Der Stamm der einsilbigen Sprachen: chinesische, hinterindische u. s. w., das Japanische. — Der malaiisch-polynesische Sprachstamm; andre Inselsprachen: Papuanisch, Australisch. — Dravidisch. — Die Sprachen des Kaukasus. — Der semitische Sprachstamm; Fragen in Bezug auf seine Verwandtschaften. — Das Hamitische: Aegyptisch u. s. w. — Südafrikanisch oder Bantu. — Mittelafrikanische Sprachen. — Baskisch. — Sprachen der amerikanischen Indianer.

Wir haben eine bestimmte Anzahl von Sprachen einen Sprachstamm, den indogermanischen, genannt. Der Ausdruck „Stamm" wurde in genauem Anschluss an den sonstigen Gebrauch des Wortes darauf angewendet; es fand sich bei zuverlässiger Prüfung, dass die betreffenden Sprachen entscheidende Zeugnisse der Abkunft von einem gemeinsamen Vorfahren aufzuweisen hatten. Wir mussten jedoch einräumen, dass die Grenzen auch dieses am besten bekannten Stammes nicht mit völliger Sicherheit und Entschiedenheit gezogen werden konnten; die eine oder andre Sprache, die man jetzt gar nicht oder nur zweifelnd als indogermanisch ansieht, könnte eines Tags den Anspruch erheben und

begründen, den übrigen angereiht zu werden. Wir haben auch gesehen, dass aus vollkommen verständlichen Ursachen keine Sprache der Welt sich im Zustande völliger, die ganze sie sprechende Volksgemeinschaft umfassender Einheit befindet; jede bildet eine Gruppe, sei es auch eine engbegrenzte, verwandter Dialekte. Da dies sich so verhält, ist es die erste Aufgabe des vergleichenden Sprachforschers, sämmtliche Sprachen nach wohlerkennbaren und anerkannten Zeichen der Verwandtschaft in Sprachstämme einzutheilen; nur so kann eine Prüfung ihrer Beschaffenheit und Geschichte vorgenommen werden, wie die Wissenschaft sie zur Erreichung der andern gesuchten Resultate verlangt. Eine solche Eintheilung ist in der That aufgestellt worden; natürlich ist sie zum Theil nur eine versuchsweise gemachte und vorläufige Anordnung; Berichtigungen sind dabei vorbehalten, die in Erweiterungen bestehen können, aber auch im Aufgeben dessen, was man jetzt mit ziemlicher Sicherheit annimmt; denn es kommt nicht selten vor, dass Linien, die bei halbem Licht klar und fest scheinen, bei voller Beleuchtung verschwinden. Der vorsichtige Sprachforscher geht in seinen Schlüssen nur so weit, als zuverlässige Zeugnisse ihn führen, und überlässt die Entscheidung des übrigen einer Zeit, wann die Kenntniss sich erweitert haben wird.

Thatsächlich steht es überdies so, dass die Sprachforscher bisher nur solche Sprachen zu Stämmen vereinigen konnten, die einen gleichen Bau haben, d. h. nur solche Sprachen, die wenigstens einen Theil der Entwicklung aus der ursprünglichen Wurzelstufe heraus gemeinsam durchmachten, haben bisjetzt verlässliche Beweise von Verwandtschaft dargeboten. Es ist zwar einleuchtend, dass niemand das Recht hat *a priori* zu erklären, es könnten nicht auch in verschiedenen Abtheilungen, die in ihrem Bau jede eine besondere Entwicklungsbahn verfolgt haben, aus der Wurzelstufe genügende Anzeichen gemeinsamer Abkunft übrig-

geblieben sein, und wirklich suchen Forscher unter den Wurzeln bestimmter Sprachstämme nach solchen Anzeichen, allein bisher sind keine sichern Resultate dabei erreicht worden. Wir werden im nächsten Kapitel Gelegenheit haben, die Schwierigkeiten anzudeuten, welche mit dieser Untersuchung verknüpft sind, und die Gründe darzulegen, warum sie wahrscheinlich keinen Erfolg, wenigstens in grossem Masstabe, haben wird.

Der Sprachstamm nun, den wir zuerst vornehmen, ist einer, dessen Hauptabtheilungen, unsern eignen Verwandten benachbart, ein grösseres oder geringeres Stück europäischen Bodens einnehmen. Solcher Abtheilungen gibt es drei; die erste, die finnisch-ungarische oder ugrische, ist vorwiegend europäisch; sie umfasst das Finnische mit dem nahe verwandten Esthnischen und Livischen und dem fernerstehenden Lappischen der skandinavischen Halbinsel; das Ungarische, eine im Süden ganz vereinzelt liegende Sprache, deren Eindringen in das heutige Gebiet aber erst in historischer Zeit durch Wanderung aus der Nähe des südlichen Urals her stattgefunden hat; die Dialekte, von denen sich das Ungarische getrennt hat, das Ostjakische und Wogulische auf der Höhe und jenseit des Urals; und die Sprachen andrer verwandter Stämme im östlichen Russland, das Syrjänische, Wotjakische, Mordwinische u. s. w. Finnen und Ungarn sind die einzigen civilisirten Völker dieser Abtheilung; Bruchstücke der ungarischen Sprache gibt es vom Ende des 12. Jahrhunderts an, die Literatur aber beginnt erst vier Jahrhunderte später und ist lange Zeit dürftig, da das Volk früher weit mehr das Latein als seine eigne Sprache zu literarischen Zwecken verwendete. Die ältesten finnischen Denkmäler sind aus dem 16. Jahrhundert; die Sprache besitzt ein mythologisch-episches Gedicht, das Kalevala, von grosser Originalität und interessantem Inhalt, in diesem Jahrhundert aus dem Munde von Volkssängern niedergeschrieben.

Die zweite Abtheilung, jener ganz nahe verwandt, bildet das Samojedische, die Sprache eines nördlichen Volkes, das sich von der europäischen Küste des nördlichen Eismeers bis über den Jenisei nach Osten erstreckt und diesen Fluss hinauf bis an den Altai, vermuthlich der Ausgangspunkt seiner Wanderungen; es hat keine Cultur noch Bedeutung irgend einer Art.

Die dritte, türkische oder tatarische (fälschlich tartarisch genannte) Abtheilung berührt und überschreitet die Grenzen Europas nur im Süden und äussersten Osten. Dazu gehörende Völker waren lange Zeit hindurch die unermüdlichen Feinde der Iranier an deren nordöstlicher Grenze und erzwangen sich endlich den Weg durch Persien nach dessen Muhammedanisirung, drangen weiter westwärts, eroberten im 15. Jahrhundert Konstantinopel und wurden nur durch die vereinigten und lange fortgesetzten Anstrengungen Mitteleuropas am weitern Vorrücken verhindert. Gegenwärtig erstreckt sich diese Abtheilung von der europäischen Türkei aus, wo übrigens die Masse der Bevölkerung eine andre, indogermanische ist, über einen grossen Theil von Vorder- und Mittelasien, ja in einem Zweige, dem Jakutischen, bis an die Mündung der fernen Lena. Die Jakuten, Baschkiren und Kirgisen, die Uiguren, Usbeken und Turkmanen, und die Osmanlis (Osmanen) der europäischen und asiatischen Türkei sind einige der hauptsächlichsten Unterabtheilungen. Die Uiguren bekamen Schriftzeichen und Cultur von Nestorianischen Missionaren und waren die ersten, die eine dürftige ins 8. bis 10. Jahrhundert zurückreichende Literatur hervorbrachten; die südöstlichen Stämme haben Denkmäler („dschagataische") vom 14. bis 16. Jahrhundert; die reiche und mannichfaltige aber wenig selbständige Literatur der Osmanlis beginnt mit der Zeit ihrer europäischen Eroberungen; sie ist voll persischer und arabischer Stoffe.

Die Stammesverwandtschaft dieser drei Abtheilungen ist nicht fraglich, aber in Bezug auf den Gesammt-

namen, der ihnen beizulegen sei, ist der Gebrauch verschieden. „Turanisch“ ist vielleicht der verbreitetste, hat aber schwere Bedenken gegen sich und ist, bis etwa der Gebrauch sich entschieden zu seinen Gunsten ausspricht, in wissenschaftlicher Darstellung kaum anwendbar. Andre von verschiedenen Schriftstellern gebrauchte Namen sind „Scythisch“, „Tatarisch“, „Uralaltaisch“, der letztere hat seine Vorzüge, ist nur etwas umständlich und spricht eine bestimmtere Kenntniss der Wanderungen dieses Sprachstammes aus, als wir in Wirklichkeit besitzen; wenn wir ihn trotzdem anwenden, so geschieht es nur, weil er in Deutschland der gewöhnlichere ist.

Ural-altaische Sprache gibt das Muster dessen, was man „agglutinirenden“ (zusammenfügenden, buchstäblich: zusammenleimenden) Bau genannt hat zum Unterschiede von dem „flectirenden“ des Indogermanischen. Gemeint ist damit, dass die verschiedenartigen Bestandtheile der ural-altaischen Worte und Formen loser aneinanderhangen, grössere Selbständigkeit bewahren als die der indogermanischen; es kommt dort weit weniger zu inniger Verschmelzung der Theile und der dadurch bedingten Verhüllung und Vernichtung ihres einstigen Sonderlebens. Auch alle unsre Bildungen waren, wie oben gezeigt, anfänglich Erzeugnisse der Agglutinirung, und Worte wie z. B. „ge-sell-schaft-lich“ behalten diesen Anstrich; wären alle unsre Worte wie dies, so würde zwischen den beiden Sprachstämmen in Betreff dieses Grundsatzes kein Unterschied herrschen. Denn auch die formenbildenden Bestandtheile des Ural-altaischen sind nur zum geringsten Theil auf die selbständigen Worte zurückführbar, aus denen sie erwachsen sind; wie die indogermanischen Endungen sind sie blosse Zeichen der Beziehung und Bedeutungsmodification. Die ural-altaischen Bildungen gehen nur nicht so weit Wurzel und Endung zu verschmelzen, oder gar eine äussere durch innere Beugung zu ersetzen. Der Regel nach bleibt die Wurzel durch die ganze Masse

der Ableitungen und Flexionsformen unverändert, und jede Endung hat unwandelbare Form und Bedeutung; daher kommt auf der einen Seite eine sehr regelmässige, auf der andern eine sehr verwickelte Art der Formenbildung. So z. B. macht im Türkischen *lar* (oder *ler*) den Plural aller Worte; dieselben Casusendungen, welche für sich allein die Casus des Singulars bezeichnen, werden darangefügt, und ferner können noch pronominale Bestandtheile, die den Besitz anzeigen, zwischen die beiden Arten von Endungen eingesetzt werden: also *ev* „Haus", *ev-den* „von einem Hause", *ev-üm-den* „von meinem Hause", *ev-ler-üm-den* „von meinen Häusern". Die Casusbeziehungen, die durch solche Endungen oder angefügte Partikeln ausgedrückt werden, sind zahlreich, in einigen Dialekten kommen sie bis auf zwanzig.

Das Verbum führt dieselbe Eigenthümlichkeit noch deutlicher vor Augen, es kann eine ganze Anzahl von Bestandtheilen, einzeln und in verschiedener Weise verbunden, zwischen Wurzel und letzter Endung eingeschoben werden, um der Bedeutung besondere Wendungen zu geben, das Erleiden, die Rückbezüglichkeit, Gegenseitigkeit, das Verursachen, die Verneinung und Unmöglichkeit der Handlung auszudrücken; sodass z. B. von der einfachen Wurzel *sev* die sehr weitläufige Ableitung gemacht werden *sev-isch-dir-il-e-me-mek* „nicht genöthigt werden können einander zu lieben", die dann durch die verschiedenen Formen des einfachen Verbums hindurch abgewandelt werden kann; dadurch steigen die möglichen Abwandlungsformen aus einer Wurzel auf eine Zahl, die mit denen eines indogermanischen Verbums verglichen ungeheuer ist.

Die Scheidung von Verbum und Nomen ist aber in diesen Sprachen viel weniger ursprünglich, durchgehend und scharf als bei uns. Die als Verbum verwendeten Formen sind vielmehr anzusehen als prädicativ gebrauchte Nomina, die mit subject- oder besitzanzeigenden pronominalen Bestandtheilen versehen sind. Die

Art solcher Verbalformen veranschaulicht z. B. türkisches *dogur-um* „schlagend ich", d. i. „ich schlage", und *dogd-um* „Schlagen mein (mein Schlagen)", d. h. „ich habe geschlagen", die dritte Person ist ohne Endung: *dogdi* „er hat geschlagen", *dogdi-ler* „sie haben geschlagen", eigentlich „Schlagen, Schlag" und „Schläge". Damit ist nicht gesagt, dass diese Sprachen kein Verbum haben, da zur Herstellung von Verben nichts weiter erforderlich ist, als dass gewisse Formen ausgeschieden und vom Sprachgebrauch ausschliesslich zum Ausdruck prädicativer Beziehung bestimmt werden; man kann aber wol sagen, dass jene fruchtbarste aller formalen Unterscheidungen hier mit einem entschieden geringern Grade von Klarheit vollzogen ist und die Sprachen zuweilen dem gänzlichen Mangel daran nahe sind. Tempora und Modi der oben angeführten Art und noch andre mit Hülfsworten gebildete haben diese Sprachen in Fülle, dazu eine bedeutende Fähigkeit, abgeleitete Worte mannichfacher Art zu bilden, sodass alle formalen Mittel, welcher die Sprache bedarf, um durch rechten Gebrauch derselben ein genügendes Werkzeug des Denkens zu werden, vorhanden sind; die ausgebildetsten unter diesen Sprachen kommen auch der „Flexion" so nahe, dass man kaum noch das Recht hat, sie ihnen abzusprechen.

Das ural-altaische Adjectiv ist aller Flexion baar, wie das englische, und wie im Persischen werden weder beim Nomen noch beim Pronomen die Genera unterschieden. Relative Pronomina oder Partikeln und Conjunctionen sind fast unbekannt; abhängige Sätze werden meistens durch Casusformen der Verbalnomina vertreten, wie es Sprachen, wo das Verbum ein weniger ausgeprägter Redetheil ist, natürlich ist. Diese Art der Satzbildung erscheint uns sehr verwickelt und schwierig, da sie auch die Anordnung der Satzglieder, an die wir gewöhnt sind, verkehrt.

In der lautlichen Beschaffenheit dieser Sprachen ist der hervorragendste Zug die sogenannte Vocalharmonie.

Es gibt nämlich zwei Arten von Vocalen, leichte und schwere, oder palatale (*e, i, ü, ö*) und nichtpalatale (*a, o, u*), und das allgemeine Gesetz ist, dass die Vocale aller Endungen derselben Art angehören müssen wie der Wurzelvocal; dadurch wird die Abhängigkeit und Unterordnung der Endungen in Bezug auf die Wurzel in einer Weise bezeichnet, die ursprünglich ohne Zweifel, wie der deutsche Umlaut, auf einem rein lautlichen Vorgange beruht, dann aber auch den Zwecken formaler Unterscheidung dienstbar geworden ist. Jede Endung hat also zwei Formen, eine leichte und eine schwere, daher *al-mak* aber *sev-mek*, *ev-ler* aber *aghalar* u. s. w. In einigen Dialekten ist diese Art der Assimilation in wunderbar feinem Grade ausgebildet.

Diese Sprachen bieten einer vergleichenden Grammatik ein Arbeitsfeld und Ziele von hohem Interesse und grösster Wichtigkeit, bisjetzt aber ist die Arbeit noch nicht in umfassender Weise aufgenommen; die Sprachwissenschaft ist aber weit genug fortgeschritten, um ihre Ausführung zu erwarten, und hoffentlich wird sie nicht mehr lange verschoben werden. Ein Hinderniss dabei, der Mangel wirklich alter Denkmäler, deren Zeit annähernd der indogermanischen Ueberlieferung entspräche, wird möglicherweise beseitigt werden, wenn Behauptungen aus neuster Zeit sich als wohlbegründet erweisen. In den Keilinschriften Mesopotamiens und Persiens nämlich findet sich eine Gruppe von Dialekten, deren Beschaffenheit und Stammesverwandtschaft bestritten und noch zweifelhaft ist (der hauptsächlichste wird gewöhnlich „akkadisch" genannt), eine Partei der Gelehrten aber, die sich damit beschäftigen, hat seit einiger Zeit beharrlich erklärt, sie seien ugrisch, alte Glieder der finnisch-ungarischen Abtheilung; eine akkadische Grammatik ist kürzlich in diesem Sinne geschrieben worden (von Lenormant). Dies ist ein Punkt von grosser Wichtigkeit, wir sind aber noch nicht berechtigt, ihn für sicher entschieden zu halten, da es zweifelhaft ist, ob dabei die Kenntniss

so genau und umfassend und die Methode so sicher war, dass ein zuverlässiges Ergebniss herauskommen konnte. Die Bedeutung des Gegenstandes wird noch dadurch sehr erhöht, dass diese Sprache und ihr Volk nachweislich die ursprünglichen Eigenthümer der Keilschrift sind, die dann sowol semitische wie indogermanische Völker entlehnt und verwendet haben; daraus würde also folgen, dass in diesem als Mittel- und Ausgangspunkt einer reichen Cultur so bedeutsamen Theile der Welt deren Grundlage ural-altaisch war. Die Möglichkeit davon können wir nicht leugnen; freilich stimmt es zu gleicher Zeit so wenig zu dem, was wir sonst von der Wirksamkeit dieser Völker wissen, dass wir ein Recht haben, vorläufig mit einigem Unglauben daran zu gehen und vollen Beweis zu fordern, ehe wir Glauben schenken.

Neben den oben betrachteten Abtheilungen werden meistens noch zwei andre, die mongolische und die tungusische, zu diesem Sprachstamm gerechnet, aber eingestandenermassen ist der Beweis ihrer Zugehörigkeit weniger sicher, und wir sind berechtigt, ihnen gegenüber eine zweifelnde Stellung einzunehmen. Die Dialekte dieser beiden Abtheilungen stehen auf einer viel niedrigern Entwicklungsstufe, nähern sich sogar der Armuth der einsilbigen (monosyllabischen) Sprachen; sie haben nichts, was man als Verbum bezeichnen könnte, nicht einmal bei den prädicativ gebrauchten Worten die Unterscheidung von Zahl und Person. Das kann freilich die Folge eines zurückgebliebenen Wachsthums sein, aber eine andre Frage ist, ob man beweisen kann, dass es wirklich dies ist, und darauf muss eine befugtere und befriedigendere Antwort erwartet werden, als bisjetzt gegeben ist. Ein schwerwiegender Grund gegen die Annahme der Stammeseinheit mit dem Ural-altaischen ist die abweichende („mongolische") Körperbildung dieser Völker, die sie mehr mit den äussersten Ostasiaten als mit den Europäern verbindet. Es ist daher keine ungebührliche Zweifelsucht, wenn wir den ural-altaischen

Sprachstamm auf die drei oben behandelten Abtheilungen beschränken. Gerade in dieser Richtung hat man so viele unwissenschaftliche, oberflächliche, von der grössten Unkenntniss zeugende Eintheilungsversuche erlebt, dass eine, wenn auch etwas übertriebene, Vorsicht nur eine heilsame Wirkung haben kann.

Das Gebiet des Mongolischen nimmt in dem unwirthlichen Hochlande Innerasiens einen weiten Raum ein, und infolge der grossen Bewegung, die im 12. und 13. Jahrhundert das Volk zu Eroberern und Verwüstern eines grossen Theils der alten Welt machte, wurden Bruchstücke desselben weit nach Westen hin verstreut, deren eines sogar ein ziemlich grosses Gebiet zu beiden Seiten der Wolgamündung einnimmt. Die Mongolen reichen im Osten längs eines grossen Theils der Nordgrenze Chinas, hinter ihnen folgen die tungusischen Stämme, die sich noch weiter nach Osten und Norden bis fast an die Küsten verbreiten. Der einzig bemerkenswerthe dieser Stämme sind die Mandschu, deren Grossthat, die Eroberung Chinas, das sie seit zwei Jahrhunderten beherrschen, ihnen Anspruch auf einen Namen in der Geschichte gibt. Sowol Mongolen wie Mandschu haben eine Schrift; das gebräuchlichste Alphabet ist durch Vermittlung der uigurischen Türken von den Syrern entlehnt; die Literaturen sind ganz jung und bestehen aus Nachbildungen chinesischer Originale.

Waren wir beim Mongolischen und Mandschu schon nahe an dem Mangel alles flexivischen Baues, so erreichen wir diesen Zustand in der That beim Chinesischen. Die chinesische Sprache besteht aus ungefähr fünfhundert, wie wir es ansehen würden, Worten, alle einsilbig. Aber in dieser Sprache wird die Betonung zu Hülfe genommen, um die gewöhnlichen begrifflichen Unterscheidungen auszudrücken, und die Zahl der Worte wird so durch die bedeutsamen Unterschiede der Betonungsweise auf über funfzehnhundert vermehrt. Diese Worte sind nun nicht, wie etwa die englischen

einsilbigen, verwitterte Ueberbleibsel aus einem frühern flexivischen Zustand der Sprache; es ist kein triftiger Grund vorhanden zu bezweifeln, dass sie die wirklichen unentwickelten Wurzeln der Sprache sind, den indogermanischen gleichzustellen, abgesehen von der Einwirkung, die ein durch Jahrtausende fortgesetzter Gebrauch zu den Zwecken der gegenseitigen Mittheilung und der Gedankenarbeit bei einem gebildeten Volke auf sie gehabt hat. Sie haben eine Menge Bedeutungen aller Art und aller Abstufungen nach der formalen Seite hin in sich aufnehmen müssen, sind zu stehenden Redewendungen verbunden, deren an sich selbständige Theile durch einen Hauptton des Ganzen eine gewisse Einheit bekommen, wie bei uns „ich‿werde‿géhen", „A'nstands‿halber" u. s. w., und viele von ihnen sind Hülfsworte geworden, Beziehungszeichen, Anzeiger bestimmter Gebrauchsweisen, die denen unsrer Redetheile entsprechen; dennoch sind die chinesischen Worte niemals in wirkliche Redetheile geschieden noch zu Flexionsklassen vereinigt. Hätten sie jemals eine solche Stufe durchgemacht, so würde die gegenwärtige Sprache deutlich die Folgen davon zeigen, die Anzahl und Mannichfaltigkeit der Worte würde grösser sein, sie würden in Verwandtschaftsgruppen zerfallen, und ihre Anwendungen schärfer bestimmt und unterschieden sein. Das chinesische Wort ist gleichmässig geschickt als der eine oder andre Redetheil gebraucht zu werden, und das offenbar, weil deren verschiedene Bestimmungen ungeschieden darin liegen.

Die chinesische Sprache zeigt daher in der einen wesentlichen Beziehung den niedrigsten Grad der Entwicklung und die grösste Armuth an Hülfsmitteln des Ausdrucks. Zugleich ist sie aber eins der merkwürdigsten Beispiele, die es gibt, wie ein schwaches Werkzeug zum Mittel für grossartige Verrichtungen erhoben werden kann; in einer Weise, die der Sprachforscher nicht sorgfältig genug beachten kann, bewahrheitet sie den Satz, dass die Sprache nur ein Werkzeug ist, der

Geist aber die Kraft, die es handhabt, dass der Geist, der bei jeglicher Anwendung von Sprache vielmehr verstanden haben will, als wirklich ausgedrückt wird, im Stande ist höchst werthvolle Arbeit mit den dürftigsten Mitteln des Ausdrucks, den leisesten Andeutungen zu verrichten, dass er aus Verbindung und Stellung die erforderlichen Bedeutungsnuancen und Beziehungen schafft und entnimmt. Es besteht nur ein Unterschied des Grades zwischen der Ausdrucksdürftigkeit des Chinesischen und der Ueberladenheit mit Beziehungsausdrücken, die nach unsrer Empfindung einige der agglutinirenden Sprachen, z. B. die der amerikanischen Indianer, kennzeichnet; und bei richtiger Betrachtung der Sprache ist das eine so erklärlich wie das andre. Wenige Striche, mit einem Stückchen Holzkohle von einem geschickten Künstler auf ein Brett hingeworfen, können bedeutungsvoller sein, zu Einbildungskraft und Gefühl eindringlicher reden, als ein Gemälde, das von ungeübterer Hand mit allen Mitteln der modernen Kunst ausgeführt ist.

Die Anfänge der reichen und vielseitigen Literatur Chinas gehen bis fast 2000 Jahre v. Chr. zurück, ein Alter, das nur in zwei oder drei andern Ländern der Welt überschritten wird. Obwol eine Sprache von so kahlem Bau in verhältnissmässig geringem Grade tiefgreifenden Veränderungen unterworfen ist, so ist doch das gegenwärtige Chinesisch dem des Alterthums sehr unähnlich, in welcher Ausdehnung und in welcher Weise, bildet jetzt einen Gegenstand gelehrter Forschung. Noch augenfälliger lässt sich die Veränderung messen an den dialektischen Verschiedenheiten der lebenden Sprache; diese sind so bedeutend, dass längs der südlichen Küste beinahe alle zwanzig Meilen eine neue, den Bewohnern andrer Gegenden fast oder ganz unverständliche Sprechweise auftritt. Der Schriftdialekt ist durch das ganze Reich einer und derselbe in der geschriebenen, doch etwas auseinandergehend in der gesprochenen Form. Nach der Meinung einiger ist

hie und da in den Dialekten die Grenzlinie zwischen gänzlicher Flexionslosigkeit und rohster Agglutinirung schon überschritten.

Die verschiedenen Sprachen Hinterindiens — als Anamesisch, Cochin-chinesisch, Siamesisch und Birmanisch, nebst denen zahlreicher andrer wilderer und unbedeutenderer Stämme und Völker — weichen sowol vom Chinesischen als von einander im Stoffe genügend ab, um für gänzlich unverwandt zu gelten. Indess gleichen sie sich alle in einem Hauptpunkte, dass sie flexionslos sind, und man kann nicht umhin, dies als ein gewichtiges Zeichen anzusehen, dass sie am letzten Ende unter einander verwandt sind. Wir können freilich keinen Grund angeben, warum sich ein Volk mehr als ein anderes zur Sprachentwicklung unfähig erweisen sollte, und wenn wir in verschiedenen Theilen der Welt einsilbige Sprachen treffen, so sind wir nicht berechtigt, daraus auf einen Zusammenhang zu schliessen; aber dass die Sprachen einer Ecke Asiens gerade eine so ungewöhnliche Eigenthümlichkeit mit einander gemein haben, kann wol kaum etwas anderes sein als die Folge eines gemeinsamen Entwicklungsganges, der zur Beharrung bei der Einsilbigkeit führte. Vorläufig verbinden wir jedenfalls die chinesische und alle andern genannten Sprachen zu dem südöstlich-asiatischen oder einsilbigen Sprachstamm. Die hinterindischen Dialekte sind dem Chinesischen gerade in der Weise und dem Grade untergeordnet, wie es bei Sprachen zu erwarten ist, die von tieferstehenden Völkern und unter unentwickelten Culturverhältnissen gesprochen werden. Sie haben Ueberfluss an dergleichen Mitteln des Beziehungsausdrucks wie Hülfsworten und näher bestimmenden Partikeln.

Die Frage, wie weit die Grenzen des so bestimmten Sprachstammes reichen, kann nur durch weitere Untersuchungen entschieden werden. Wenn man den Südrand des innerasiatischen Hochlandes von Hinterindien aus nach Westen entlang geht, so hat man einen Landstrich

mit einer grossen Menge gewöhnlich Himalaja-Sprachen genannter Dialekte, die, weit entfernt gleichartig zu sein, alle dem Baue nach sehr niedrig stehen, aber jedenfalls nicht genügend bekannt sind, um als ein von dem eben behandelten verschiedener Sprachstamm hingestellt zu werden. Zu ihnen gehört das Tibetische; es hat ein Alphabet indischen Ursprungs und eine buddhistische Literatur vom 7. Jahundert an abwärts.

Unter allen diesen Völkern ist die Stellung der Chinesen eine auffallende und vereinzelte, da sie das einzige sind, welches eine völlig selbständige und hochentwickelte Cultur mit einer entsprechenden Literatur besitzt. Die Stellung der Akkadier — falls diese sich wirklich als ural-altaisch erweisen — unter den übrigen ural-altaischen Völkern lässt sich einigermassen damit vergleichen. China ist für alle seine Nachbarn ein ebenso grossartiger Mittelpunkt der Cultur gewesen wie Mesopotamien, doch mit einem auffallenden Unterschied: China hat mit einer Hartnäckigkeit, die zu den wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte gehört, seine eigne staatliche, religiöse und sprachliche Verfassung vom ersten Anbruch der geschichtlichen Zeit an unverändert bewahrt.

Das Volk, welches von der chinesischen Unterweisung am meisten Vortheil gezogen, allein die Fähigkeit gezeigt hat, mit Anpassung an sein besonderes Wesen die chinesische Cultur in sich aufzunehmen und fortzuführen, ist das japanische. Seine Körperbildung trägt das ausgesprochene Gepräge des Mongolischen, wie wir es gewöhnlich nennen. Man hat versucht, seine Sprache mit dem Mongolischen und Mandschu zusammenzubringen, indess hat das zu keinem anerkannten Ergebniss geführt, und das Japanische steht noch allein. Es ist keineswegs eine einsilbige, sondern vielmehr eine agglutinirende Sprache von äusserst einfachem Bau; es besteht kaum ein fester Unterschied zwischen Nomen und Verbum und keine entschiedene Flexion; Casus- und Numerusverhältnisse wie Personen-

unterscheidungen werden durch analytische Mittel, besondere Partikeln oder Hülfsworte bezeichnet, der Numerus zum Theil durch Wiederholung. Auch Modificationen des Begriffes der Verbalwurzel, vergleichbar den oben aus dem Türkischen angeführten, werden durch verschiedenartige Zusammensetzungen ausgedrückt. Verbindungen einzelner Wortwurzeln oft mit beträchtlicher Zusammenziehung oder Verstümmelung sind sehr gewöhnlich, aber sie führen nicht wie bei uns zur Erzeugung von formenbildenden Bestandtheilen und Formen ausser in roher Weise und beschränktem Masse. Relativa und unterordnende Conjunctionen fehlen. Die Sprache ist belastet mit überfeinen Unterscheidungen der Personen nach Rang und Würdigkeit sowol der redenden als der angeredeten als derer, von denen die Rede ist, sodass die einfachen Pronomina fast gar nicht gebraucht werden. Chinesische Worte sind in die gelehrtere Ausdruckweise, namentlich der Bücher, massenweise aufgenommen. Dem lautlichen Bau nach ist die Sprache sehr einfach und wohlklingend. Die ältesten Literaturdenkmäler stammen aus dem 7. und 8. Jahrhundert.

Ueber die Küsten, Halbinseln und Inseln der nordöstlichen Ecke Asiens ist eine Menge verschiedener Völker und Sprachen verbreitet, die zu wenig bekannt und zu unbedeutend sind, um bei diesem raschen Ueberblick unsre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Auf den Inseln aber, die von der südöstlichen Spitze des Festlandes ausgehen und fast über alle Inselgruppen und einzelnen Inselchen hin, mit denen der Grosse Ocean besäet ist, liegen die Glieder eines sehr ausgedehnten und wohlentwickelten Sprachstammes zerstreut, des malaiisch-polynesischen; seine geographische Verbreitung geht nördlich bis Formosa, östlich bis zur Osterinsel, südlich bis Neuseeland und westlich bis Madagascar, also fast bis an die Küste Afrikas. Von welchem Mittelpunkt die Wanderungen der Stämme und ihrer Dialekte ausgehen, ist nicht auszumachen. Die

Glieder dieses Sprachstammes sind ausschliesslich Inselbewohner, denn der Sitz, den ein Theil der Malaien auf dem Festland in Malakka hat, ist erst in verhältnissmässig später Zeit, seit dem 12. Jahrhundert von ihnen eingenommen. Die eigentlichen Malaien haben den muhammedanischen Glauben angenommen, und daher ist die arabische Schrift bei ihnen in Gebrauch gekommen, ihre Literatur, die bis ins 14. Jahrhundert hinaufreicht, ist ziemlich reichhaltig. Einige der andern, weniger hervorragenden Stämme, wie die Battak, Mankasaren, Bugi und die Tagalen auf den Philippinen, haben Alphabete, die, wie man annimmt, im letzten Grunde aus Indien stammen, aber nichts, was man eigentlich eine Literatur nennen könnte. Auf Java indess und den naheliegenden kleinern Inseln, namentlich Bali, ist indische Cultur und Schrift sehr früh, schon im 1. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, verbreitet, und dabei eine bedeutende, auf sanskritischen Quellen beruhende Literatur vorhanden. Unter sonstigen Gliedern des Sprachstammes fangen schriftliche Denkmäler erst mit den Arbeiten christlicher Missionare in der neuesten Zeit an.

Dieser Sprachstamm zerfällt (nach Friedrich Müller) in drei Abtheilungen: 1) die malaiische, auf den grossen Inseln in der Nähe des asiatischen Festlandes und auf den Inselgruppen der Philippinen und Ladronen; 2) die polynesische, auf einigen der kleinern Gruppen, und auf Neuseeland und Madagaskar; 3) die melanesische, auf den Fidschi-Inseln und einigen andern Gruppen ostwärts der nordöstlichen Küste Australiens. Die verschiedenen polynesischen Dialekte sind sicher und zwar eng verwandt, die melanesischen zeigen den äussersten Grad dialektischer Spaltung, dazu andre Eigenthümlichkeiten, die nebst der dunklern Hautfarbe und andern körperlichen Abweichungen der Melanesier wahrscheinlich dadurch zu erklären sind, dass die Bevölkerung ursprünglich vorwiegend eine papuanische war und nur polynesische Sprache angenommen hat.

Die malaiischen Dialekte sind in der Entwicklung am weitesten gekommen, da sie sich einer rohen Art von Flexion nähern. Denn im allgemeinen sind die Sprachen dieses Stammes aller zusammengesetzten Bildungen, seien es Ableitungen oder Flexionsformen, so baar wie das Chinesische; die grammatischen Beziehungen werden durch Pronomina und Partikeln ausgedrückt, die nur in der malaiischen Abtheilung das Aussehen von Bildungssilben bekommen, aber auch mehr in der Weise von Ableitungs- als von Flexionssilben; Genera, Casus, Numeri, Modi, Tempora, Formen für die verschiedenen Personen fehlen, irgend eine Unterscheidung von Nomen und Verbum findet nicht statt, und das Verbum wird vertreten durch ein prädicativ aber ohne Copula gebrauchtes Substantiv oder Adjectiv. Die Wurzeln, wenn wir sie so nennen dürfen, die letzten bei der Zergliederung übrig bleibenden Bestandtheile, sind vorwiegend zweisilbig, und ihre vollständige oder unvollständige Wiederholung ist ein viel und zu mancherlei Zwecken gebrauchtes Mittel des Beziehungsausdrucks. Nur die Pronomina haben unterschiedene Formen für die Numeri, und die erste Person hat den doppelten Plural, mit Einschluss oder Ausschluss des Angeredeten, von dem oben (Seite 231) die Rede war. Die näher bestimmenden Partikeln werden öfter vorgesetzt als angehängt.

Die malaiisch-polynesischen Sprachen sind ihrer lautlichen Beschaffenheit nach die einfachsten der Welt; kaum irgend eine von ihnen hat mehr als zehn Consonanten, manche nur sieben, sie lassen im Anlaut der Silbe nicht mehr als einen Consonanten zu, und keine Silbe darf consonantisch schliessen.

Nicht die gesammte Bevölkerung der Inseln des Grossen Oceans gehört zu diesem Sprachstamm. Der Haupttheil der grossen Inseln Borneo und Neuguinea, dazu die unzugänglichern Theile der Philippinen und andrer Inseln sind von einer schwarzen, wollhaarigen Rasse, den Papuas oder Negritos bewohnt, die den

Negern ähnlich aber nicht mit ihnen verwandt sind; mit den Malaien und Polynesiern, durch deren Einfälle sie ausgerottet oder aus Theilen ihres alten Gebietes verdrängt sind, haben sie keinen Zusammenhang; ihre Sprachen sind fast gänzlich unbekannt.

Australien (Neuholland) ferner und das benachbarte Tasmanien (Vandiemensland) waren bei ihrer Entdeckung von einer dritten Inselrasse bewohnt, mit schwarzer Gesichtsfarbe aber schlichthaarig und auf einer der untersten oder der alleruntersten Stufe geistiger Begabung, die man kennt. Ihre sehr von einander abweichenden Dialekte sind vielsilbig und agglutinirend, von sehr einfacher lautlicher Beschaffenheit und vom Polynesischen namentlich dadurch unterschieden, dass sie die angewendeten Partikeln ausschliesslich am Ende anfügen, nicht dem Anfang vorsetzen.

Als wir die indische Abtheilung des indogermanischen Sprachstammes betrachteten, sahen wir, dass die Angehörigen derselben ihren Weg durch die Pässe des Nordwestens genommen hatten und eine ursprüngliche Bevölkerung vertrieben oder unterwarfen. Diese alteinheimische Rasse besitzt noch den Haupttheil der grossen südlichen Halbinsel (des Dekhan) jenseit der Bergkette und der wilden Hochebene, die das Dekhan vom eigentlichen Hindustan trennen. Die sogenannten „Draviden“ (Dravida-Rasse) zählen dreissig bis vierzig Millionen; ihre Hauptsprachen sind Tamil (Tamulisch), Telugu, Kanaresisch und Malajâlam oder Malabarisch; es gibt noch verschiedene andre von geringerer Bedeutung, und auch das Brahuî in Belutschistan ausserhalb Indiens gehört, wie angenommen wird, zu dieser Gruppe. Die dravidischen Sprachen haben einige eigenthümliche Laute, sind in hohem Grade vielsilbig, dem Bau nach agglutinirend, doch nur vor der Wurzel anfügend, und sehr sanft und wohlklingend in der Aussprache. Die Agglutination ist bei ihnen wie im Finnischen und Ungarischen sehr fein entwickelt, und ein Amerikaner, ein hochgebildeter und als Prediger und

Schriftsteller ungewöhnlich begabter Mann, der im südlichen Indien geboren die dortige Sprache neben seiner englischen von Kind an gesprochen hatte wie ein Eingeborener, hat dem Verfasser versichert, dass er das Tamil für vorzüglicher zum Denken und Sprechen halte als irgend eine ihm bekannte europäische Sprache.

Abgesehen davon, dass diese Sprachen keine Spur der Vocalharmonie zeigen, sind sie in ihrem Bau von den ural-altaischen nicht so verschieden, als dass sie nicht mit ihnen einen Sprachstamm bilden könnten, vorausgesetzt, dass hinreichende stoffliche Entsprechungen zwischen beiden Gruppen gefunden werden. Einige sind auch so weit gegangen sie für verwandt zu erklären, doch kann man die Gründe dafür nicht als genügend anerkennen. Die vergleichende Grammatik der ural-altaischen Sprachen ist noch nicht so abgeschlossen, dass es möglich wäre, die Grenzen des Sprachstammes sei es im Osten oder Süden mit Sicherheit zu ziehen.

Von den weniger bekannten Sprachen Asiens wollen wir nur noch jene verwickelte und räthselhafte Sprachgruppe anführen, die unter dem Namen der kaukasischen geht. Wie der Name sagt, ist ihr Gebiet das Land zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, das Bergland des Kaukasus und seiner Ausläufer. Die Hauptdialekte südlich von der Kammhöhe des Gebirgs sind Georgisch, Swanisch (Swanetisch), Mingrelisch und Lazisch, alle offenbar mit einander verwandt; der erstgenannte hat eine zugleich mit der Religion aus Armenien überkommene Schrift und eine ziemlich alte Literatur. Die Hauptgruppen im Norden sind die tscherkessische, misdscheghische und lesghische, die erste an der Küste des Schwarzen, der letzte an der des Kaspischen Meeres. Die Anzahl der Unterdialekte, namentlich des Lesghischen, ist sehr gross. Zwischen der nördlichen und südlichen Abtheilung besteht keine, wenigstens keine nachgewiesene Verwandtschaft, auch nicht zwischen den einzelnen Gliedern der nördlichen; wie viele von einander unabhängige Gruppen es geben

mag, steht dahin, ebenso, ob etwa gleichartiger Bau ein Band bildet, um sie zu einem Sprachstamme zu vereinigen, oder ob sie die gewissermassen an den Bergen gestrandeten Ueberreste ursprünglich gesonderter Sprachstämme sind, deren übrige Theile im Laufe weiterer Wanderungen verschollen sind, während jene Reste durch das Gebirge und die grossen Meere zu beiden Seiten geschützt wurden.

Unter den Sprachen Asiens nehmen wir zuletzt die semitischen, so genannt, weil in den Geschlechtstafeln der Genesis die sie sprechenden Völker meist als Nachkommen Sems aufgeführt werden. Sie bewohnen die grosse aber unfruchtbare und dünnbevölkerte arabische Halbinsel nebst deren nördlichen Grenzländern, Mesopotamien, Syrien und Palästina, und einem Landstrich Abyssiniens der südwestlichen Ecke Arabiens gegenüber. Die verschiedenen Dialekte des Arabischen mit seiner afrikanischen Abzweigung bilden eine Abtheilung des Sprachstammes; die Dialekte Kanaans, deren wichtigste das Hebräische und Phönizische sind, und das Syrische oder Aramäische eine zweite; das Babylonische und Assyrische eine dritte. Dies war die älteste Ausdehnung; das Phönizische wurde nach den Colonien des Volkes verbreitet, und hätte vielleicht als Carthagisch die Sprache einer Cultur der Mittelmeerländer werden können, wenn nicht der lange Kampf um die Vorherrschaft mit der gänzlichen Ueberwältigung und Zerstörung Carthagos durch die Römer geendet hätte. Das Hebräische, schon vier Jahrhunderte vor Christo auch in seiner eignen Heimat als Volkssprache durch das Syrische (Chaldäische, Aramäische) verdrängt, hat seitdem unter den überall zerstreuten Juden das künstlich gefristete Leben einer Gelehrtensprache geführt. Das Arabische, als die heilige Sprache eines erobernden Volkes und Glaubens, ist seit dem 7. Jahrhundert über weite Länder verbreitet worden, was sich mit der Ausbreitung des Latein in der Form der romanischen Sprachen vergleichen lässt; es wird jetzt am ganzen Nordrande

Afrikas gesprochen, hat die übrigen Abtheilungen des Semitischen verdrängt und mit seinen Worten das Persische, Türkische und Hindustani stark angefüllt, weniger das Malaiische und Spanische. Doch hat es sich zu keiner solchen Gruppe abgeleiteter getrennter Sprachen entwickelt wie das Latein.

Die althebräische Literatur ist uns vor allen andern bekannt, da sie ja einen Theil unsrer Bibel bildet; ihre frühesten Stücke gehen bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurück. Das Phönizische hat keine Literatur hinterlassen, und sein Hauptdenkmal ist die Inschrift auf dem Sarkophag eines Königs von Sidon (wahrscheinlich 500 v. Chr.); eine ganz kürzlich entdeckte moabitische Steinplatte (vom Jahre 900 v. Chr.) gibt uns eine Probe eines andern alten kanaanitischen Dialekts, der mit dem Hebräischen fast zusammenfällt. Das Aramäische hat eine reiche griechisch-christliche Literatur vom 2. Jahrhundert an, ausserdem gehört ein Theil der talmudischen Schriften hierher. Vom Assyrischen haben wir Bruchstücke einer Literatur auf den Inschriftplatten Ninives und Babylons erhalten, deren Alter noch über die frühesten hebräischen Denkmäler hinausreicht. Die arabischen beginnen vorzüglich mit dem ersten Auftreten des Islam; seitdem ist die Literatur eine der reichsten der Welt geworden. Im südwestlichen Arabien herrschte eine Gruppe stark abweichender Dialekte, gewöhnlich himjarisch genannt, jetzt nur erhalten auf den eifersüchtig bewachten Trümmern einer ältern Cultur. Mit dem Himjarischen ist der abyssinische Zweig sehr nahe verwandt; er hat in zwei hauptsächlichen Schriftdialekten, einem frühern, dem Geez oder Aethiopischen, und einem spätern, dem Amharischen, eine beträchtliche Literatur, die im 4. Jahrhundert anfängt.

Der semitische Völker- und Sprachstamm ist nächst dem indogermanischen bei weitem der hervorragendste in der Geschichte. Seit dem Anbruch der geschichtlichen Zeit haben nur die Semiten unserm Sprachstamm

die Führerschaft des Menschengeschlechts ernstlich bestritten, und von den drei grossen erobernden Religionen sind zwei, Christenthum und Muhammedanismus, semitischen Ursprungs, obwol das erstere seine Weltherrschaft erst infolge davon erlangte, dass es in die Hände von Indogermanen, Griechen und Römern, überging. Wenn wir unsre Betrachtung des Semitischen bis hierher aufgeschoben haben, so ist das vorzüglich mit Rücksicht auf seine Ausnahmestellung und seine ganz einzige Beschaffenheit geschehen. Semitische Sprache steht vereinzelter in der Welt als irgend eine andre, sogar als das Chinesische mit seiner nackten Einsilbigkeit und die amerikanischen Sprachen mit ihrer unbegrenzten Zusammensetzungsfähigkeit. Denn bei allen andern Sprachen ist es nicht schwer, sobald die Wurzeln und die Art ihrer Verbindung gegeben sind, ihren Bau theoretisch als Ergebniss eines gleichen Entwicklungsganges zu erklären. Dergleichen ist aber bisjetzt für das Semitische nicht durchführbar; es hat zwei Eigenthümlichkeiten, die ihm ganz allein gehören: die Dreilautigkeit der Wurzeln und deren Abwandlung durch innere Veränderung, durch Vocalwechsel.

Was wir eine semitische Wurzel nennen, enthält nämlich, ausgenommen bei den Pronomina und einer ganz unbedeutenden Anzahl andrer Fälle, drei Consonanten, nicht mehr und nicht weniger, so z. B. bezeichnet *q-t-l* den Begriff des Tödtens, *k-t-b* den des Schreibens. Damit ist natürlich nicht gemeint, dass solche Verbindungen die historischen Keime einer Gruppe abgeleiteter Formen sind, wie die indogermanischen Wurzeln, aber wie wir zu diesen dadurch gelangen, dass wir die in mannichfacher Weise angewachsenen formativen Bestandtheile der Worte ablösen, so kommen wir zu einer semitischen Wurzel der angeführten Art durch Beseitigung der Mittel, die an ihr formbildend sind. Diese semitische Wurzel hat nun keinen festen, zu ihrem Lautbestande als Wurzel nothwendig gehörenden

Vocal, sondern die Hinzufügung irgend welcher Vocale macht schon Form. So ist im Arabischen (der besterhaltenen und im Bau durchsichtigsten dieser Sprachen) *qatala* eine dritte Person singularis verbi „er hat getödtet", und dient gewissermassen als Grundlage einer Reihe von Formen für die verschiedenen Personen, durch pronominale Endungen gebildet wie bei uns: so *qataltu* „ich habe getödtet", *qatalat* „sie hat getödtet", *qataltumâ* „ihr beide habt getödtet", *qatalnâ* „wir haben getödtet". Eine Aenderung der Vocale zu *qutila* macht daraus ein Passivum „er wurde getödtet", und daraus wird wieder durch denselben Vorgang *qutiltu, qutilat, qutiltumâ, qutilnâ* u. s. w. Ein andrer Wandel, zu *aqtala*, bedeutet „er liess tödten, veranlasste zu tödten", dessen Passiv ist *uqtila* und so fort. Ferner ist *(u)qtul* Imperativ, „tödte", und etwas dem ähnliches bildet die Grundlage einer andern Personenreihe, theils mit Präfixen (vorgesetzten Bildungssilben), theils mit Suffixen (nachgesetzten Bildungssilben) versehen: so *yaqtulu* „er tödtet", *taqtulu* „sie tödtet", *yaqtulûna* „sie (Männer) tödten", *naqtulu* „wir tödten" u. s. w. Die Form *qâtil* weiter ist Participium präsentis „tödtend" und *qatl* Infinitiv „tödten, das Tödten", *iqtâl* „tödten lassend, veranlassend zu tödten" als Substantiv, *muqtil* dasselbe als Adjectiv, und *qitl* „Feind", *qutl* „tödtlich" sind Beispiele eines abgeleiteten Nomens und Adjectivs. Diese Formen erinnern sofort an unser „binde — band — Bund" u. s. w., die wir schon öfter herangezogen haben; aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den beiden Fällen; die Erscheinungen sind im Semitischen unendlich viel mannichfaltiger und verwickelter, bilden die eigentliche Seele, den innersten Kern der Abwandlung desselben und lassen sich in keinem einzigen Falle auf einen ursprünglichern Zustand zurückführen, aus dem sie erwachsen wären, um später durch „unorganische" Vorgänge weitere Ausdehnung zu erfahren, wie das bei dem Ablaut der germanischen Sprachen der Fall ist. Wenn wir uns

dächten, in der Geschichte der letztern habe sich während einer besonders schöpferischen Periode die allgemeine Neigung plötzlich solchen Bildungen wie „binde — band — Bund“ u. s. w. zugewandt, und alle übrigen Theile der Sprache mit übermässiger Ausdehnung dieses Verfahrens danach gemodelt, wobei der dem „binde — Band — Bund“ u. s. w. vorausliegende Zustand der Dinge aufgegeben und vergessen wäre, so würden wir etwas der gegenwärtigen Beschaffenheit des Semitischen ähnliches haben.

Die sonstigen Eigenschaften der Sprache sind mit der eben besprochenen verglichen von geringerer Bedeutung, und nach Art und Grad nicht verschieden von solchen, wie sie vielfach auch in andern Sprachen gefunden werden. Der Bau des Verbums weicht von dem des unsern sehr ab. Die Zeitverhältnisse sind nur in unvollkommener oder unbestimmter Weise darin aufgenommen; die beiden einzigen Tempora bedeuten, wie angenommen wird, ursprünglich vollendete und unvollendete Handlung, und jedes der beiden dient verschiedenen Zeitbestimmungen. Im Assyrischen ist das Tempus der vollendeten Handlung fast ganz ausser Gebrauch gekommen. An Formen, die unsern Modi zu vergleichen wären, herrscht ebenfalls grosse Armuth, dagegen, wie wir dasselbe bereits in mehr als einem der andern Sprachstämme gefunden haben, die Neigung, aus einer Wurzel zahlreiche Conjugationen abzuleiten, die das Verursachen, die Rückbezüglichkeit, die Verstärkung, den Versuch u. s. w. der in der Wurzel ausgedrückten Handlung bezeichnen. Im Arabischen, wo diese Abwandlungen am reichlichsten vertreten sind, gibt es funfzehn solche Conjugationen und etwa zwölf davon, jede mit ihrem Passiv, sind in ziemlich häufigem Gebrauch. Das Tempus der unvollendeten Handlung *(yaqtulu* und so fort) ist dem Anschein nach jünger als das andre und vom Nomen nur um einen Grad entfernt, da seine Numerusendungen im ganzen mit denen der gewöhnlichen Nominal-

flexion zusammenfallen und es die Personen durch Präfixe bezeichnet, während das andre (*qatala* und so fort) Person und Zahl zusammen durch angefügte Endungen, augenscheinlich pronominalen Ursprungs, ausdrückt. Beide Tempora unterscheiden das männliche vom weiblichen Subject ausgenommen in der ersten Person. Wir finden hier, seit wir den indogermanischen Sprachstamm verliessen, zum ersten Mal wieder die Genusunterscheidung (hier nur zwischen männlich und weiblich). Die Nomina haben dieselben drei Zahlen wie das Verbum, aber von Casusunterscheidung ist fast nichts vorhanden. Abgeleitete Nomina werden sowol mittels innern Wandels wie äusserer Zusätze, bestehend in vor- und nachgesetzten Bildungssilben, hergestellt, aber nur unmittelbar aus der Wurzel: jene fortgesetzten, Endung an Endung fügenden Ableitungen, an denen das Indogermanische reich ist (vgl. „hab[en] — Haf-t, haf-t-bar, Haf-t-bar-keit"), sind ganz unbekannt. Auch Zusammensetzungen kommen nur ausnahmsweise vor; verbindende Partikeln endlich als Mittel der Verschlingung und Unterordnung von Sätzen, der Periodenbildung, fehlen fast ganz; der semitische Stil ist kahl und einfach, die Sätze stehen unvermittelt neben einander. Eine andre hervorstechende Eigenthümlichkeit ist die Beharrlichkeit der Grund- oder Wurzelbedeutung in abgeleiteten Worten wie in bildlichen Ausdrücken. Bildliche oder anderweitige Uebertragung, durch die eine neue Bezeichnung gewonnen wird, entschwindet nicht, wie im Indogermanischen, binnen kurzem dem Gedächtniss, sondern bleibt im Bewusstsein und lässt die alte Bedeutung noch durchschimmern. Anschaulichkeit also, malerische Lebendigkeit sind hervorragende Züge des Semitischen.

Die Abweichungen der Dialekte von einander sind innerhalb des semitischen Sprachstammes weit geringer als beim indogermanischen; die grossen Abtheilungen sogar stehen einander so nahe, dass sie kaum so zu bezeichnen sind. Das rührt nicht nothwendigerweise

daher, dass ihre Trennung später stattgefunden hat als die der Abtheilungen unsers Sprachstammes, denn das Semitische hat sich viel starrer und unwandelbarer gezeigt als das Indogermanische oder, wie uns scheint, irgend eine andre Sprachgattung. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt ohne Zweifel zum Theil in dem Wesen der semitischen Völker, kann aber zum Theil auch deutlich in der Beschaffenheit der Sprache erkannt werden; der feste Rahmen dreier Consonanten, die in den gesammten Ableitungen jeder Wurzel erscheinen, der bedeutsame und darum sorgfältiger aufrecht erhaltene Vocalwechsel, die Unfähigkeit zu Neubildungen auf dem Wege der Zusammensetzung — alles das hielt von weiterer Bewegung zurück. Die Entwicklung, falls man überhaupt eine solche annehmen soll, hatte in einer semitischen Urzeit zu einer so eigenartigen, scharf ausgeprägten Gestalt der Sprache geführt, dass sie seitdem verhältnissmässig von Umformungen freigeblieben ist.

Es gibt zwei Betrachtungsweisen der Besonderheiten des semitischen Sprachbaus. Die eine, bei weitem einfachere und bequemere, nennt dieselben uranfänglich und unerklärlich, eine unveräusserliche Mitgift des semitischen Geistes, die man hinnehmen müsse, wie sie sich darbietet, ohne weiter zu fragen. Damit ist aber im Grunde ausgesprochen, dass sie ausserhalb des Bereiches der Wissenschaft fallen, und das Recht des Sprachforschers, überall in sprachlichen Dingen nach dem Warum zu fragen, hier verleugnet. Die andre Weise ist, diese Frage zu stellen und zu verfolgen, ohne sich durch die anerkannten Schwierigkeiten der Sache entmuthigen zu lassen. Wenn bei allen andern Sprachen geschichtliche Entwicklung zu der vorliegenden Gestalt geführt hat, so auch ohne Zweifel beim Semitischen; wenn alle übrigen mit aussprechbaren Wurzeln, bestehend aus einer Verbindung von Vocal und Consonanten, angefangen haben, und die weitere Entwicklung in der äusserlichen Anfügung solcher Bestandtheile an einander

besteht, so ist es schwer zu glauben, dass das Semitische nicht ebenso verfahren sein sollte. Das heisst, wahrscheinlich liegt hinter den dreiconsonantigen Wurzeln und der innern Abwandlung des Semitischen ein Zustand, der mehr dem entspricht, was wir sonst als die Grundlage aller Sprachentwicklung kennen; es muss also ein Uebergang von einem Zustand in den andern stattgefunden haben, einerlei ob wir dazu kommen werden, dessen Geschichte aufzuspüren und uns ein Bild des Urzustandes zu machen oder nicht. Die meisten Sprachforscher ziehen, wie es zu erwarten steht, die letztere Betrachtungsweise vor, und es ist wiederholt der Versuch gemacht worden die Wurzeln auf eine ursprünglichere Form zurückzuführen, aber noch kein sicheres, wohlbegründetes Ergebniss herausgekommen. Die wahrscheinlichste bisher aufgestellte Vermuthung über die Sache ist wol die, dass die Allgemeinheit der drei Wurzelconsonanten auf der „unorganischen" Ausdehnung einer Analogie beruhe, die auf irgend eine Weise übermächtig geworden war, und dass eine Stufe zweisilbiger oder dreisilbiger abgeleiteter Nomina zwischen den Urwurzeln und der vorliegenden Wurzelform anzusetzen sei. Aber eine wahrscheinliche Vermuthung aufstellen und beweisen, dass sie die allein richtige Erklärung gibt, sind zwei verschiedene Dinge; und bis der Beweis geführt ist, was vielleicht nie zu ermöglichen, wird es ohne Zweifel immer Leute geben, welche die Dreilautigkeit und die innere Abwandlung des Semitischen als uranfänglich, einer Erklärung nicht zugänglich aber auch nicht benöthigt ansehen.

Das muss jedoch zugegeben werden, dass von der Aufhellung der Geschichte semitischer Wurzelbildung die Erkennung eines etwaigen historischen Zusammenhangs des Semitischen mit irgend einem andern Sprachstamm untrennbar abhängig ist. Solange die semitische Flexion bleiben muss, was sie ist, kann sie nicht mit der irgend einer andern Sprache zusammen-

gestellt werden; so lange für die semitischen Wurzeln die Gestalt festgehalten werden muss, die sie besitzen, haben alle Aehnlichkeiten, die etwa zwischen ihnen und denen andrer Sprachen bemerkt werden, keinen wirklichen Werth. Seit dem Beginn der Sprachforschung ist es ein Lieblingsgegenstand Gelehrter gewesen, die Keime semitischer und indogermanischer Sprache in Verbindung zu bringen und den Nachweis zu versuchen, dass die beiden Sprachstämme und ihre Völker Abzweigungen aus einer im letzten Grunde gemeinsamen Wurzel seien. Viele Umstände legen diese Versuchung nahe: die beiden Völkerstämme waren seit den Anfängen ihrer Cultur und Geschichte nahe Nachbarn und Mitarbeiter; sie sind die beiden grossen erobernden und civilisirenden Abtheilungen der weissen Rasse, haben sich durch die Jahrhunderte hindurch gegenseitig beeinflusst und ihre Culturmittel ausgetauscht; wie natürlich also, sie unter einander enger zu verbinden als mit der übrigen Menschheit. Diese Betrachtungen gehen zurück bis auf die Darstellung Sem's und Japhet's als Söhne *eines* Vaters. Aber hier sind wieder wahrscheinliche Vermuthung und wissenschaftlicher Beweis zweierlei. Wären die Fälle anscheinender Uebereinstimmung, die bedeutende Gelehrte zwischen dem Semitischen und Indogermanischen aufgetrieben haben, zwischen dem Indogermanischen und dem Zulu oder Papuanischen nachgewiesen, so würde niemand ihnen irgend eine Bedeutung zuschreiben; und in der That sind sie als wissenschaftliche Beweismittel an ihrem Orte nicht mehr werth. Es kann nicht stark genug betont werden, dass es verfrüht ist, über die Verwandtschaft des Semitischen mit irgend welcher andern Sprache eine Meinung auszusprechen, ehe die Besonderheiten desselben wenigstens annähernd erklärt sind.

Derselbe Satz gilt gegen die landläufige Behauptung, dass das Semitische nach entgegengesetzter Richtung verwandt sei mit den Sprachen, die als „hamitischer" Sprachstamm zusammengefasst werden. In diesem nimmt

das Aegyptische dieselbe gebietende Stellung ein wie das Chinesische unter den einsilbigen Sprachen Südostasiens. Aegypten ist die Heimat der bei weitem ältesten Cultur, von der wir Ueberlieferungen haben. Die Frage nach dem Alter seiner frühsten Denkmäler ist freilich nicht über allen Zweifel hinaus gelöst, aber die gegenwärtige Richtung der wissenschaftlichen Forschung neigt doch entschieden dahin, auch die weitgehendsten Aufstellungen in dieser Beziehung als wohl begründet anzuerkennen und die Regierungszeit des ersten historischen Königs fast 4000 Jahre v. Chr. zu setzen; und sogar zu der Zeit muss das Volk schon mächtig gewesen sein und eine hochentwickelte Cultur besessen haben. Die Kenntniss des Aegyptischen, die beinahe zweitausend Jahre lang verloren war, ist in unserm Jahrhundert wiedergewonnen worden, und gerade jetzt vermehren sich die Entdeckungen merkwürdigen neuen Stoffes im Lande selbst und die Fortschritte der Aegyptologie in Europa, sodass viele der historischen und chronologischen Fragen, über die jetzt noch gestritten wird, für die nächste Generation völlig entschieden sein werden.

Den Schlüssel zur Entzifferung des Altägyptischen lieferte dessen Abkömmling, das bis in die neuere Zeit lebende Koptische. Koptische Sprachquellen haben wir nur aus christlicher Zeit, sie sind in einem aus dem griechischen abgeleiteten Alphabet geschrieben und reichen in die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zurück. Als Volkssprache wurde das Koptische vor drei bis vier Jahrhunderten durch das Arabische verdrängt. In den Literaturdenkmälern lassen sich mehrere wenig von einander abweichende Dialekte unterscheiden.

Die ägyptische Sprache, alte wie neue, hatte den allereinfachsten Bau. Sie kannte kaum einen Unterschied zwischen Wurzel und Wort, die (nicht immer einsilbigen) Grundbestandtheile wurden unmittelbar zu Satzverbindungen zusammengestellt ohne formale Mittel

zur Unterscheidung eines Redetheils vom andern. Auch in der Flexion ist ein solcher Unterschied nicht deutlich ausgeprägt: *ran-i* z. B. heisst wörtlich „Nennenmein (mein Nennen)“ und kann entweder „mein Name“ oder „ich nenne“ bedeuten. Die Bezeichnung der Personen am Verbum geschieht durch angefügte, lose daran hangende Pronomina, die der dritten Person kann aber weggelassen werden, wenn ein Nomen als Subject dabei steht. Modi und Tempora werden innerhalb enger Grenzen unterschieden und durch vorgesetzte Hülfsworte ausgedrückt. Das Nomen hat keine Declination: Casusverhältnisse werden durch verbindende Worte bezeichnet, der nominale Gebrauch eines Wortes in der Regel durch einen vorgesetzten „Artikel“ angedeutet. Bei diesem Artikel werden, wie überhaupt bei den pronominalen Worten, Masculinum und Femininum unterschieden, eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Sprache, durch die sie in dieser Beziehung in eine Klasse mit dem Semitischen und Indogermanischen gerückt wird. Aber Tragweite und Bedeutung dieser Einzelheit pflegen sehr übertrieben zu werden, ihrer allgemeinen Beschaffenheit nach kann die Sprache keinen Vergleich mit den beiden genannten Sprachstämmen aushalten, sie ist wenig reicher oder entwickelter als die niedrigsten Sprachen der ostasiatischen Völker.

Aus dieser Beschreibung muss klar hervorgehen, wie gewagt es ist, eine Verwandtschaft zwischen Semitisch und Aegyptisch zu behaupten. Es gibt freilich gewisse merkwürdige Aehnlichkeiten zwischen den Pronomina der beiden Sprachstämme, allein es ist nicht zu billigen, wenn man sich darauf als auf einen genügenden Beweis des Zusammenhanges verlässt. In vielen Sprachen sind die Zeichen der Verwandtschaft, die sich in Fülle durch den gesammten Stoff hindurchziehen, an den Pronomina besonders deutlich sichtbar, aber von einem durch Pronomina allein oder hauptsächlich erwiesenen Zusammenhang gibt es kein Beispiel.

Und es ist die Frage, ob es möglich ist, dass pronominale Worte eine beinahe unveränderte Gleichheit bewahren, während die übrigen Theile der Sprache eine so gewaltige Umwälzung durchmachten, wie sie allein im Stande wäre einen Zustand der Flexionsarmuth, der Unwandelbarkeit der Wurzel und der Ungebundenheit in der Wurzelform ähnlich dem des Aegyptischen zu der reichen Fülle streng geregelter Formen und der innern Abwandlung des Semitischen zu erheben. Die vorläufige Antwort muss verneinend ausfallen. Wir brauchen die Möglichkeit nicht zu leugnen, dass doch einmal eine Verwandtschaft zwischen Semitisch und Hamitisch nachweisbar sein könne, wie wir diese Möglichkeit auch zwischen Semitisch und Indogermanisch nicht geleugnet haben; hier haben wir nur zu beachten, dass bisjetzt kein genügender Beweis dafür erbracht ist und wahrscheinlicherweise auch nicht geliefert wird, ehe das Räthsel des semitischen Sprachbaus gelöst ist.

Kenner afrikanischer Sprachen nehmen an, dass von diesen eine beträchtliche Anzahl Zeichen einer Urverwandtschaft mit dem Aegyptischen trägt und mit diesem zusammen den hamitischen Sprachstamm bildet; so das Libysche oder Berberische und eine ansehnliche Gruppe im Süden Aegyptens, bekannt als die äthiopische, deren hervorragendstes Glied die Gallasprache ist.

Beinahe die ganze schmälere Südhälfte Afrikas ist besetzt von den Abtheilungen eines einzigen Sprachstammes von sehr bestimmt ausgeprägter Beschaffenheit, den man am besten den südafrikanischen nennt (auch der Name Bantu ist dafür verbreitet). Er hat weder Cultur noch Literatur, ausgenommen was davon in neuster Zeit mit Hülfe christlicher Missionare zu Stande gekommen ist. Diese Sprachen sind besonders eigenthümlich durch den ausgedehnten Gebrauch von Präfixen, ein Wort ohne formbildendes Präfix ist hier beinahe so unerhört wie in der synthetischen Periode des Indogermanischen eins ohne formbildendes Suffix.

Zur Unterscheidung von allerlei Klassen der Nomina und zur Bezeichnung der Numeri in diesen Klassen dienen verschiedengestaltige Präfixe, z. B. heisst im Zulu *um-fana* „Knabe", *aba-fana* „Knaben"; *in-komo* „Kuh", *izin-komo* „Kühe"; *ili-zwe* „Land", *ama-zwe* „Länder" u. s. w. Ist ein solches Wort das Subject eines Satzes, so nehmen alle andern darauf bezüglichen Satzglieder, wie Adjectiva, Possessivpronomina, Verba, dasselbe Präfix oder Theile desselben an, z. B. *aba-fana b-ami aba-kulu*, *ba tanda* „Knaben meine grossen, sie lieben", aber *izin-komo z-ami izin-kulu*, *zi tanda* „Kühe meine grossen, sie lieben". Dies ist wie eine Art Umkehrung des lateinischen und griechischen, überhaupt des indogermanischen Gebrauchs, Satztheile durch gleiche Endungen des Numerus, Genus u. s. w. auf einander zu beziehen, eine alliterierende statt einer reimenden Zusammenstellung. Tempora und Modi des Verbums werden zum Theil durch Suffixe gebildet, so auch Conjugationsklassen unterschieden, die ural-altaischen und semitischen vergleichbar sind, z. B. von *bona* „sehen" kommen *bonisa* „zeigen", *bonana* „einander sehen", *bonisana* „einander zeigen" u. s. w. Casusbeziehungen werden durch Vorsetzung von Präpositionen ausgedrückt. Die südafrikanischen Sprachen sind also mit formalen Mitteln zum Ausdruck mannichfaltiger Beziehungen reichlich versehen. Diejenigen von ihnen, die in der Nachbarschaft der hottentotischen Dialekte gesprochen werden, besitzen eigenthümliche Laute, gewöhnlich „Schnalzlaute" (englisch *clicks*) genannt; sie entstehen durch plötzliches Abschnellen der Zunge vom harten Gaumen, wobei die Luft eingeathmet, nicht wie sonst bei der Lautbildung ausgestossen wird.

Die Schnalzlaute sind ein hervorstechender Zug des Hottentotischen, und es hat den Anschein, dass sie aus diesem in die südafrikanischen Sprachen gekommen sind, vielleicht infolge einer Völkervermischung. Zwischen den beiden Sprachgruppen besteht keinerlei Verwandt-

schaft, und wahrscheinlich auch nicht zwischen dem Hottentotischen und der Sprache der Buschmänner. Die wissenschaftliche Erforschung der letztern wird gerade jetzt (durch Bleek) in Angriff genommen; das erstere wird namentlich wegen seiner theilweise stattfindenden Genusunterscheidung von einigen als ein Zweig des hamitischen Sprachstammes angesehen, der weit in den Süden verschlagen und in seinem Bau stark herabgekommen sei; von andern wird aber dieser Zusammenhang zuversichtlich geleugnet.

Zwischen den Gebieten des südafrikanischen und des hamitischen Sprachstammes zieht sich in breitem Streifen eine wirre Menge verschiedenartiger Sprachen quer durch Afrika hin da, wo der Welttheil seine grösste Ausdehnung von Osten nach Westen hat; über die Eintheilung derselben herrscht auch unter den jüngsten Bearbeitern grosse Meinungsverschiedenheit; für uns sind sie von zu geringer Bedeutung, als dass wir uns dabei aufhalten sollten. Das bezeichnete Gebiet ist das des eigentlichen Negers, doch gibt es darin auch Stämme von hellerer Hautfarbe; die Mannichfaltigkeit der Körperbildung ist überhaupt in Afrika unter den Stämmen, die wir in Ermangelung genauerer Kenntniss in eine Rasse zusammenwerfen, sehr gross.

Ehe wir die alte Welt verlassen, müssen wir noch einmal nach Europa zurückkehren, um einige Worte über eine Sprache hinzuzufügen, die in unsrer Betrachtung bisher keinen Platz gefunden hat — das Baskische, das jetzt in vier Haupt- und einer Anzahl von Unterdialekten in einem kleinen Berglande um den Winkel des biskaischen Golfs zu beiden Seiten der Grenze, doch vorzüglich auf spanischer Seite gesprochen wird. Man hält es für ein Ueberbleibsel des Altiberischen, für die Sprache der ältern Bevölkerung, die vor dem Einbruch der indogermanischen Kelten die Halbinsel inne hatte. Ortsnamen zeigen, dass diese auch wenigstens den südlichen Theil Frankreichs bewohnt hat. Das Baskische ist also vielleicht der letzte

überlebende Rest und Vertreter der Sprache einer alteinheimischen westeuropäischen Bevölkerung, die von den einwandernden indogermanischen Stämmen verdrängt wurde. Es steht völlig allein, da man bisjetzt nirgends einen Verwandten aufgefunden hat; sein Bau ist ausgezeichnet durch eine man möchte sagen übertriebene Agglutination, da es in das Verbum eine Fülle von Beziehungen hineinnimmt, die fast überall sonst durch selbständige Worte ausgedrückt werden.

Das Baskische bildet einen passenden Uebergang zu dem besondern sprachlichen Gebiet der neuen Welt, da keine andre Sprache der alten so sehr den amerikanischen im Baue gleicht. Damit soll nicht gesagt sein, dass die letztern alle übereinstimmende Gestalt haben; freilich pflegen sie von Sprachforschern als ein einziger grosser Sprachstamm zusammengefasst zu werden, aber zum nicht geringen Theil hat diese Aufstellung nur ungenügende Kenntniss zur Grundlage und sollte nur als eine vorläufige gelten, die nöthigenfalls, sobald bessere Erkenntniss gewonnen ist, geändert werden muss. Was die stoffliche Seite der Sprache betrifft, so ist es anerkannt, dass hier unvereinbare Verschiedenheiten bestehen. Es gibt beträchtlich viele Gruppen dieser Sprachen, die darin nicht mehr Uebereinstimmungen aufweisen als etwa das Deutsche, Ungarische und Malaiische, d. h. gar keine, die nicht rein zufällig sein könnten, so z. B. die Gruppen des Algonkin, Irokesischen und Dakota, obwol wir wegen der gleichen körperlichen Eigenschaften, Anlagen und Einrichtungen allen Grund haben die Stämme als ursprünglich verwandt anzusehen. In der That lässt sich auch ein sprachlicher Grund dafür anführen. Die Sache scheint eben so zu liegen, dass hier die Bauart der Sprache dauerhafter ist als der Stoff und allein schon einen genügenden Beweis der Verwandschaft gibt. Das heisst, während die stofflichen Bestandtheile dieser Sprachen seit deren Trennung im höchsten Grade veränderlich waren und verändert wurden, bis keine Ueber-

einstimmungen nach dieser Seite mehr auffindbar sind — ein Zug in der Entwicklungsgeschichte, den wir leichter verstehen und richtiger beurtheilen werden, wenn die besondern Gesetze des Wachsthums und Wechsels dieser Sprachen erst besser erkannt sind — so bleibt doch die gemeinsame Art und Weise den Stoff zu behandeln und zu verbinden, die Auffassung der Beziehungen, die sprachlichen Ausdruck bekommen, und die Art, wie sie ausgedrückt werden sollen, in den Hauptzügen unverändert.

Die gemeinsame Bauart nun, die in mannichfachen Gestaltungen und verschiedenen Graden ausgeführt wenigstens im allgemeinen ein Merkmal der amerikanischen Sprachen ist, heisst die polysynthetische oder einverleibende: sie besteht wesentlich darin, dass, nach unsrer grammatischen Auffassung zu reden, die andern Satztheile in das Verbum aufgenommen werden. Nicht das Subject allein, wie im Indogermanischen, wird mit der Wurzel zusammengesetzt, um so eine prädicative Verbindung herzustellen, sondern auch die Objecte im weitesten Sinne, ferner die Ausdrücke für Verhältnisse der Zeit, des Ortes, der Art und Weise, des Grades und eine Menge andrer näherer Bestimmungen der im Verbum ausgedrückten Thätigkeit, die allen grammatischen Systemen, mit denen wir gewöhnlich bekannt sind, fehlen. Ein Mann, der sich lange mit den hauptsächlichsten Algonkindialekten beschäftigt hat (T. Hurlbut), hat sorgfältig ausgerechnet, dass aus einer Algonkinwurzel 17,000,000 Verbalformen gebildet werden können, und müssten wir auch nur den tausendsten Theil davon gelten lassen, so würde der hinreichen, einen besonders gearteten Bau deutlich zu kennzeichnen. Jeder Bestandtheil der Sprache neigt zu verbaler Färbung: Substantive und Adjective, sogar Adverbia und Präpositionen werden conjugirt; was wir Nomina nennen würden, sind zu einem grossen Theil Verbalformen, z. B. das Wort für „Heimat“ ist eigentlich eine solche, „sie leben da“ oder „wo sie leben“;

oder, um die Sache beim richtigen Namen zu nennen, unsre grammatischen Ausdrücke passen auf diese Sprachen ganz und gar nicht; sobald wir versuchen sie darauf anzuwenden, gerathen wir in Widersprüche und Verkehrtheiten. Natürlich entstehen infolge jener Neigung Worte von ungeheurer Länge und verwickeltem Bau, der einer Menge von Beziehungen Ausdruck gibt, die bei uns stillschweigend hinzugedacht werden müssen. Jedoch ist das längste Wort in Eliot's Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Massachusetsindianer nur elfsilbig: *wut - appesituqussun - nooweht - unk - quoh*, das die Worte *kneeling down to him* (vor ihm niederkniend) des englischen Textes wiedergibt, aber eigentlich heisst: „er kam in einen Zustand der Ruhe auf den gebogenen Knien ihn verehrend" (*„he came to a state of rest upon the bended knees, doing reverence unto him*". — J. H. Trumbull). Alle Theile solcher Verbindungen müssen in ihrer Unterschiedenheit aufgefasst werden, das Wort in allen seinen Gliedern bedeutsam und durch sich selbst verständlich sein, und jeder einzelne Bestandtheil steht nicht wiederum, wie es oft dargestellt wird, für ein längeres Wort, aus dem er zu einem Bruchstück handlicher Form verkürzt wäre, sondern ist vielmehr unter denen, die das übrige Wort ausmachen, das Element, welches die geforderte Bedeutung gibt. Es versteht sich, dass bei einem solchen Bau die Ausdrucksfähigkeit eine unendliche ist, und es brauchte nur ein eingeborner Stamm mit griechischer Begabung aufzustehen, der Sprache einen reichen Inhalt von Gedanken und Empfindungen zu geben, eine ausgezeichnete Literatur darin zu schaffen, und sie würde mit Recht als reich und biegsam bewundert werden, vielleicht mehr als irgend eine bisher bekannte. Wie die Sachen stehen, macht es auf uns den Eindruck, als ginge die Sprache in der Fülle des Beziehungsausdrucks über das rechte Mass ebenso sehr hinaus, wie das Chinesische dahinter zurückbleibt; sie ist in ihrer ungeheuern Vielsilbigkeit lästig und zeit-

raubend. Zum Theil wegen der Häufung von Nebenbeziehungen scheint sie uns an Ausdrücken für einfache allgemeine Begriffe Mangel zu leiden; so hat sie z. B. zur Bezeichnung aller möglichen besondern Arten des Waschens und des Waschens von allerlei Dingen je eine besondere Wurzel, aber keine, die einfach „waschen" bedeutet. Indess lassen wir uns dabei etwas von einem Vorurtheil leiten; so könnte auch ein Chinese oder ein Engländer das lateinische Adjectiv ungünstig beurtheilen und sagen: „das Latein hat nicht die rechte Fähigkeit zur Verallgemeinerung, da es eine Eigenschaft nicht frei von nebensächlichen, zufälligen Beziehungen ausdrücken kann, *magnus* z. B. heisst nicht einfach *ta*, *great* (gross), sondern bezeichnet einen ersten Grad der Grösse, ferner dass diese nur einem Gegenstand zukommt und zwar einem, der aus irgend einem unbekannten Grunde als männlich angesehen wird, und kann endlich nur das Subject eines Verbums sein; *magnus* bezeichnet in derselben Weise Grösse an mehrern Gegenständen weiblichen Geschlechts, die Objecte eines Verbums sind, aber für den nackten Begriff des *ta*, *great* hat das Latein keinen Ausdruck."

Es gibt noch andre mehr oder weniger durchgehende Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Sprachen, z. B. die Unterscheidung eines belebten und unbelebten Genus, die ebenso bedeutsam und für höhere formale Zwecke brauchbar scheinen möchte wie unsre Scheidung der Geschlechter, eine doppelte erste Person des Plurals mit Ein- und Ausschluss des Angeredeten und so fort, aber diese Dinge sind gegenüber der oben angeführten allgemeinen Beschaffenheit ihres Baues von geringerer Wichtigkeit.

Der polysynthetische Bau ist nicht bei allen amerikanischen Sprachen in gleichem Grade durchgeführt, scheint im Gegentheil bei einigen ganz verwischt zu sein oder von Anfang an zu fehlen. So wird z. B. vom Otomi in Mexico und einigen Dialekten Südamerikas behauptet, sie seien einsilbig oder ohne Flexion, und

auch der grossen Tupi-Guaranigruppe an der Ostseite Südamerikas werden (von C. F. Hartt) alle Anzeichen eines polysynthetischen Baues abgesprochen. Es muss noch entschieden werden, wie weit solche Fälle wirkliche Ausnahmen, wie weit nur scheinbare sind. Jedenfalls zeigt sich die gemeinsame Beschaffenheit bei einem so grossen Theil der amerikanischen Sprachen, von den Eskimos des äussersten Nordens bis zum äussersten Süden, dass der Sprachforscher sie mit ziemlicher Zuversicht als Glieder eines Sprachstammes, als Abkömmlinge aus einer Ursprache unbekannter Zeit, Oertlichkeit und Herkunft betrachtet. Man hat Versuche gemacht, sie mit Sprachen oder Sprachstämmen der alten Welt in Zusammenhang zu bringen, dabei war aber der Miserfolg offenbar unvermeidlich. Wenn z. B. im Algonkin, Irokesischen und Dakota nicht genug gemeinsame Züge des bei den Vorfahren aller drei gleichen Stoffes erhalten sind, um eine Grundlage für zuverlässige Vergleichungen zu liefern, so können sie noch viel weniger mit Sprachen verglichen werden, von denen sie soviel länger getrennt sind, dass sogar ihr Bau ganz andrer Art ist. Man darf vielleicht nicht vorher bestimmen wollen, was in der Zukunft möglich sein wird, aber selbst wenn man vermuthet, dass die amerikanischen Sprachen aus der alten Welt stammen, so ist doch kaum eine Aussicht, dass dies je bewiesen werden oder ihr verwandtschaftlicher Zusammenhang entdeckt werden könne.

Eine erschöpfende Eintheilung der amerikanischen Sprachen ist gegenwärtig noch unmöglich, und davon zu geben, was schon jetzt gegeben werden kann, würde mehr Raum erfordern, als uns hier zugemessen ist. Es gibt viele umfassende Gruppen, eine Menge Zusammenhänge geringern Umfangs und eine Anzahl vereinzelter oder noch nirgends untergebrachter Sprachen. Die Eskimos gehen längs der ganzen Nordküste und an der nordöstlichen bis Neufundland hinab. Das Athapaskische oder Tinneh nimmt ein grosses Gebiet

im fernen Nordwesten ein (die Sprache der Apachen und Navajos im Süden gehört auch dazu), und wird im Westen begrenzt vom Selish und andern kleinern Gruppen. Das Algonkin lag in den nordöstlichen und mittlern Staaten der Union und reichte nach Westen bis an das Felsengebirge *(Rocky Mountains)*; in dies Sprachgebiet gehörte das Irokesische. Die Dakota- (Sioux-) sprachen sind unter den Gruppen, welche die weiten Prairien und Ebenen des fernen Westens einnehmen, die grösste; die Muskogigruppe hatte die südöstlichen Staaten der Union inne, in Colorado und Utah beginnen die Ortschaften der sogenannten Pueblo-Indianer, die bei ihren festen Wohnsitzen höhere Cultur haben und sich damit den noch fortgeschrittenern Völkern Mexicos nähern; ihren Höhepunkt erreicht die Culturentwicklung in den Mayas Mittelamerikas und setzt sich fort in das Reich der Inkas von Peru. Die Quichuasprache des letztern und das verwandte Aymara sind noch die einheimischen Sprachen eines beträchtlichen Theils von Südamerika, dazu die schon genannten Tupi-Guaranisprachen in den östlichen Thälern des Amazonenstroms und seiner Nebenflüsse.

Nimmt man alle amerikanischen Sprachen zusammen, so gibt der gegenwärtige sprachliche Zustand des Welttheils ein Bild von dem der Erde überhaupt. Grosse und weitverbreitete Sprachstämme, kleinere Gruppen, vereinzelte und untergehende Sprachen berühren sich und ringen mit einander. Der Art muss in dem Wechsel der menschlichen Dinge die Geschichte der Völker und ihrer Sprachen sein. Welche Völker- und Sprachstämme, die einst vielleicht grosse Striche der Erdoberfläche inne hatten, spurlos verschwunden, welche andern auf unbedeutende Reste zusammengeschmolzen sind, welche etwa, von geringen Anfängen ausgegangen, durch glückliches Wachsthum und Einverleibung von Theilen andrer Stämme sich zu grosser Ausdehnung und Bedeutung erhoben haben — das sind Fragen, über die wir immer unvollkommen unterrichtet

bleiben müssen. Selbst wenn es gelingen sollte, alle vorhandenen Sprachen in Klassen zu bringen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse zu bestimmen, dürfen wir nicht glauben, damit einen vollständigen Abriss der Geschichte menschlicher Sprache gewonnen zu haben; im Dunkel der Vergangenheit kann vieles verborgen liegen, das keinen Schimmer mehr zu uns herwirft.

Einige der Fragen, die mit diesem Punkte zusammenhangen, werden im nächsten Kapitel unsre Aufmerksamkeit beschäftigen.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Sprachwissenschaft und Völkerkunde.

Schranken des Bereiches der Sprachwissenschaft: der Sprachstoff nicht in jeder Gestalt analysirbar; mögliche Vernichtung, Umbildung, Neuschöpfung desselben; Zeugnisse für Sprachverwandtschaft nur zusammengenommen, nicht vereinzelt beweisend. — Die Sprache kann weder die Arteneinheit noch Artenmehrheit des Menschengeschlechts beweisen. — Kein innerer Zusammenhang zwischen Sprache und Rasse; Aufgeben der Sprache infolge von Völkermischung. — Unlösbarkeit des ethnologischen Problems. — Beiträge zur Lösung von Seiten der Alterthums- und Sprachwissenschaft; Verdienste der letztern; Werth des sprachlichen Zeugnisses für Rassenbestimmung. — Vereinigung der verschiedenen Richtungen ethnologischer Forschung. — Werthlosigkeit andrer Eintheilungen der Sprache ausser der nach der Abstammung.

Die im vorigen Kapitel gegebene Eintheilung der Sprachen hat ausdrücklich nur den gegenwärtigen Stand der Erkenntniss darstellen wollen und schliesst spätere Berichtigungen durch die Ergebnisse weiterer Forschung nicht aus. Aber in ihren Hauptzügen wird sie wahrscheinlich unverändert fortbestehen, die grossen jetzt als unabhängig von einander betrachteten Sprachstämme für immer unvereint bleiben. Es ist allerdings möglich, dass einer oder der andre von diesen später in eine abhängige Stellung gerückt, als Glied eines grössern,

umfassendern Stammes erkannt würde, aber es liegt kein vernünftiger Grund zu der Vermuthung vor, dass dies je mit allen der Fall sein werde. Wenn man es leugnet, so heisst das nicht, der Sprachwissenschaft ihre Zukunft verkümmern, sondern nur die Schranken anerkennen, die ihrem Fortschritt durch die Natur der Dinge gesetzt sind; eine kurze und einfache Auseinandersetzung wird das zeigen.

Wir dürfen den wesentlichen Unterschied zwischen den Gegenständen der Naturwissenschaft und dem der Sprachwissenschaft nicht übersehen, müssen anerkennen, dass wir es hier mit menschlichen Einrichtungen zu thun haben, bei denen überall jene unfassbare und unmessbare Kraft, der menschliche Wille in seiner Bedingtheit durch äussere Umstände, durch Gewohnheiten und durch das Wesen der Einzelnen wirksam ist, und dass der Wille und die Bedingungen seiner Wirksamkeit sich nicht bis auf den letzten Grund analysiren lassen. In der Natur gibt es keinen Stoff, den der Chemiker nicht hoffen dürfte analysiren zu können; welche neuen Formen ein Element auch annehmen, welche neuen Verbindungen es auch eingehen mag, er hat Mittel, das Vorhandensein desselben zu entdecken; weder Neuschöpfung noch Vernichtung ist hier möglich; aller Wandel ist Wechsel der Verbindungen immer dauernder Stoffe, es gibt keine Verwandlung eines Elements in ein andres. Mit der Sprache verhält es sich aber ganz anders. Worte, eine ganze Wortfamilie, gehen einfach zu Grunde, weil sie nicht mehr gebraucht werden, und sind als wären sie nie gewesen, es sei denn, dass durch künstliche Mittel der Cultur ein Denkmal ihrer einstigen Geltung erhalten wird. Ganze Sprachen oder Sprachstämme vergehen durch die Vernichtung des Volkes oder der Völker, die sie sprachen, oder dadurch, dass diese eine andre Sprache annahmen. Als die Gallier zum Latein übergingen, blieb nichts übrig, was uns ohne die Beihülfe äusserer historischer Zeugnisse zeigen könnte, welches ihre ursprüngliche

Sprache gewesen war; als die Etrusker romanisirt wurden, blieb keine andre Möglichkeit von ihrer Sprache eine Vorstellung zu erlangen als durch die wenigen Worte, die sie aufgeschrieben hatten; und zweifellos ist manche Sprache verschwunden ohne solche verrätherische Denkmäler zu hinterlassen. Eigentliche Schöpfung neuen Stoffes ist in der Sprache, wie wir gesehen haben, sehr selten, unmöglich ist sie aber keineswegs und unterbleibt nur, weil das Belieben der Menschen nicht dahin geht. Für den Bereich der Analyse ist es jedoch so gut wie eine Neuschöpfung, wenn ein Wort sich in Form und Bedeutung so weit von dem entfernt, was ihm zu Grunde liegt, dass das Band zwischen beiden nur durch äussere historische Zeugnisse auffindbar ist; und solcher Fälle ist jede Sprache voll. Ein formenbildender Bestandtheil ist vernichtet, sobald er von allen Formen, die er einst bilden half, abgestreift ist, und ein solcher ist geschaffen, sobald ein früher selbständiges Wort zur Ableitungsendung wird und nur in dieser abhängigen Stellung verwendet wird. Kein Zergliederungsverfahren, das wir kennen oder uns denken können, würde je in einer ersten Person Pluralis des Englischen, wie *love*, das verlorne *masi* wiederfinden oder im Imperfectum *loved* das Hülfsverbum *do* (thun) entdecken; dazu ist die Unterstützung durch historische Ueberlieferung nothwendig, in deren Ermangelung eine Menge ähnlicher Fälle nicht erklärt werden kann.

Die wechselnden Sprachgewohnheiten arbeiten fortwährend daran, dem, was in Wirklichkeit zusammengehört, ein verschiedenes Aussehen zu geben: „Bischof“ und *évêque* sind im historischen Sinne ein Wort, ebenso das englische *eye* (sprich *ei*) und „Auge“, und ebenso *I* (sprich *ei*, ich), *je*, *ik* (gotisch = „ich“), ἐγών *(egōn)*, sanskrit. *aham*, obwol in keinem dieser Worte ein Laut gehört wird, der in einem der andern vorkäme. Dieselben Veränderungen bringen ferner zusammen, was in Wirklichkeit nichts mit einander zu

thun hat: das lateinische *locus* und das sanskritische *lokas* „Ort", obwol fast gleichlautend und nahe verwandten Sprachen angehörig, sind ganz von einander zu trennen. Wenn wir das Deutsche nähmen und es mit beliebigen unverwandten Sprachen verglichen, würden wir eine lange Reihe solcher scheinbarer Uebereinstimmungen finden, die aber ein wenig Nachforschung in der Geschichte der deutschen Worte als trügerisch nachweisen würde. In diesem Umstand vor allen liegt der Grund, weshalb durch Vergleichung keine endgültige Entscheidung zu gewinnen ist. Gäbe es in Stoff und Bau der Sprache keine andern Aehnlichkeiten als solche, die auf historischer Grundlage ruhen, so möchten diese in ausgedehntem Masse verschwinden; was übrig bliebe, falls nur überhaupt etwas blieb, würde hinreichen Verwandtschaft zu beweisen. Wie die Sache aber in Wirklichkeit steht, ist das Beweisverfahren nicht einfach und unmittelbar, sondern vielfältig; das Ergebniss wird erst erlangt aus einer genügenden Summe von Einzelheiten, die jede für sich genommen nichts beweisen würden. Wir müssen ausdrücklich anerkennen, dass zwei Dialekte sich von ihrer gemeinsamen Grundform so weit nach verschiedenen Richtungen entfernen können, dass alle Anzeichen ihrer Verwandtschaft verloren gehen; gleicher und gemeinsamer Stoff mag unter veränderter Form reichlich in ihnen vorhanden sein, wenn er aber in Verhältnissen steht, wie z. B. dem von „Bischof" und *évêque*, ist er für den Sprachforscher werthlos. Zufällige Uebereinstimmungen können bis auf einen gewissen Procentsatz gehen, und wenn alle, die überhaupt zu finden sind, nur ungefähr diese Zahl erreichen, so lässt sich die Sache nicht entscheiden.

Diese Vielfältigkeit des Verwandtschaftsbeweises, der unsichere Werth der Beweismittel einzeln genommen und die Nothwendigkeit, historische Zeugnisse zu ihrer Beglaubigung und Erläuterung heranzuziehen, setzen dem Bereich der Sprachwissenschaft seine Schranken.

Wie der Stand der Wissenschaft jetzt ist, sind anerkannte Sprachstämme nur solche, die eine gemeinsame Entwicklung durchgemacht haben. Es gibt sogar einige, deren einziges Band die gleiche Bauart ist. Wenn wir die Verwandtschaft der amerikanischen Sprachen nur aus der Eigenthümlichkeit der Einverleibung, die der Sprachen des südöstlichen Asiens nur aus der Einsilbigkeit beweisen können, so ist es offenbar unmöglich, eine Verwandtschaft des Amerikanischen und Chinesischen aus Wurzelentsprechungen nachzuweisen. Auf der jetzigen Stufe der Sprachwissenschaft sind Wurzelvergleichungen von zu vielen Unsicherheiten und Gefahren begleitet, um einen Werth zu haben. Was wenigstens bisjetzt nach dieser Richtung versucht wurde, ist werthlos; ob die Zukunft etwas besseres leisten wird, können wir der Zukunft überlassen. Wenn jemand die Leistungsfähigkeit einer fortschreitenden Wissenschaft, wie der Sprachwissenschaft zu hoch anschlagen sollte, so schadet das nichts, falls nur diese Zuversichtlichkeit sein Urtheil nicht trübt über das, was zu einer bestimmten Zeit wirklich schon erreicht ist, und ihn verführt, wahrscheinliche Vermuthungen für erwiesene Thatsachen zu nehmen. Wer sich der ungemeinen Schwierigkeit bewusst ist, mit der sogar bei einem Sprachstamm wie dem indogermanischen trotz des ungewöhnlichen Alterthums und der vortrefflichen Ueberlieferung seiner ältesten Sprachen die Auffindung der Urwurzeln verbunden ist, wird nicht leicht seine Hoffnungen an Wurzelvergleichungen knüpfen.

Es kann demnach die Sprachwissenschaft nie in den Stand kommen, mit ihren Mitteln nachzuweisen, dass das Menschengeschlecht anfänglich nur eine einzige Gesellschaft bildete, da sie nicht nachweisen kann, dass die ersten Keime des sprachlichen Ausdrucks überall dieselben waren. Möge auch die Zahl der Sprachstämme durch künftige Forschung vermindert werden, bis auf einen einzigen wird man nie herunterkommen.

Noch weit sicherer aber lässt sich zeigen, dass die

Sprachwissenschaft niemals einen mehrfachen Ursprung oder eine Artenverschiedenheit der menschlichen Rassen beweisen kann. Wie wir wiederholt gesehen haben, gibt es, wenn Sprachen, die ursprünglich eins waren, getrennt werden und in ihrem Wachsthum verschiedenen Richtungen folgen, für ihre Abweichungen keine Grenzen. Ist einmal eine Divergenz der Richtungen gegeben und dabei die Regel, dass die Divergenz zunimmt (Seite 174), so braucht man nur die Linien gehörig zu verlängern, damit die Entfernung ihrer Endpunkte jede bestimmbare Grösse übertreffe; und in der Sprachwissenschaft braucht man nicht zu unendlicher Verlängerung fortzuschreiten, vielmehr wird schon sehr bald eine Entfernung gewonnen, über die das Auge des Geschichtsforschers mit seinem beschränkten Gesichtskreis nicht hinüberreicht; und eine solche ist, für alle praktischen Zwecke, so gut wie unendlich. Die Einsicht, die man jetzt in Betreff der Art und Weise des sprachlichen Wachsthums und Wechsels gewonnen hat, macht es dem Sprachforscher unmöglich als sicher zu behaupten, die menschliche Sprache sei mehrfachen Ursprungs. Wäre jede Sprache von Anfang an in ihrem eigenthümlichen Stoff und Bau fertig, so würde die Sprachengeschichte in parallelen Linien rückwärtsgehen und keine Anzeichen des Zusammenlaufens tragen. Aber die Verschiedenheit z. B. des Deutschen, Englischen und Dänischen rührt von einer Entwicklung in abweichenden Richtungen aus einem gemeinsamen Mittelpunkte her, die des Deutschen, Russischen, Armenischen und Persischen von einer gleichartigen Abweichung aus einem entferntern Mittelpunkt; und wir können nicht behaupten, dass Englisch, Türkisch, Tscherkessisch und Japanesisch ihre Verschiedenheit nicht derselben Ursache verdankten. Die Entwicklungslinien aller Sprachstämme weisen auf denselben ursprünglich gleichen Zustand formloser Wurzeln hin, und gerade welcher Art diese waren, wie ursprünglich beschaffen an Gestalt und Bedeutung, können wir

bei den meisten Sprachstämmen nicht einmal anfangen bestimmen zu wollen; also dürfen wir auch nicht leugnen, dass sie für alle Sprachstämme dieselben gewesen sein können. Wir mögen von Wahrscheinlichkeiten so viel reden, wie wir wollen, eine Unmöglichkeit liegt aber in der Annahme eines einheitlichen Ursprungs nicht.

Damit ist wiederum gesagt, dass die Sprachwissenschaft nicht beanspruchen kann Artenverschiedenheit unter den Menschen nachzuweisen; aber es verdient hervorgehoben zu werden, dass noch eine weitere Schwierigkeit diesem Nachweis entgegensteht. Ob wir es als einen wohlbegründeten Satz gelten lassen oder nicht, als möglich müssen wir es doch hinstellen, dass die Menschen die Anfänge ihrer Sprache schufen, wie deren gesammte spätere Entwicklung von ihnen abhing, und dann sind wir genöthigt einzuräumen, dass möglicherweise ein ziemlich langer Zeitraum erforderlich war, bis eine so abgeschlossene Summe sprachlicher Ausdrücke erreicht werden konnte, dass gerade diese den spätern Gestaltungen der Sprache zu Grunde liegen und in ihnen erhalten sein müsste; und während dieses Zeitraumes könnte das Menschengeschlecht, wenn auch ein einheitliches, sich ausgebreitet und getheilt haben, sodass die erhaltenen Urkeime der Sprache jedes Theiles unabhängig von einander entstanden sein könnten. So scheint die Unfähigkeit der Sprachwissenschaft, über die Ein- oder Vielartigkeit des Menschengeschlechts oder auch nur der Sprache ein entscheidendes Urtheil zu liefern, völlig und unwiderleglich bewiesen zu sein.

Eine andre hochwichtige Frage der Anthropologie, die mit unsrer Eintheilung der Sprachen zusammenhängt und uns dadurch nöthigt, sie zu berühren, betrifft das Verhältniss dieser Eintheilung zu der Rasseneintheilung des Ethnologen. Hier müssen wir gleich im voraus ohne Rückhalt aussprechen, dass die beiden durchaus nicht übereinstimmen oder zusammenfallen: grundverschiedene Sprachen werden von Völkern ge-

sprochen, die der Ethnologe zu derselben Rasse rechnen würde, und wiederum verwandte Sprachen von Menschen augenscheinlich verschiedener Rasse. Unsre Betrachtungsweise der Sprache ist damit auch vollkommen vereinbar. Wir haben gesehen, dass zwischen Volk und Sprache kein nothwendiges Band besteht, dass jeder Mensch die Sprache redet, die er gelernt hat, da er nicht mit irgend einer ausgestattet geboren wird, und dass wie der Einzelne eine andre Sprache lernen kann als die seiner Eltern oder entferntern Vorfahren, so auch ein Volk, das ja nur eine Summe von Einzelnen ist, dasselbe zu thun vermag, ohne die geringste Spur von der Sprache seiner Vorfahren zu behalten. Gegenwart und Vergangenheit zeigen uns unter verschiedenen Formen und Bedingungen zahlreiche Beispiele davon, und einige haben wir schon im Vorbeigehen angemerkt: die Verbindung der verschiedenartigen Völkertheile in der Gesellschaft Amerikas, die jetzt nur das Englische als Muttersprache gebrauchen, die Kelten in Gallien, die Normannen in Frankreich, die Kelten in Irland und Cornwall, die Etrusker in Italien und alle jene andern Völker, deren Sprachen verdrängt und ersetzt sind durch das Lateinische, Englische, Arabische. Es gibt erobernde Sprachen, die fortwährend von dem Gebiet ihrer Nachbarn an sich reissen, wie es andre gibt, die immer an Boden verlieren.

Was also die Sprache an Zeugniss für die Rasse geben könnte, ist nicht das Zeugniss eines natürlichen Merkmals oder einer darauf beruhenden Eigenthümlichkeit, sondern das einer überlieferten Einrichtung, die bei genügender Veranlassung von ihren eigentlichen Besitzern aufgegeben oder von Menschen fremden Blutes angenommen werden kann. Die Veranlassung liegt aber in äussern Umständen, nicht in der Beschaffenheit der aufgegebenen oder angenommenen Sprache. Staatliche Oberherrschaft, gesellschaftliche Ueberlegenheit, höhere Bildung sind die Hauptursachen, welche Sprachentausch zu Wege bringen, oder viel-

mehr, sie sind die leitenden Umstände, die bei einer Völkermischung entscheiden, welcher Bestandtheil der Bevölkerung seine Sprache grösstentheils oder ganz der neuentstehenden Volksgemeinschaft geben soll. Gäbe es keine Mischungen der Art, so würden wenigstens Vertauschungen der Sprache so gut wie gar nicht vorkommen; Entlehnung würde auch so stattfinden, aber kein Aufgeben einer Sprache für die andre.

Gerade die Völkermischungen machen die Aufgabe der Ethnologie so verwickelt, von Seiten der Sprache wie der körperlichen Beschaffenheit; sie wird dadurch in der That unlösbar oder nur annäherungsweise lösbar, und soweit es sich um die Rassengeschichte handelt, ist deswegen der Sprachforscher ebenso froh die Hülfe des Naturforschers zu erlangen wie umgekehrt. Der Ethnologe muss dieselbe Möglichkeit anerkennen, die der Sprachforscher, wie am Ende des vorigen Kapitels bemerkt, zulässt. Während der langen Vergangenheit sind unter den menschlichen Rassen (oder den Verzweigungen der einen einheitlichen Rasse) wie unter den Sprachen (oder den Verzweigungen der einen menschlichen Sprache) unbestimmbar viele Fälle vorgekommen, dass sie einander Gebiet geraubt, sich über einander gelagert, vermischt, vernichtet haben oder verpflanzt worden sind. Es ist nicht wahrscheinlich, dass je in beiden Gebieten die Geschichte auch nur mit annähernder Vollständigkeit enthüllt werde, namentlich seitdem man die Dauer der Zeit, die der Mensch schon auf der Erde lebt, neuerdings so sehr ausgedehnt hat. Die Ansichten über diesen Punkt sind noch keineswegs übereinstimmend, allein auch die, welche sich noch gegen die neue Lehre sträuben, rüsten sich doch nach und nach, wenn die darauf zielenden Beweisgründe unwiderstehlich werden sollten, zu der Annahme, dass das Leben des Menschengeschlechts schon zehntausende, wenn nicht hunderttausende von Jahren gewährt habe. Diese Lehre hat für den Ethnologen die grösste Bedeutung, aber sie zerstört alle Hoffnung,

die Rassengeschichte mehr als eine kurze Strecke in das dichte Dunkel der Urzeit hinein verfolgen zu können; hier hat daher einerseits die Anthropologie das erste Wort als die Wissenschaft von der Entwicklung der Menschheit im Zustand einer ungetheilten Rasse oder eines Complexes von Rassen, die ihre Eigenschaften und die Werke ihrer Thätigkeit noch nicht zu genügender Verschiedenheit herausgebildet hatten, um scharf aus einander gehalten zu werden; andrerseits die Zoologie als allein im Stande die Frage nach dem Ursprung des Menschen zu beantworten.

Die Denkmäler aus dem frühsten und rohsten Zeitraum der menschlichen Thätigkeit zerfallen in zwei Klassen; eine bilden die von seiner Hand gearbeiteten Erzeugnisse der Kunstfertigkeit des Menschen, die andre der älteste Stoff und die ältesten Formen seiner Sprache, geschaffen den Zwecken seiner geistigen Thätigkeit zu dienen. Diese sind das Mittel des gesellschaftlichen Verkehrs, jene das der Erhaltung und Vertheidigung des Einzelnen; beide Klassen fördern jede in ihrer eigenthümlichen Weise und ihrem besondern Masse die Ausbildung der höhern Anlagen des Menschengeschlechts und seinen Fortschritt in der Herrschaft über die eignen und die Naturkräfte, den der Cultur überhaupt. Der Geschichtsforscher sucht eifrig nach beiden Arten von Denkmälern und prüft sie sorgfältig als Zeugnisse eines so hohen Alterthums, dass weder Geschichtschreibung noch Sage darüber berichten. Die Sprachreste sind aber von den beiden bei weitem die wichtigsten und belehrendsten, und sie sind fast allein im Stande, den Zwecken des Ethnologen zu dienen, da die andern nicht sowol besondere Begabungen oder Gewohnheiten einer Rasse, als vielmehr eine überall mögliche Entwicklungsstufe anzeigen. Das Zeugniss der Sprache hat sogar vor den körperlichen Merkmalen den Vorzug, dass es weit reichhaltiger und mannichfaltiger und daher in leichterer und ausgedehnterer Weise anwendbar ist. Die Unterschiede im Reiche

der Sprache dürfen nicht mit solchen verglichen werden, wie sie innerhalb der Grenzen einer einzelnen Thiergattung vorkommen, sondern entsprechen vielmehr dem Grade nach den grossen Unterschieden, die im gesammten Thierreiche herrschen. Die sprachlichen Zeugnisse verhalten sich zu den andern etwa wie ein mikroskopisches Bild zu seiner Vergrösserung, die durch optische Mittel hervorgebracht und auf eine Wand geworfen wird, wo die einzelnen Theile auch von dem Ungeübten erkannt, untersucht und gemessen werden können. Ausgedehnte Kenntniss und massgebendes Urtheil können dagegen in dem Theil der Ethnologie, der es mit den natürlichen Merkmalen zu thun hat, nur durch seltene Gunst der Umstände, besondere Begabung und lange Uebung gewonnen werden. Obwol die Sprachen überlieferte Einrichtungen sind, so sind sie doch von besondrer Art, können, weil sie eben so mannichfaltig und deutlich unterschieden sind, weit mehr als andre zu ethnologischen Zwecken benutzt werden, erlauben eine Betrachtung, die von subjectiven Eindrücken weniger abhängig ist, und können mit Genauigkeit behandelt und verglichen werden. Auch sind sie, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, viel dauerhafter als alle andern Einrichtungen.

Wenn man also auch zugibt, dass eine Sprache aufgegeben und durch eine andre ersetzt werden kann, so leugnet man damit nicht den Werth der Sprache als eines geschichtlichen, auch rassengeschichtlichen Denkmals; man gibt diesem Werth nur seine richtige Stelle und erkennt die Schranken an, die doch einmal vorhanden sind und gebührend berücksichtigt werden müssen, damit die sprachlichen Zeugnisse richtig angewendet werden können. Es bleibt doch wahr, dass im ganzen und grossen die Sprache von der Rasse bestimmt wird, da eben jedes menschliche Wesen in der Regel von seinen Eltern und andern desselben Blutes sprechen lernt; und gerade die gewichtigsten Ausnahmen von dieser Regel sind in der vollen Beleuchtung geschicht-

licher Ueberlieferung eingetreten. Die Cultur befördert die Völkermischung wie den Verkehr. Weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit sind es die wilden und geschichtlich bedeutungslosen Völker, welche sich in grossem Masstabe vermischen und die Sprache mischen oder wechseln, es sind die civilisirten. Wenn ein barbarischer Stamm einen andern überwältigt, so findet gewöhnlich kein Wechsel der Sprache statt, es sei denn, dass die Eroberer die Unterworfenen ganz und gar in ihre eigne Gemeinschaft aufnehmen, aber Völker wie die Römer und Araber, die mit den Kräften eines ausgebildeten Staatswesens und einer Literatur anrücken, dehnen ihre Sprache weithin über fremde Völker aus. Wo also die aus der Sprache zu holende Belehrung am nöthigsten ist, hat sie auch den grössten Anspruch auf Richtigkeit und Genauigkeit.

Daraus folgt, dass wo die ethnologischen Verhältnisse einer Volksgemeinschaft oder einer Gruppe von Völkern festgestellt werden sollen, die erste Frage die nach der Sprachverwandtschaft ist. Deren Beantwortung entscheidet die Sache nicht nothwendig, das sprachliche Zeugniss kann gegen andre zurücktreten müssen, aber ohne dasselbe kann nichts entschieden werden, es gibt die Grundlage für weitere Untersuchung. Zur Erläuterung brauchen wir nur einige Beispiele anzuführen. Die Basken gehören zur weissen, „kaukasischen" Rasse; ihre ethnologischen Eigenthümlichkeiten zeigen nichts, was uns verbieten könnte, sie mit einer beliebigen Abtheilung der weissen Rasse in Zusammenhang zu bringen, aber ihre Sprache trennt sie sofort von jeder andern, und wir nehmen dies Zeugniss als entscheidend hin. Aus welchen Mischungen etwa die alten Iberer hervorgegangen sind, können wir nicht wissen, auch können wir nicht mit völliger Sicherheit behaupten, dass die Basken ihre euskarische Sprache nicht angenommen haben wie z. B. die Franzosen ihren romanischen Dialekt; allerlei Annahmen liegen also hier im Bereich der Möglichkeit, aber die Sprache

sagt uns etwas bestimmtes und so viel, als wir vermuthlich überhaupt hoffen können zu erreichen. Ferner haben wir von den Etruskern Ueberlieferungen, Inschriften, Bilder, Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbfleisses, aber um die Verwandtschaft des Volkes zu bestimmen, verweisen die Ethnologen einstimmig auf die geringfügigen Ueberbleibsel der etruskischen Sprache; eine einzige Seite zusammenhangenden etruskischen Textes mit auch nur annähernder Deutung würde in kürzester Zeit die Frage entscheiden, ob das Volk mit irgend einem andern auf der Erde zusammenhängt oder wie die Basken ein vereinzeltes Bruchstück bildet. Die Völker Amerikas bieten uns eine grosse und verwickelte ethnologische Aufgabe dar, und wiederum ist es die Sprache, von der grösstentheils ihre Lösung abhängt. Die Ethnologie Amerikas beruht zunächst und im grossen auf der Eintheilung und den Verwandtschaftsverhältnissen der amerikanischen Sprachen; bevor diese Grundlage gelegt sein wird, ist alles unsicher; freilich gibt es hier Punkte, die vielleicht selbst durch die Verbindung aller erreichbaren Erkenntnissmittel nicht aufzuklären sind.

Wir dürfen in den beiden grossen Abtheilungen der ethnologischen Wissenschaft keine wirkliche Uebereinstimmung der Ergebnisse erwarten, ehe ihre Methoden sicherer und entwickelter sind als bisjetzt; und es wäre eine unnütze Arbeit, die Einigung beschleunigen oder gar vorzeitig in künstlicher und oberflächlicher Weise herstellen zu wollen. Das wird alles seiner Zeit erreicht werden, wenn wir nur Geduld haben. In ihrem eignen Bereich ist jede Abtheilung souverän. Die Eintheilungen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen behalten ihre Geltung unabhängig von irgend welchen Fragen nach den Rassenverhältnissen der betreffenden Völker; aber trotzdem dürfen solche Fragen vom Sprachforscher nicht unterdrückt und übersehen werden, seine Wissenschaft gehört so sehr zur Geschichtsforschung und hat in den spätern Perioden so viel mit

Rasse und Volksthum zu schaffen, dass sie auch für die ältere Zeit dies Element nicht unberücksichtigt lassen darf. Da sie eben eine der Hauptabtheilungen der Geschichtsforschung ist und ihren Beitrag zur Aufklärung der Vergangenheit liefern will, muss sie sich gefallen lassen, dass ihre Ergebnisse von jeder andern in gleicher Richtung wirkenden Abtheilung der Wissenschaft beurtheilt und geprüft werden. Ihre Ansprüche zu übertreiben und am unrechten Ort anzubringen, ist nicht nur unnütz, sondern schädlich. Ist jemand nicht zufrieden mit dem Grade von Ansehen und Entscheidungskraft, welcher der Sprachwissenschaft zukommt, wenn sie genau in den Grenzen gehalten wird, die eine gesunde und unparteiische Kritik ziehen muss, so gibt es andre Gebiete, in denen seine Thätigkeit erwünscht sein wird, und er thäte besser, sie diesen zuzuwenden.

Wir haben noch einen Punkt kurz zu erwähnen, der mit unsrer Eintheilung der vorhandenen Sprachen zusammenhängt. Diese Eintheilung wollte eine im strengsten Sinne genetische sein, d. h. jeder Sprachstamm sollte diejenigen Sprachen umfassen, die sich nach Ausweis aller erreichbaren Erkenntnissmittel als auf einen gemeinsamen Vorfahren zurückführbar ergeben. Für den Sprachforscher, der die geschichtliche Seite der Sprache im Auge hat und noch eifrig beschäftigt ist, Verwandtschaften aufzufinden und den Entwicklungsgang des Sprachbaues zu verfolgen, ist diese Eintheilung bei weitem die wichtigste von allen; ja der Werth irgend welcher andern ist gegenwärtig so gering, dass er kaum Erwähnung verdient. Die grösser angelegte Scheidung der Sprachen in isolirende (einsilbige), agglutinirende und flectirende, die eine gewisse Anerkennung und Verbreitung erlangt hat, gibt ein bequemes, aber durchaus kein genaues und ausreichendes Mittel an die Hand, die Art des Baues einer Sprache zu prüfen; die drei Stufen stellen eine gewisse Entwicklungslinie dar, gehen aber, wie in allen solchen Fällen, in einander über. Wenn man ein besonderes Gewicht darauf legt

und die Eintheilung darauf baut, so ist dies dasselbe Verfahren, als wenn man in der Ethnologie die Beschaffenheit des Haares oder der Hautfarbe, oder in der Botanik die Anzahl der Staubfäden oder die Stellung der Blätter zum Eintheilungsgrunde nimmt; es vernachlässigt andre Unterschiede von gleicher oder grösserer Wichtigkeit. Hätte der Naturforscher den sichern Beweis von der gemeinsamen Abstammung verwandter Arten, wie ihn der Sprachforscher hat, so würde er wenig nach andern Eintheilungen suchen, sondern seine Arbeit auf die Ausbildung und Vollendung dieser einen richten. Der Sprachforscher hat in dieser Richtung noch genug zu thun, und ehe er damit ganz fertig ist, hat jede andre Eintheilung für ihn wenig Bedeutung.

VIERZEHNTES KAPITEL.

Wesen und Ursprung der Sprache.

Die Sprache ist eine erworbene Fertigkeit, ein Theil der Cultur. — Alle Menschen sprechen; Beschränkung der Sprache auf das Menschengeschlecht; Unterschied zwischen den Ausdrucksmitteln des Menschen und andern. — Das Mittheilungsbedürfniss der unmittelbare Anlass zur Erzeugung von Sprache und das bewusste und entscheidende Element in aller Sprachgeschichte. — Naturlaute als Grundlage der Entwicklung; deren Wesen und Bereich; die Annahme instinctiver artikulirter Lautverbindungen unnöthig. — Anwendung der Stimme als des Hauptmittels zum sprachlichen Ausdruck. — Die Nachahmung in den Anfängen der Sprache; Bereich und Grenzen der Onomatopöie. — Die Lehre von den Wurzeln. — Die ausgesprochene Ansicht vom Ursprung der Sprache genügend; die entgegenstehende auf ein Wunder gebaute Lehre. — Sprachschöpfung als eine Fähigkeit; Unterschied zwischen Mensch und Thier in dieser Beziehung. — Verhältniss der Sprache zur Entwicklung des Menschen überhaupt; Mass und Art ihres Wachsthums.

Unsre Untersuchung über die Geschichte der Sprache, über die Art ihrer Ueberlieferung, Erhaltung und Veränderung hat uns deutlich genug gezeigt, wie wir uns ihr Wesen vorzustellen haben. Sie ist nicht eine Fähigkeit oder Anlage, auch keine unmittelbare Aeusserung der Denkkraft, sondern ein mittelbares Erzeugniss und ein Werkzeug. Vielen, die oberflächlich oder in vorgefassten Meinungen befangen diese Frage untersuchen, scheint

unsre Betrachtungsweise unbefriedigend, ja des Gegenstandes unwürdig, aber nur deswegen, weil sie zwei sehr verschiedene Bedeutungen des Wortes „Sprache“ mit einander vermengen. Der Mensch besitzt als eine seiner hervorragendsten und unterscheidendsten Merkmale eine Fähigkeit oder Anlage zum Sprechen, oder genauer ausgedrückt, mehrere Fähigkeiten und Anlagen, die mit Nothwendigkeit zur Erzeugung von Sprache führen; aber die Fähigkeiten und ihre fertigen Erzeugnisse sind sehr verschiedene Dinge. So hat der Mensch eine Anlage zur Kunst, zur Erfindung von Werkzeugen, zur Entdeckung und Anwendung mathematischer Verhältnisse, und zu vielen andern grossen und schönen Dingen; aber kein Mensch wird als Künstler, Maschinenbauer oder Rechner geboren, ebenso wenig wie er als Sprechender zur Welt kommt. Bei der Bethätigung aller dieser verschiedenen Anlagen ist das Verhältniss dasselbe. Fast von Anfang an hat das Menschengeschlecht seine Fähigkeiten Schritt für Schritt heranbilden müssen, wobei jeder Schritt in einem bestimmten Erzeugniss ausgeprägt und festgehalten wurde. Die Entwicklung der Kunst beginnt mit einem Zeitraum roher Gestaltungsversuche und erhebt sich zu höherer und immer höherer Thätigkeit durch Verbesserung früherer Muster und Arbeitsweisen. Die Mechanik zeigt die gleichartige Entwicklungsgeschichte noch deutlicher: von der Anwendung roher Werkzeuge aus, durch die in deren Anwendung erworbene Geschicklichkeit und die daraus hervorgehende Nöthigung zu Verbesserungen gelangten die Menschen zum Bau von Locomotiven und Maschinenwebstühlen. Die Mathematik begann mit der Wahrnehmung, dass eins und eins zwei sind, und die Entwicklung war hier wie in den andern Gebieten. Jedes neue menschliche Individuum muss nun von denselben einfachsten Anfängen aus dieselben Schritte gehen, nur macht es sie im Vergleich zu der Mühe des ersten Bahnbrechens mit Blitzesschnelle, weil es eben von andern eine schon

gebahnte und geebnete Strasse geführt wird. Der halberwachsene Knabe ist jetzt oft weiter in der Mathematik oder Mechanik als die weisesten Griechen, nicht weil seine Gaben die ihrigen übertreffen, sondern weil er nur zu empfangen und in sich aufzunehmen braucht, was sie und ihre Nachfolger für ihn erarbeitet haben. Ein Mensch mag die Gaben eines Homer oder Demosthenes besitzen, er kann doch irgend welche Sprache nicht eher sprechen, als bis er sie gelernt hat, und zwar ebenso im eigentlichen Sinne gelernt, wie er das Multipliciren oder die Lehrsätze Euklid's lernt.

Was so durch die Thätigkeit der sich weiter entwickelnden Kräfte des Menschen erzeugt und aufgehäuft, von einer Generation auf die andre übergegangen ist und sich in deren Laufe vermehrt und verändert hat, nennen wir Einrichtungen, Bestandtheile unsrer Cultur. Etwas davon hat jede Abtheilung des Menschengeschlechts. Es gibt kein Mitglied eines noch so barbarischen Volkes, das nicht durch Belehrung von Seiten seiner Volksgenossen, durch Aneignung ihrer wenn auch noch so dürftigen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, einschliesslich der Kunst des Sprechens, weit über den Zustand hinauskäme, den er sonst erreicht haben würde. Ohne Zweifel hat jedes ganz niedrigstehende Volk auch dem begabtesten Individuum mehr durch Belehrung mitzutheilen, als dies durch den Gebrauch seiner eignen Fähigkeiten ohne jene Unterstützung bis ans Ende seines Lebens erlernt haben würde; sicherlich verhält es sich so mit der Sprache. Jeder nimmt das auf, was Zeit, Ort und Zustände, in die er zufällig hineingeboren ist, ihm bieten, bethätigt auf dieser Grundlage seine Fähigkeiten, die dadurch eine Förderung, andrerseits aber auch eine Einschränkung erfahren, und fügt zu dem Bestehenden Beiträge aus eigner Thätigkeit hinzu, falls er überhaupt solche zu geben hat; dies ist gerade so gut in Betreff der Sprache der Fall wie in jedem andern Gebiet. Die Sprache darf von den übrigen nicht getrennt werden;

zwar ist sie ihnen in einigen Beziehungen sehr unähnlich, allein jene sind unter einander ebenfalls ungleich; wenn die Sprache am tiefsten mit dem Wesen des Menschen zusammenhängt, wenn sie sein höchstes Merkmal ist und sich am klarsten als Erzeugniss und Ausdruck der Vernunft darstellt, so ist das nur ein Unterschied des Grades.

Wir betrachten demnach jede Sprache als eine Einrichtung aus der Zahl derer, die bei jedem Volke dessen Cultur ausmachen. Wie alle Bestandtheile der Cultur, ist sie bei jedem Volke eine andre, sogar bei den verschiedenen einzelnen Mitgliedern des Volkes verschieden. Es gibt Völker, bei denen sie genau innerhalb der Grenzen der Volksgemeinschaft überliefert ist, bei andern ist sie theilweise oder gänzlich von stammfremden Völkern übernommen, denn wie alle andern Einrichtungen kann sie übertragen und gewechselt werden. Die natürlichen Merkmale von Volk oder Rasse können nur durch die natürliche Fortpflanzung vererbt, aber die erworbenen Besitzthümer — die Sprache so gut wie die Religion oder die Wissenschaft — verliehen und entliehen werden.

Dass Sprache sich bei allen Menschen findet, beruht, wie wir im Vorbeigehen anmerken können, demnach auch auf keinem tiefern oder geheimnissvollern Grunde, als dass jede einzelne Abtheilung des Menschengeschlechts lange genug bestanden hat, um ihren Anlagen zur Sprachерzeugung die nöthige Zeit für die Erreichung eines Resultats zu gewähren. Gerade so findet sich eine Anzahl von Werkzeugen, bestimmt die Arbeit der Hände zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zu unterstützen, bei allen Menschen. Diese Allgemeinheit beweist aber keineswegs, dass wenn wir jetzt durch die wie auch immer zu denkenden Ursachen, welche die jetzige Menschheit entstehen liessen, eine neue Rasse ins Leben treten sähen, wir diese innerhalb einer bestimmbaren Zeit im Besitz von Werkzeugen oder von Sprache finden würden.

Thatsächlich hat aber jede Gemeinschaft von Menschen, die wir mit dem Namen Volk oder einem Worte ähnlicher Bedeutung bezeichnen, eine gemeinsame Sprache, während keine Gesellschaft gleichartiger Thiere eine solche besitzt; deren Mittel zu gegenseitiger Mittheilung sind so ganz andrer Art, dass sie nicht auf denselben Namen Anspruch machen können. Es gehört ebenso wenig unter die Pflichten des Sprachforschers, diesen Unterschied zu erklären, wie der Historiker, der die Geschichte der Kunst oder der Mechanik schreibt, verpflichtet ist zu erklären, warum die Thiere weder Künstler noch Maschinenbauer sind. Er erfüllt seine Aufgabe, wenn er nachweist, dass der Mensch nach seinen gegebenen Anlagen nothwendig in den Besitz dieser wie andrer Bestandtheile der Cultur kommen musste, während keine Gattung von Thieren sich fähig erwiesen hat, in irgend einem Punkte, sei es in der Sprache oder sonst, die Anfänge einer Culturentwicklung zu gründen, da ihre Anlage höchstens so weit reicht, dass sie unter der Anleitung des Menschen Fähigkeiten bethätigen können, die ihnen selbst überlassen unentwickelt geblieben wären, dass sie allerlei Künste und Verrichtungen lernen können, die sie zum Theil mechanisch, zum Theil mit einem gewissen, kaum scharf bestimmbaren Grade von Verständniss ausüben. Ueber diesen Gegenstand herrschen aber so viele irrthümliche Ansichten, dass wir kaum umhin können, ihm eine kurze Betrachtung zu widmen.

Der wesentliche Unterschied, der sowol der Art wie dem Grade nach zwischen dem Mittel der Menschen zu gegenseitiger Mittheilung und denen der Thiere besteht, liegt darin, dass diese instinctiv sind, während jenes in allen seinen Theilen willkürlich und conventionell ist. Dass sich dies so verhält, hat der ganze Verlauf unsrer Darstellung hinreichend gezeigt, und wird allein dadurch vollständig bewiesen, dass für jeden Gegenstand, jede Thätigkeit oder Eigenschaft so viele Namen vorhanden sind, als es Sprachen in der Welt

gibt, dass jeder von diesen seinen Zweck so gut erfüllt wie der andre, dass der Gebrauch desselben von irgend einem Einzelnen aufgegeben und ein andrer dafür angenommen werden kann. In keiner bekannten Sprache gibt es irgend einen Bestandtheil, von dem man in Wahrheit behaupten kann, er sei φύσει, „von Natur", alle bestehen in ihrer angenommenen Geltung θέσει, „durch Setzung oder Beilegung", bei der Umstände, Gewohnheiten, Neigungen und Wille des Menschen die bestimmende Macht bilden. Auch wo die Schallnachahmung ganz deutlich ist — wie z. B. bei „Kukuk, klatschen" u. a. (siehe Seite 124) — besteht keine nothwendige, sondern nur eine conventionelle Verbindung: herrschte hier eine Nothwendigkeit, so würde sie sich in gleicher Weise bei der Bezeichnung andrer Thiere und andrer Geräusche geltend machen, und in allen Sprachen, während in der That diese Begriffe anderswo ganz andre Namen haben. Kein Mensch kann in den Besitz einer vorhandenen Sprache kommen ohne sie zu lernen; kein Thier, soweit wir die Thiere kennen, besitzt gelernten Ausdruck, solchen, der nicht das unmittelbare Geschenk der Natur ist. Wir sind in letzterer Beziehung nicht weniger freigebig bedacht als die Thiere, auch wir haben „natürlichen" Ausdruck, in Mienen, Geberden und Tonfall, und brauchen ihn zur Mittheilung einerseits, wo das conventionelle Mittel derselben unbrauchbar ist wie zwischen Menschen verschiedener Sprache oder bei Taubstummen, andrerseits um unsre gewöhnliche Sprache zu verschönern, zu verdeutlichen und zu verstärken; und darin sind jene natürlichen Mittel von einer Kraft und Bedeutung, die kein Sprachforscher übersehen darf. Im Gebiete des Gefühlsausdrucks, und wo die Rede überzeugend sein, oder der Hörer einen Eindruck von der Persönlichkeit des Redenden bekommen soll, haben sie den höchsten Werth. Es ist vollständig wahr, wenn wir sagen, dass ein Blick, ein Ton, eine Geberde oft beredter sei als eine ausgearbeitete Rede. Für die Erfüllung mancher

Zwecke ist die Sprache beeinträchtigt dadurch, dass sie zu gewohnheitsmässig ist. Worte der Theilnahme und Liebe kann wie ein Papagai jemand nachreden, dessen herzloser Ton ihnen allen Werth nimmt; in einer Rede, die hergesagt wird wie von einer lebendigen Sprechmaschine, liegt keine überzeugende Kraft. Hier zeigt sich nun klar, was der Bereich jener natürlichen Aeusserungen ist, sie drücken das Gefühl aus, und nur dies. Vom Schreien, Seufzen, Lachen und so fort bis zu den leisesten Veränderungen des Tonfalls und dem feinsten Mienenspiel des gewandten Redekünstlers sind sie alle der Ausfluss innerer Gefühlserregung, also subjectiv. Noch niemals hat man den Schatten eines Beweises beibringen können, dass es etwas gibt, was man als den von Natur vorhandenen Ausdruck eines Verstandesbegriffes, Gedankens oder Urtheils bezeichnen könnte. Erst wo der Ausdruck von seiner natürlichen Grundlage, der Gefühlserregung, losgelöst und den Zwecken des Denkens dienstbar wird, beginnt die Geschichte der Sprache.

Es ist ferner ebenso klar, was diesen Uebergang veranlasst und in der gesammten Geschichte der Spracherzeugung der bestimmende Hauptfactor wird; es ist das Bedürfniss nach Mittheilung; durch dies wird das Instinctive zum Gewollten. Sobald dies Bedürfniss deutlicher und bewusster hervortritt, erhebt es Aeusserungen aller Art über ihre natürliche Grundlage und macht sie zu Mitteln oder Werkzeugen, die als solche unendlicher Erweiterung und Verbesserung fähig sind. Wer es unterlässt diese Kraft in Anschlag zu bringen, wie es viele thun, muss mit seiner ganzen Sprachphilosophie Schiffbruch leiden. Hier liegt wieder der Vergleich der Sprache mit den andern Bestandtheilen der Cultur nahe und ist lehrreich. Der Mensch, wenn er in Einsamkeit aufwüchse, würde keine Cultur gründen, er würde nie zur Erkenntniss der höhern Dinge kommen, deren er fähig ist. Nicht blos die innewohnende Kraft, sondern auch die äussere Gelegenheit muss vor-

handen sein um den Menschen zu dem zu machen, was er fähig ist zu werden. Darin besteht überhaupt die geschichtliche Seite seines Wesens und Lebens. Ganze Völker haben gelebt und sind untergegangen in Barbarei und Unwissenheit, die ebensolche Anlagen zu höherer Cultur hatten wie die jetzt bestehenden civilisirten Völker; das geschieht sogar jetzt gewissermassen unter unsern Augen. Wenn wir die Gewinnung der Sprache einem äussern Antriebe zuschreiben, so wollen wir damit in keiner Weise die grossartigen Anlagen des Menschen leugnen. Die Sache lässt sich durch einen Vergleich erläutern. Ein Stein hat Jahrhunderte lang am Rande eines Abgrunds gelegen und kann noch Jahrhunderte länger dort liegen; die gesammte Schwerkraft des Universums wird ihn nicht in Bewegung setzen; da bringt ihn der zufällige Stoss eines vorbeieilenden Thieres aus dem Gleichgewicht und er stürzt nieder. Was sollen wir als Ursache des Falles nennen, Schwerkraft oder Stoss? Beide, jedes in seiner Weise; die grosse Kraft würde ohne Hülfe der kleinen nicht diese besondere Wirkung gehabt haben; und wenn man das einräumt, so nimmt man damit der Schwerkraft nichts an Werth und Bedeutung. Ebenso bei der Sprache: die grossen, wunderbaren Kräfte des menschlichen Geistes wären niemals gerade in dieser Richtung zur Wirksamkeit gekommen, wenn nicht der Trieb nach Mittheilung den Anstoss gegeben hätte; wenn so der Weg gezeigt ist, folgt alles übrige.

Indem wir so diesen Trieb als die Erzeugung von Sprache bedingend anerkennen, soll damit doch durchaus nicht gesagt sein, dass gegenseitige Mittheilung der einzige oder höchste Zweck der Sprache sei. Wir haben im zweiten Kapitel genügend hervorgehoben, wie unendlich werthvoll die Sprache für die Geistesarbeit des Einzelnen ist und wie bedeutungsvoll für den Fortschritt der ganzen Menschheit. Aber es geht hier wie sonst: die Menschen streben nach den nächsten und greifbarsten Zielen und erreichen dabei sehr viel mehr

als sie vorausgesehen haben. Bei der Erfindung und Herstellung von Werkzeugen aller Art haben die Menschen zunächst nur deren niedere Dienste, wie man es nennen könnte, im Auge, was durch sie unmittelbar an Bequemlichkeit, Sicherheit und sinnlichem Genuss gewonnen wird; die Folge jener Thätigkeit war aber, dass viele der höhern Fähigkeiten des Menschen hervorgelockt wurden, die sich nach keiner andern Richtung angemessen äussern konnten, dass die Natur in einer Weise dienstbar gemacht wurde, die einen Theil der Menschheit in den Stand setzt sich erhabenern und erhebendern Arbeiten zu widmen, und dass neue Wahrheiten in verwirrender Fülle entdeckt wurden. Einen noch genauern Vergleich bietet die nahe verwandte Kunst des Schreibens, die alle Vortheile der Kunst des Sprechens vermehrt und erhöht und der höhern Cultur so unentbehrlich ist wie die Sprache der niedern; aber wie die Sprache war sie das Ergebniss eines Vorganges, bei dem der einzige bewusste Beweggrund das Mittheilungsbedürfniss war; alle höhern Verwendungen traten erst in der Folge ein, und man dachte nicht daran, bis die Erfahrung sie aufdeckte, sogar noch jetzt denkt der grössere Theil derer, die daraus Vortheil ziehen, nicht daran. Dies letztere gilt in einem wohl zu beachtenden Grade auch von der gesprochenen Sprache: ihre höhern Verwendungen sind unbewusste. Nicht einer unter hundert oder tausend Sprechender vergegenwärtigt sich, dass er „Sprache verwendet", aber jeder weiss sicher, dass er sprechen kann. Das will sagen, die Sprache ist in der allgemeinen Vorstellung der Sprechenden einfach ein Mittel von andern zu empfangen und ihnen zu geben; nur bei wenigen reicht der Blick so weit, dass sie sehen, was die Sprache für die Entwicklung des Einzelnen und für die der ganzen Menschheit bedeutet. Am allerwenigsten ist eine solche Erkenntniss dem Urmenschen zuzutrauen; er vor allen bedarf eines unmittelbaren Anlasses, dessen treibende Gewalt er jeden Augenblick empfindet, und

dieser Anlass ist das Verlangen mit seinen Genossen zu verkehren, der einzige und völlig ausreichende. In seinem Geiste steigt keine Fülle der Gedanken auf, die zur Aeusserung dränge; er hat keine Ahnung hoher Anlagen, die nur der Ausbildung bedürfen um ihn zu einem höhern Wesen zu machen; er empfindet nur die nächsten und dringendsten Bedürfnisse. Bräche die Sprache aus dem Innern hervor, emporgetrieben durch den Drang der Seele, so müsste sie am schnellsten und üppigsten bei dem einsam lebenden spriessen, da er, von andern Mitteln der Vervollkommnung abgeschnitten, darauf als auf seine einzige Hülfsquelle angewiesen wäre, aber der in der Einsamkeit aufwachsende Mensch ist so sprachlos wie die Thiere.

Man hätte Grund die Richtigkeit der Annahme zu bezweifeln, dass der Trieb zur Mittheilung den entscheidenden Ausschlag für den Anfang der Sprachentwicklung gibt, falls deren weiterer Verlauf davon ganz unabhängig wäre. Denn das ist keine annehmbare wissenschaftliche Erklärung, die für den Anfang eine besondere Kraft, wie einen *deus ex machina*, herbeiruft, damit diese verrichte, was wir nicht auf andre Weise herstellbar denken können, und dann verschwinde und nicht mehr wirksam sei. Das Mittheilungsbedürfniss ist aber in der That immerfort die treibende und bestimmende Kraft. Um dies zu befriedigen und dadurch, dass andre es uns gegenüber befriedigen, machen wir unsre ersten sprachlichen Errungenschaften; dadurch getrieben legen wir, wenn die Umstände sich ändern, die alten ab und machen neue. Die gegenseitige Mittheilung bedingt die Einheit einer Sprache und setzt ihrer dialektischen Spaltung Schranken, sie wird bewusst und unbewusst von jedem Einzelnen als die regulirende Macht anerkannt: wir sprechen so, dass wir andern verständlich sein mögen, wir hören und lernen, um sie zu verstehen; wir sprechen nicht schlechtweg, wie es uns beliebt, andern überlassend, ob sie uns verstehen können und wollen.

Wenn dem so ist, dann haben wir die Aufgabe den Ursprung der Sprache zu erklären, so weit sie lösbar ist, ihrem eigentlichen Inhalt nach gelöst; wir haben festgestellt, was ihrer Entwicklung ursprünglich zu Grunde lag und wie diese beschaffen war. Die Grundlage bildeten die natürlichen Ausrufe menschlicher Wesen, deren Empfindungen ausdrückend und geeignet, in diesem Sinne von den Mitmenschen verstanden zu werden. Das will sagen, dies war die Grundlage, soweit es sich um hörbare Sprache handelt; denn man kann nicht behaupten, dass jene Ausrufe in der Urzeit das einzige oder auch nur hauptsächlichste Mittel der Aeusserung waren. Mienen und Geberden sind gerade so natürlich und so unmittelbar verständlich, und während eines noch unentwickelten Zustandes des sprachlichen Ausdrucks wurde ohne Zweifel jedes zu Gebote stehende Hülfsmittel benutzt, vielleicht waren lange die sichtbaren gegen die hörbaren im Uebergewicht. Aber nothwendigerweise muss der Gebrauch der Stimme zum Zwecke des Ausdrucks durch die Einrichtung der Natur selbst in dieser Beziehung eingegeben und begründet sein.

Hier jedoch tritt eine Frage ein, in der auch die neusten Ansichten auseinandergehen, selbst derer, die im allgemeinen mit der von uns vertretenen Betrachtungsweise der Sprache übereinstimmen. Wie umfassend war jene Grundlage und wie ist ihre Beschaffenheit genauer zu bestimmen? Bestand sie aus gegliederten Lautgebilden, die instinctmässig mit gewissen Begriffen verbunden wurden? Gab es von Natur einen beschränkten Vorrath wirklicher Worte oder Wurzeln, der, von gleicher Art wie die spätere Sprache, nur der Erweiterung bedürftig war, um zu dieser zu werden? Es gibt Leute, welche diese Fragen bejahen möchten und deswegen der Meinung sind, dass man, um auf fester Grundlage und in fruchtbringender Weise in das Problem des Ursprungs der Sprache einzudringen, am besten thue, die Ausdrucksmittel der Thiere zu untersuchen,

um in diesen etwas unsern Sprachwurzeln vergleichbares zu entdecken. Aber diese Anschauungsweise entspringt nur aus dem Eindruck, von dem sich viele, die über Sprache denken und schreiben, durchaus nicht losmachen können, dass irgendwie eine wirkliche innere Verbindung bestehe zwischen einem Theile wenigstens unsrer Worte und den durch sie ausgedrückten Vorstellungen — wenn man nur herausfinden könnte, welcher Art diese Verbindung sei. Wenn wir als wahr anerkennen, dass alle jetzt vorhandene menschliche Sprache in allen ihren Theilen und Theilchen conventionell ist, dass alles, was aus der Vergangenheit von Sprache überliefert ist, ebenso beschaffen war, und dass es an allem und jedem Beweismaterial fehlt, mit welchem man nachweisen könnte, dass ein Sprachlaut oder eine Verbindung solcher als das natürliche Zeichen eines Verstandesbegriffes hervorbricht oder je hervorbrach — so werden wir mit äusserstem Mistrauen auf jede Unterstellung der Art blicken. Ohne alle Frage ist sie unnöthig: die Empfindungslaute, deren Vorhandensein niemand leugnen kann, da sie noch jetzt einen beachtenswerthen Theil unsrer Ausdrucksmittel ausmachen, sind vollständig geeignet, einen ersten Anfang von Sprache hervorzubringen. Sprache im eigentlichen Sinne beginnt, wir wir sagen können, dann, wenn ein Schmerzensschrei, der vormals durch wirkliches Leiden herausgepresst und nur durch gleichzeitiges Sehen verstanden und mitempfunden wurde, durch Nachahmung wiederholt wurde, nicht mehr als ein blos instinctmässiger Ausruf, sondern mit der Absicht einem andern kund zu geben: „ich leide (litt, habe gelitten)"; wenn ein Zornesruf, ehemals der unmittelbare Ausdruck der Leidenschaft, wieder hervorgebracht wurde, um Misbilligung und Drohung zu bezeichnen, und so in allen ähnlichen Fällen. Dies genügte als Grundlage für den ganzen spätern Bau.

Es ist ferner bei der Beurtheilung dieses Punktes zu beachten, dass sowie wir zum Menschen hinauf-

steigen, die allgemeine Anlage wächst, die besondern Instincte aber, die schon in bestimmte Richtung gewiesenen und sozusagen geschulten Fähigkeiten abnehmen. Unter den höhern Insecten finden wir jene wunderbaren Kunstfertigkeiten, die wie das vollendete Ergebniss der Schulung einer beschränkten Geisteskraft aussehen, unter den Vögeln besonders ausgebildete Arten des Nestbaues und einen höchst künstlichen, fast kunstmässigen Gesang. Der Mensch ist zwar befähigt alles zu lernen, aber zuerst kann er in Wirklichkeit so gut wie nichts. Dass er in der Kindheit so lange hülflos ist, während Küchlein oder Kalb vom Tage der Geburt an herumlaufen und sich selbst helfen können, ist bezeichnend für das ganze Verfahren der Natur gegen ihn. Nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit ist in der Vermuthung, dass er das gesellschaftliche Leben mit einem ihm von Natur eingepflanzten Vorrath von Mitteln der gegenseitigen Mittheilung begonnen habe, und ein solches Mittel in Gestalt von Worten hat nicht mehr Wahrscheinlichkeit als eines in Geberden bestehenden. Wir gerathen durch die uns anerzogene Gewohnheit in den Irrthum, die Stimme als das ausdrücklich für die mittheilende Aeusserung bestimmte Werkzeug anzusehen; sie ist aber nur eines unter mehrern. Wer sich zur Erklärung der menschlichen Sprachanfänge unter den höhern Thieren umsieht, könnte ebenso gut hoffen, bei diesen die eigenartigen Anfänge zu entdecken, aus denen sich unsre Kleider, Häuser und Werkzeuge entwickelt haben müssen. In diesen Gebieten der menschlichen Werkthätigkeit sehen wir nun klar genug, welcher Art der natürliche Anfang gewesen sein muss. Man kennt kein Geschöpf ausser dem Menschen, welches einen Ansatz zur Herstellung von Kleidung gemacht hätte; aber wenn es auch eines gäbe, so würde das nichts verschlagen, denn es gibt Stämme, die ganz oder fast nackt gehen, und vermuthlich würde niemand darauf verfallen, die Anfänge der Bekleidung anders zu erklären als aus einer

Nutzbarmachung gerade solcher Stoffe, wie die Natur sie dem Menschen entgegenbringt, zu dem Zwecke, die bewusst gewordenen Bedürfnisse der Bequemlichkeit oder Schamhaftigkeit zu befriedigen. Die frühesten Wohnungen waren derselben Art; es würde von dem höchsten Interesse sein, wenn man fände, dass die dem Menschen am nächsten stehenden Thiere die Art von Fähigkeit hätten, wie er sie besitzt, die mancherlei Hülfsmittel der Natur unbeschränkt einfach nach Massgabe der Umstände für sich zu verwerthen; aber wahrscheinlich ist es nie jemandem in den Sinn gekommen, dass man den Menschen, als ganz culturloses Wesen gedacht, im Besitz einer ihm eigenthümlichen Manier des Wohnungsbaues finden würde (wie der Biber seinen Damm, der Pfingstvogel sein hängendes Nest, die Wespe ihre Zelle hat), und dass aus einer solchen Art von Wohnungen in einem Entwicklungsgange ohne Sprung oder Lücke die Hütten, Paläste und Tempel der cultivirten Stämme erwachsen wären. Dasselbe gilt von den Werkzeugen; wir räumen ein, dass als solche zuerst Baumäste und Steine verwendet wurden, nur weil diese Dinge am leichtesten den Wesen zugänglich waren, die mit hinreichendem Verstande begabt waren, um zu bemerken, wie dieselben für die empfundenen Bedürfnisse nutzbar gemacht werden konnten.

Es beruht nun allein auf einer unklaren oder falschen Anschauung vom Wesen der Sprache, wenn man nicht sieht, dass die Sache hier ebenso liegt wie in den andern Gebieten, und dass es ein unnöthiges, ja nothwendigerweise eitles und nichtiges Beginnen ist, wenn man für die Sprache eine ursprüngliche Grundlage in Gestalt besonders gearteter artikulirter Vorstellungs- oder Begriffszeichen fordert und nach Spuren davon sucht. Es erregt freilich das grösste Interesse und verspricht werthvolle Belehrung, wenn man so genau wie möglich die Mittel, deren sich die Thiere zur Mittheilung bedienen, untersucht, um so Art und Bereich derselben festzustellen, aber der Punkt, auf den es bei

der Untersuchung eigentlich ankommt, ist der, in wie weit die natürlichen Stimmäusserungen, Stellungen und Bewegungen nachträglich und mittelbar verwendet werden, mit dem Zwecke die Bezeichnung von irgend etwas zu sein, und so dem entsprechen, was wir als die für menschliche Spracherzeugung zu erschliessenden Anfänge erkannten. Wir brauchten uns nicht zu wundern, wenn wir an mehr als einer Stelle solche Mittheilungsweisen in Gebrauch fänden, nur in beschränkter Ausdehnung und der Entwicklung unfähig, weil den Verwendern derselben die rechte Art und der genügende Grad der Begabung fehlt; das würden dann die wirklichen Analoga der Sprache sein und die Kluft in der Entwicklung überbrücken, die manche so erschreckt. Wenn die Darwin'sche Theorie wahr ist, der Mensch sich aus einem niedern Thiere entwickelt hat, so ist doch auf jeden Fall zuzugeben, dass die letzten und nächsten Uebergangsformen untergegangen sind, vielleicht vom Menschen selbst im Kampfe ums Dasein als seine besondern Rivalen in vorhistorischer Zeit ausgerottet wurden; könnten sie wieder ins Leben gerufen werden, so würden wir finden, dass die Uebergangsform zu unsrer Sprache nicht in einem geringern Vorrath von Natur vorhandener artikulirter Lautzeichen bestand, sondern in einem weniger ausgebildeten System conventioneller Zeichen, zu denen Laute, Geberden und Mienen benutzt wurden.

Was das Verhältniss zwischen den eben erwähnten drei natürlichen Ausdrucksmitteln betrifft, die wir bei unsrer Auseinandersetzung beständig im Auge hatten, so beruht es einfach auf einer Art von „natürlicher Auswahl" und auf Ueberlebung des geeignetsten, dass die Stimme die Oberhand gewonnen hat. Zwischen den körperlichen Organen des Denkens und Sprechens besteht kein Band, mittels dessen die Thätigkeit, die einen Gedanken erzeugt, die Zunge zu dessen Aeusserung in Bewegung setzte. Wenn man von den unartikulirten natürlichen Empfindungslauten absieht, so

liegen die Muskeln des Kehlkopfes und Mundes der Seele nicht näher, als die zum Zwecke willkürlicher Bewegung vorhandenen, durch die unter andern Dingen die Geberden hervorgebracht werden. In der Sprache, wenn man diesen Begriff richtig fasst, fehlt jedes Zeugniss für das Bestehen einer solchen Verbindung, und in unmittelbar anschaulicher Weise wird eine solche Annahme genügend dadurch widerlegt, dass die Stimme kein Ausdrucksmittel bei tauben Menschen ist, deren Denk- und Sprachorgane fehlerlos sind, die aber infolge der Unthätigkeit des einzigen Gehörsnerven abgeschnitten sind von der störenden Einwirkung der conventionellen Sprache; es müsste um vieles lehrreicher sein, die natürlichen Aeusserungen so behafteter Menschen zu beobachten als das Geschnatter von Affen zu untersuchen. Die Analogie zwischen Geberden und Sprache ist hier im höchsten Grade lehrreich. Die Hände und Arme sind muskulöse Werkzeuge unter der Lenkung desselben Geistes, der Begriffe und Urtheile erzeugt. Unter ihren mancherlei Leistungen sind sie auch geeignet zur Hervorbringung von Geberden, die alle vermittels der Lichtschwingungen des Aethers von einem bestimmten, darauf eingerichteten Organ, dem Auge, sowol dessen, der sie hervorbringt, als auch andrer wahrgenommen werden. Es gibt einen natürlichen Bestand instinctiver Geberden, und der menschliche Verstand ist fähig, aus dieser Grundlage ein Mittel für eine Kundgebung von gewollter Bedeutung zu machen, ein Mittel, das zu einem vollständigen System des sprachlichen Ausdrucks entwickelt werden kann und entwickelt worden ist zum Gebrauch derer, die durch den Mangel des Gehörs von dem vollkommenern Ausdrucksmittel und dessen Vortheilen abgeschnitten sind. In derselben Weise sind der Kehlkopf und die Theile, die zwischen ihm und der Mund- oder Nasenöffnung liegen, muskulöse Organe, bewegbar durch denselben Willen, der Arme und Hände bewegt. Jene Theile haben ausser der Laut- und Tonbildung noch andre

Grundbedingung der Sprachentwicklung fassen und die Stimme als den Factor, dessen Wirkung wir besonders zu beachten haben, wird es nicht schwer fallen, noch andre Punkte in der ältesten Geschichte der Sprache festzustellen. Was sich als das handlichste Mittel um sich verständlich zu machen darbot, muss auch am ehesten verwerthet sein. Wir haben die mit der Absicht etwas kund zu geben angestellte Wiederholung natürlicher Laute und Ausrufe als das sicherlich früheste Sprechen angesehen; aber dazu mussten so unmittelbar und unvermeidlich nachahmende oder onomatopoetische Aeusserungen hinzutreten, dass zur Zeit die Unterscheidung beider Arten mehr theoretisch als thatsächlich ist. In der That ist die Wiederholung in gewisser Weise selbst onomatopoetisch, sie ahmt die Schreie des Menschenthieres (wenn man diesen Ausdruck erlaubt) nach, um so nachträglich kund zu geben, was diese Schreie anfänglich unmittelbar bedeuteten. Auf jeden Fall musste der Bereich der Nachahmung sich ausdehnen, sobald man nur eine Ahnung von dem Werthe der Mittheilung erlangte und anfing mit etwas mehr Bewusstsein darauf auszugehen. Dies folgt unmittelbar aus den oben aufgestellten Grundsätzen. Wenn es auf gegenseitiges Verständniss abgesehen ist und als Mittel dazu hörbare Aeusserungen verwendet werden, so werden hörbare Laute der Gegenstand sein, zu dessen Wiedergabe und Mittheilung man am leichtesten greift; gerade wie irgend etwas anderes dem am leichtesten beifiele, der ein anderes Mittel brauchte. Um noch einmal das alte und abgebrauchte, aber schlagende Beispiel zu wiederholen: hätten wir die Vorstellung eines Hundes auszudrücken und das Mittel dazu wäre ein malerisches, so würden wir den Umriss eines Hundes zeichnen; bestände es in einer Geberde, so würden wir irgend eine dem Thiere eigenthümliche sichtbare Bewegung, z. B. sein Beissen oder Schwanzwedeln, durch Geberde nachahmen; wäre es die Stimme, so würden wir „wau-wau“ sagen. Dies ist die einfache Erklärung

zu erkennen sind: sie arbeitet mit dem geringsten Kraftaufwand, lässt die Hände, Glieder, die viel mannichfaltigere und härtere Arbeit zu thun haben, für andere zu gleicher Zeit vollziehbare Thätigkeit frei, und erregt am leichtesten die Aufmerksamkeit von allen Seiten her. Nur der geringste Theil ihrer Leistungen wird für die Zwecke der Sprache verwerthet; von der unendlichen Anzahl unterscheidbarer Laute, die sie hervorbringen kann, wird in allen einzelnen Sprachen nur ein Bruchtheil, zwölf bis funfzig, benutzt, und die getroffene Auswahl ist kein Rassenmerkmal oder für ethnologische Unterscheidungen zu brauchen, ausgenommen in derselben historischen Beziehung wie die Sprache überhaupt: aus der Menge der vielen möglichen Laute sind zufällig gerade diese herausgenommen worden, vorzüglich solche, die am leichtesten hervorzubringen und stark von einander verschieden sind.

Unter diesen Bedingungen sind überall Stimmäusserungen das Hauptausdrucksmittel geworden und haben sich so vermehrt und vervollkommnet, dass der Tonfall und noch mehr die Geberden den untergeordneten Dienst bekommen haben, die Wirksamkeit des geäusserten zu erhöhen. Je niedriger der geistige Zustand des Redenden und des Angeredeten ist, desto unentbehrlicher ist die Hinzunahme von Ton und Geberde. Es zeigt die höchste Entwicklung der Sprache, dass das geschriebene und gelesene Wort an Wirkung dem gesprochenen und gehörten gleichkommen kann, dass die Persönlichkeit des Schreibers, sogar dessen Stimmung vom Leser empfunden werden und bei ihm die gleiche Stimmung hervorrufen kann. Doch muss hier auch bemerkt werden, dass es, wie wir im zwölften Kapitel sahen, Sprachen gibt (z. B. die chinesische), in denen Tonwechsel und Biegung der Stimme eine mittelbare und conventionelle Anwendung finden, um dadurch die zu dürftigen Hülfsmittel der Begriffsbezeichnung zu vermehren.

Wenn wir so den Trieb sich mitzutheilen als die

Grundbedingung der Sprachentwicklung fassen und die Stimme als den Factor, dessen Wirkung wir besonders zu beachten haben, wird es nicht schwer fallen, noch andre Punkte in der ältesten Geschichte der Sprache festzustellen. Was sich als das handlichste Mittel um sich verständlich zu machen darbot, muss auch am ehesten verwerthet sein. Wir haben die mit der Absicht etwas kund zu geben angestellte Wiederholung natürlicher Laute und Ausrufe als das sicherlich früheste Sprechen angesehen; aber dazu mussten so unmittelbar und unvermeidlich nachahmende oder onomatopoetische Aeusserungen hinzutreten, dass zur Zeit die Unterscheidung beider Arten mehr theoretisch als thatsächlich ist. In der That ist die Wiederholung in gewisser Weise selbst onomatopoetisch, sie ahmt die Schreie des Menschenthieres (wenn man diesen Ausdruck erlaubt) nach, um so nachträglich kund zu geben, was diese Schreie anfänglich unmittelbar bedeuteten. Auf jeden Fall musste der Bereich der Nachahmung sich ausdehnen, sobald man nur eine Ahnung von dem Werthe der Mittheilung erlangte und anfing mit etwas mehr Bewusstsein darauf auszugehen. Dies folgt unmittelbar aus den oben aufgestellten Grundsätzen. Wenn es auf gegenseitiges Verständniss abgesehen ist und als Mittel dazu hörbare Aeusserungen verwendet werden, so werden hörbare Laute der Gegenstand sein, zu dessen Wiedergabe und Mittheilung man am leichtesten greift; gerade wie irgend etwas anderes dem am leichtesten beifiele, der ein anderes Mittel brauchte. Um noch einmal das alte und abgebrauchte, aber schlagende Beispiel zu wiederholen: hätten wir die Vorstellung eines Hundes auszudrücken und das Mittel dazu wäre ein malerisches, so würden wir den Umriss eines Hundes zeichnen; bestände es in einer Geberde, so würden wir irgend eine dem Thiere eigenthümliche sichtbare Bewegung, z. B. sein Beissen oder Schwanzwedeln, durch Geberde nachahmen; wäre es die Stimme, so würden wir „wau-wau“ sagen. Dies ist die einfache Erklärung

der Wichtigkeit, welche dem onomatopoetischen Verfahren auf den frühesten Stufen der Sprachbildung zugeschrieben wird und werden muss. Wir brauchen dabei nicht einen besondern Hang des Menschen zur Nachahmung anzunehmen. Freilich können wir mit Grund sagen, der Mensch sei ein nachahmendes Wesen, aber seine Nachahmung ist nicht instinctiv oder unwillkürlich; er ahmt nach, weil er die Fähigkeit hat, das, was er an andern lebenden Wesen oder sonst in der Natur sieht, wahrzunehmen, zu beurtheilen und in nachgeahmter Form selbst wieder hervorzubringen, falls etwas damit erreicht wird, sei es Vergnügen oder ästhetischer Genuss oder Befriedigung des Mittheilungsbedürfnisses. Er ist Nachahmer aus demselben Grunde, aus dem er Künstler ist; das letztere ist nur die höhere Entwicklung des erstern.

Der Bereich der Nachahmung beschränkt sich aber keineswegs auf die in der Natur vorkommenden Laute, obwol diese zunächst und am leichtesten der Gegenstand einer Wiederholung mit beabsichtigter Bedeutsamkeit werden. Wie es damit steht, kann man zum Theil aus dem Bereiche der onomatopoetischen Worte in bekannten Sprachen ersehen. Es gibt aber eine bildliche Anwendung der Nachahmung, in der schnelle, langsame, plötzliche, wiederholte Bewegungen durch Lautverbindungen bezeichnet werden, die auf den Geist vermittels des Ohres ungefähr den Eindruck machen wie die betreffenden Bewegungen mittels des Auges. Und wir können wol begreifen, dass zu einer Zeit, wo ganz besonders dadurch Aeusserungen hervorgerufen wurden, der Sinn der Menschen geschärft war für das Wahrnehmen und Festhalten von Aehnlichkeiten, die jetzt unsrer Beachtung entgehen, weil wir, mit Ausdrucksmitteln aus andern Quellen reichlich versehen, unsre Aufmerksamkeit nicht mehr scharf dahin richten. Unsern Vorstellungen von Verhältnissen wie dem erwähnten ist nur theilweise zu trauen und sie müssen mit äusserster Vorsicht geprüft werden, da wir allesammt

jetzt Kinder der Zucht und Gewohnheit sind und die Dinge nicht anschauen können, wie Menschen ohne Zucht und ausgebildete Gewohnheiten es thun würden. Wir dürfen mit aller Ruhe nach dieser Richtung forschen, denken und schliessen, wenn wir nur den leitenden Grundsatz dabei vollständig festhalten, dass gegenseitige Verständlichkeit das Ziel ist, und dass alles, was zum gegenseitigen Verständniss führt und das allein, annehmbares Mittel ist. So werden wir auch gegen die Gefahr gesichert sein, in die höchst thörichte Lehre zu verfallen oder uns ihr zu nähern, dass es artikulirte Laute von rein natürlicher Bedeutsamkeit gegeben habe und durch Aneinanderreihung solcher verwickelte Vorstellungen kund gegeben werden konnten.

In Verbindung mit dieser Theorie vom Ursprung der Sprache aus Nachahmung stehen noch einige andre Punkte, die eine kurze Auseinandersetzung erfordern. Erstlich ist es, um sie zu stützen, nicht nöthig, dass auf den ältesten uns zugänglichen Sprachstufen onomatopoetische Ausdrücke als vorherrschend gefunden werden. Diese Stufen liegen schon zu weit vom Anfang ab, um einen solchen Fund zu ermöglichen. Der Zweck war, Mittel zum gegenseitigen Verständniss zu gewinnen, und wenn sie gewonnen waren, so war der Weg, auf welchem man dazu gelangt war, ziemlich gleichgültig und konnte in Vergessenheit gerathen. Diese Neigung, die Ursprünge zu vergessen, herrschte, wie wir oben oft bemerkt haben, im Wachsthum der Sprache bis auf den heutigen Tag. Die Sprechenden wissen nicht und kümmern sich nicht darum, woher ihre Worte gekommen sind; sie wissen nur, was diese bedeuten; auch der gelehrteste unter uns kann nur die Geschichte eines kleinen Theils seines Wortschatzes verfolgen und das nur eine kurze Strecke. Die allerältesten Sprachen sind ebenso rein conventionell wie die jüngsten; der Wilde hat kein schärferes Gefühl des etymologischen Zusammenhangs als der Culturmensch. Nichts hat der Nachahmungstheorie bei nüchternen Sprachforschern so

geschadet wie die Art, in der einige bei ihren Versuchen den Wortvorrath vorhandener Sprachen auf ursprüngliche Nachahmungslaute zurückzuführen die Grenzen wahrer Wissenschaft überschritten haben. Die Theorie beruht freilich zum Theil auf dem unleugbaren Vorhandensein eines beträchtlichen onomatopoetischen Bestandtheils in den spätern Sprachperioden, und auf der Thatsache, dass während der gesammten Geschichte der Sprache neuer Stoff auf diesem Wege gewonnen wird; dadurch wird die Onomatopöie zum Range einer *vera causa* erhoben, bewahrheitet durch allbekannte Thatsachen, und nichts, was nicht so bewahrheitet ist — wie z. B. die behauptete unmittelbar begriffliche Bedeutung artikulirter Lautverbindungen — darf überhaupt als *causa* auftreten; aber zum Theil und zwar zum wesentlichen Theil beruht jene Theorie auf der innern Nothwendigkeit der Sache, wie sie sich aus der gesammten unsrer Forschung zugänglichen Sprachgeschichte, aus dem Verhältniss des Sprechens zum Denken, aus der Anwendung und Bedeutung der Sprache ergibt. Hier liegt eben der andre Stützpunkt, dessen unsre Lehre bedarf: keine Darstellung des Ursprungs der Sprache ist wissenschaftlich, die sich nicht unmittelbar ohne Kluft an die spätere Geschichte der Sprache anschliesst und mit dieser ein Ganzes bildet.

Zweitens nun könnte es doch jemandem scheinen, als sei eine Kluft in der Entwickelungsgeschichte: denn warum fahren wir nicht noch jetzt fort, durch Onomatopöie Worte in Fülle zu machen? Ein kurzes Nachdenken wird die Grundlosigkeit dieses Einwurfs zeigen. Der Zweck der Onomatopöie war, durch ein möglichst leicht anwendbares Verfahren Mittel des gegenseitigen Verständnisses herbeizuschaffen; im Verhältniss nun, wie es leichter wurde dieselben Mittel durch ein andres Verfahren, Differenzirung und neue Gebrauchsweisen der schon vorhandenen Zeichen, zu erlangen, wurde das ursprüngliche Verfahren verhältnissmässig un-

gebräuchlich — und blieb ungebräuchlich, wenn es auch nie ganz ausser Gebrauch kam.

Ferner gibt unsre Theorie die befriedigende Lösung einer Schwierigkeit, die einigen zu schaffen gemacht hat. Warum sollen die Keime der Sprache das sein, was wir Wurzeln genannt haben, Gebilde, die so abstracte Dinge wie Thätigkeiten und Eigenschaften bezeichnen, da doch sicherlich die Dinge als solche am ehesten und leichtesten wahrgenommen werden. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, die letztere Behauptung mit Gründen, die mehr der Philosophie angehören, zu bekämpfen und dagegen aufzustellen, dass wir nur die anhaftenden Eigenschaften und die Thätigkeiten der Dinge wahrnehmen; für die, welche jene Schwierigkeit empfinden, wird es zweckmässiger sein, wenn wir darauf hinweisen, dass Sprechen soviel ist wie Zeichen für etwas geben, und dass jedenfalls nur für die einzelnen Eigenschaften oder Thätigkeiten Zeichen gemacht werden können. Nehmen wir wieder unser früheres Beispiel: es kann einen Seelenzustand geben, in dem ein unklarer Gesammteindruck eines Hundes vorhanden ist, der gerade hinreicht, um einen andern als dem gesehenen gleichartig erkennen zu lassen, aber ohne deutliche Vorstellung von seinen verschiedenen einzelnen Eigenschaften. So lange aber dies der Fall ist, kann kein Zeichen geschaffen werden; erst wenn jemand eine so klare Vorstellung von der Gestalt des Hundes hat, dass er mittels einer rohen Abbildung ein Zeichen desselben geben kann, oder sich die dem Hunde eigenthümlichen Thätigkeiten so bestimmt vorstellt, dass er Beissen, Wedeln oder Bellen durch irgend eine Nachahmung darstellen kann, ist er vorbereitet für einen Act der Spracherzeugung, dessen Gegenstand der Hund ist. Und so in jedem andern Falle: die Thätigkeit des Vergleichens und Abstrahirens muss vorangehen, die ersten Zeichen folgen; gerade wie wir oben für alle Sprachgeschichte gültig gefunden haben, dass die Vorstellung erst vorhanden ist, dann die Namen-

gebung eintritt. Das „wau-wau“ ist nun ein Muster, ein regelrechtes Beispiel der ganzen Gattung „Wurzel“. Es ist eine Andeutung, ein Zeichen, das in der Seele, die zur Auffassung desselben eingerichtet ist, eine bestimmte Vorstellung oder eine Reihe zusammenhangender Vorstellungen erzeugt, des Thieres selbst, dass es gehört wurde, zu welcher Zeit und unter welchen andern Umständen das geschah, und was darauf folgte. Jenes Zeichen bedeutet nicht das eine oder andre von diesen Dingen ausschliesslich, sondern begreift sie alle in sich. Es ist kein Verbum, denn dies hat den Nebensinn der Prädicirung, auch kein Name, es kann nach beiden Richtungen verwandt werden. Am nächsten trifft man den Sinn desselben, wenn man sagt, es bedeute „die Handlung des Bellens“, also gerade die Form der Abstraction anwendet, mit der wir am natürlichsten und angemessensten die Bedeutung einer „Wurzel“ darstellen. So ist es auch mit den beiden andern oben angedeuteten Arten von Zeichen; nur ist die Zeichnung von entschieden concreterer Beschaffenheit als Laut und Geberde, bezeichnet mehr das Ding im ganzen und bildet in gewisser Weise deren Gegensatz. Dass und wie die Art des Zeichens abhängt von dem Mittel, durch das es hergestellt wird, davon ist der Umstand ein redendes Zeugniss, dass der Gedankenausdruck durch bildliche Darstellungen, Hieroglyphen (der in seinem Ursprung von der Lautsprache unabhängig ist und neben ihr hergeht, wenn er auch am Ende gewöhnlich der Sprache im eigentlichen Sinne dienstbar gemacht wird) mit Zeichen für concrete Dinge anfängt und erst von diesen aus nachträglich zur Bezeichnung von Thätigkeiten und Eigenschaften gelangt. Im Chinesischen gibt eine Verbindung der Hieroglyphen für Sonne und Mond das Schriftzeichen für „Licht“ und „leuchten“, während im Gegensatz dazu die beiden Himmelskörper in den Sprachen gewöhnlich den Namen von ihrem Leuchten erhalten haben (siehe Seite 85). Im Aegyptischen bedeutet die Abbildung zweier schreitender

Beine „gehen“, während bei uns der „Fuss“ diesen Namen vom Gehen hat, als der „Geher“.

Es will uns scheinen, als könne vernünftigerweise niemand leugnen, dass es möglich war, auf die beschriebene Art und Weise einen Vorrath von Zeichen zu gewinnen, die sich zu solchen Wortschätzen, wie wir sie in den vorhandenen Sprachen vorfinden, entwickeln konnten, und zwar durch Vorgänge, die den im historischen Zeitraum der Sprache beobachteten gleich sind. Wenn das richtig ist und jene Art und Weise dem ganzen uns erkennbaren Verlauf der menschlichen Thätigkeit im Bereich der Sprache nicht nur nicht widerspricht, sondern völlig damit übereinstimmt, so haben wir eine annehmbare Lösung des uns jetzt zugänglichen Theils der Aufgabe gefunden, die wir zu lösen suchen. Eine wissenschaftliche Lösung derselben fordert, dass wir den Menschen nehmen wie er ist, bei ihm keine andern Fähigkeiten, als die wir wirklich in seinem Besitze finden, aber auch die, welche seine besondere menschliche Begabung ausmachen, alle voraussetzen, und dass wir untersuchen, ob und wie er damit zu Sprachanfängen gelangen würde, denen vergleichbar, die unsre historische Forschung und Zergliederung als die Keime der spätern Entwicklung nachgewiesen hat, über die hinaus uns historische Untersuchung aber nicht bringen wird. Wie der Mensch jetzt, wenn es nöthig wäre, zur Sprache gelangen würde, so kann er oder muss er es vor alters gemacht haben. Dieser Punkt gehört nicht in die historische Sprachwissenschaft, sondern bildet einen Anhang dazu, er ist ein Gegenstand für den Anthropologen, der zugleich Sprachgelehrter ist und weiss, was die Sprache für den Menschen bedeutet und welche Stellung ihr in dessen Entwicklung anzuweisen ist. Einer, der nur die Erscheinungen vieler Sprachen kennt, hat nicht das erforderliche Rüstzeug dazu.

Es versteht sich, dass eine so erzeugte Sprache ein rohes und unvollkommenes Ausdrucksmittel wäre, allein

das bildet für den heutigen Anthropologen kein Hinderniss, unsre Theorie anzunehmen. Wenn wir dem Urmenschen den Besitz von andern Bestandtheilen der Cultur absprechen und glauben, dass er solche aus dürftigen, von ihm selbst gemachten Anfängen herausgebildet hat, so ist kein Grund vorhanden, warum wir nicht dieselbe Ansicht in Betreff der Sprache hegen sollten, die ja auch nur ein solcher Bestandtheil ist. Auch zwischen den jetzt bestehenden Sprachen gibt es grosse graduelle Unterschiede, wie zwischen den bestehenden Culturzuständen im allgemeinen. Im Deutschen oder Englischen kann man unzählige Dinge ausdrücken, die sich im Fidschi oder Hottentotischen nicht sagen lassen, und ohne Zweifel kann mittels des Fidschi oder Hottentotischen sehr vieles gesagt werden, was die ersten menschlichen Sprachen nicht ausdrücken konnten. Denn was auch nur mit einigen Hunderten formloser Wurzeln an Deutlichkeit und selbst Feinheit des Ausdrucks erreicht werden kann, davon haben wir ein glänzendes, fast überraschendes Beispiel am Chinesischen. Dieselbe Sprache bezeugt hinlänglich, dass und wie Sätze aus blossen Wurzeln zusammengestellt werden können, wobei es dem Verständniss des Hörenden überlassen bleibt, die Beziehungen der Theile zu ergänzen. Der Grieche, Deutsche oder Engländer vermag eine Gedankenreihe in einer sehr langen Periode auszuspinnen, indem er durch geeignete Bindeworte das Verhältniss der einzelnen Sätze zum Hauptsatz, dem Hauptgedanken, bestimmt, und ebenso in mannichfach verschiedener Weise das Verhältniss der Theile des einzelnen Satzes zu einander. Diese Möglichkeit besitzen nur Sprachen von hoher Ausbildung und einem reichen Formenvorrath. Manche Sprachen können nur einfache Sätze bauen, da wol die Worte hinreichend geformt sind, um einen Satz mit bestimmt unterschiedenen Gliedern zu bilden, aber keine feinern Mittel der Satzverbindung vorhanden sind als Worte wie „und“ und „aber“. Noch andern fehlt auch die formale Bestimmung

der Satztheile; sie begnügen sich mit dem Ausdruck der nackten Begriffe und führen diese nur in solcher Anordnung vor, dass der Hörer die fehlenden Beziehungen aus seiner allgemeinen Vorstellung von dem, was gesagt werden soll, ergänzt. Noch ein Schritt rückwärts führt schon zu dem ursprünglichen Wurzelzustand der Sprache, wo einzelne Worte (Wurzeln) den Dienst eines ganzen Satzes vertreten mussten. Die Menschen begannen also nicht mit Redetheilen, die sie später zu Sätzen verbinden lernten, sondern mit Ausdrücken von umfassender Geltung, in denen die Redetheile noch unentwickelt lagen, mit noch im Keime liegenden Sätzen; ein einzelnes Wort drückte ein vollständiges Urtheil aus wie noch zuweilen bei uns, nur damals aus Armuth, jetzt aber aus Sparsamkeit. Die Forderung, dass das erste Sprechen aus „Sätzen" im heutigen Sinne des Wortes mit Subject und Prädicat und nähern Bestimmungen irgend welcher Art bestanden haben müsse, lässt sich genau mit einer Behauptung vergleichen, dass die ersten menschlichen Wohnungen wenigstens zwei Stockwerke und Keller enthalten mussten, dass es den frühesten Kleidungsstücken nicht an Knöpfen und Bändern gefehlt haben dürfe, oder dass die ersten Werkzeuge Handhaben hatten und durch Schrauben zusammengehalten wurden. In den drei letzten Fällen sieht man sofort, dass die genannten Zustände nur möglich sind bei der Voraussetzung, dass sie der Menschheit durch ein Wunder verliehen seien, dass der Mensch bei seiner Geburt nicht mit Anlagen allein, sondern mit deren fertigen Ergebnissen, den Erzeugnissen ihrer Ausbildung begabt sei; diese Voraussetzung trifft aber in Betreff der Sprache ebenso gut zu, sie gehört in eine Lehre, die den Ursprung der Sprache aus einem Wunder herleitet, aber in keine andere.

Das Wort „Wunder" ist hier dem Ausdruck „göttlicher Ursprung der Sprache" vorgezogen, weil ersteres das einzig bezeichnende ist. Es kann jemand die in

diesem Kapitel vertheidigten Ansichten haben, ohne an seinem Glauben an den göttlichen Ursprung der Sprache Schaden zu leiden, da er bei der Ueberzeugung bleiben kann, dass die Anlagen und Neigungen, die den Menschen überall und unausweichlich zur Spracherzeugung geführt haben, ihm vom Schöpfer zu diesem Zwecke eingepflanzt wurden und sich nur zur Erreichung eines vorhergesehenen und beabsichtigten Ergebnisses entwickeln. Wäre die Sprache als solche eine Gabe, eine Fähigkeit, eine Anlage, so möchte es angehen, sie als Gegenstand einer unmittelbaren Verleihung zu betrachten; da sie aber nur ein Ergebniss, ein historisches Ergebniss ist, so heisst es ein Wunder annehmen, wenn man sie zugleich mit der Entstehung des Menschen als fertiges Gebilde da sein lässt; diese Lehre darf keinen Platz finden oder nur dann, wenn man die Anfänge der menschlichen Entwicklung überhaupt als ein Werk des Wunders ansieht. Die von der Sprachwissenschaft begründete Betrachtungsweise des Wesens der Sprache entzieht der Lehre vom göttlichen Ursprung, wie sie früher gefasst wurde, ganz und gar ihren Boden.

Die Fähigkeit der Menschen, mit Verständniss und nicht blos aus blindem Triebe gewisse Mittel gewissen Zwecken anzupassen, ist, wie wir gesehen haben, diejenige, aus der die Erzeugung der Sprache am unmittelbarsten hervorgeht. Diese Befähigung ist keineswegs eine in sich einheitliche, im Gegentheil eine sehr zusammengesetzte und verschlungene. Aber man darf dem Sprachforscher so wenig wie dem Forscher auf andern Gebieten der Culturgeschichte zumuthen, hier zu entwirren und zu erklären, diese Aufgabe fällt vielmehr dem Psychologen zu, der das Wesen der menschlichen Seele und ihre Kräfte untersucht; dieser hat mit all den geistigen Fähigkeiten, die bei der Sprache in Betracht kommen, auch die Seelenkräfte zu erforschen, von denen jene in ihrer besondern Anwendung ein Ausfluss sind und die so zu bewusster Thätigkeit gebracht, hervorgelockt,

ausgebildet und entwickelt werden. Der Psycholog verrichtet eine Arbeit von grösstem Interesse und höchster Wichtigkeit, wenn er jene letzte Grundlage untersucht und klar macht, aus der die grossen Einrichtungen, die den Menschen zu dem machen, was er ist, Sprache, Gesellschaft, Sitte, Künste u. s. w., hervorgewachsen sind; wenn er die Geschichte der Ausbildung der menschlischen Kräfte im Zusammenhang mit diesen verfolgt; seine Hülfe und sein prüfendes Urtheil muss denen, die einzelne Culturgebiete zum besondern Gegenstand ihrer Forschung machen, überall von grossem Werth sein. In Betreff der Sprache ist das am allermeisten der Fall, denn die Sprache ist in einer ganz besonders hervorragenden Weise die Verkörperung und Offenbarung der Seelenthätigkeit. Aus diesem Verhältniss entsteht auch der Irrthum derer, welche die Sprachwissenschaft als einen Theil der Psychologie ansehen, ihr eine psychologische Schablone aufzwingen und sie nach psychologischen Methoden behandeln möchten; ein Irrthum, der durch unsre gesammte Betrachtungsweise der Sprache und ihrer Geschichte so sehr widerlegt ist, dass wir hier keine Worte mehr darüber zu verlieren brauchen. Die Sprache ist nur dasjenige Erzeugniss und Werkzeug der innern Kräfte, welches uns diese am unmittelbarsten und vollsten in ihren mannichfachen Wirkungsarten vor Augen bringt; das Mittel, wodurch unser inneres geistiges Leben nach aussen getragen, für uns und andre an den Tag gelegt wird, dass wir es sehen und untersuchen können.

Aus demselben nahen Verhältniss erwächst noch ein andrer, weit gröberer Irrthum, die Behauptung einer wirklichen Einerleiheit der Sprache mit dem Denken und der Vernunft. Auch diesen dürfen wir durch unsre ganze Beweisführung für widerlegt halten; nur die unvollkommenste Vorstellung vom Wesen der Sprache konnte ein so arges Versehen herbeiführen. Das Wort „Vernunft“ wird freilich oft in so unbestimmter, viel-

deutiger Weise gebraucht, dass Leute, die unklar denken und nicht folgerichtig schliessen, dadurch beirrt werden konnten; aber bei jemandem, der es unternimmt, seine Mitmenschen über die hierhergehörigen Wissensgebiete aufzuklären, ist solche Unfähigkeit, die wichtigsten Grundbegriffe derselben zu fassen, nicht zu entschuldigen. Die Sprache ist im ganzen und grossen die klarste und hervorragendste Bethätigung der höhern Anlagen des Menschen mit dem ausgedehntesten und tiefsten Einfluss auf alle andern, und die Ueberlegenheit der Anlagen des Menschen wird in unbestimmter Weise seine Vernunft genannt — das ist der ganze Grund für die Behauptung jener Einerleiheit. Es sind viele Fähigkeiten, die zur Erzeugung von Sprache führen, und es gibt andre Bethätigungen derselben ausser der Sprache. Wir brauchten nur einen durchaus normal angelegten Menschen zu nehmen und einer einzigen Art von Sinneseindrücken, denen des Gehörs, den Zugang abzuschneiden — er würde niemals Sprache bekommen. Wenn also Sprache gleich Vernunft ist, so muss man Vernunft als Thätigkeit des Gehörnerven erklären.

Ob unter den Kräften, die zur Erzeugung von Sprache mitwirken, eine oder mehrere sind, die sich bei keinem einzigen Thiere in irgend einem Grade finden, ist eine Frage, deren Entscheidung dem Psychologen überlassen bleiben muss. Man kann jedoch wol behaupten, dass eine solche bisjetzt nicht nachgewiesen, aber auch, dass ein solcher Nachweis für uns nicht erforderlich ist: ein einfacher Gradunterschied zwischen den Mensch und Thier gemeinsamen Anlagen ist völlig hinreichend, um den Besitz auf der einen, den Mangel auf der andern Seite zu erklären. Eine erhöhte Fähigkeit zu vergleichen, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten wahrzunehmen, eine damit verbundene grössere Fähigkeit zu abstrahiren oder die Aehnlichkeiten und Unterschiede als charakteristische Merkmale der verglichenen Dinge anzuschauen, und vor allem ein entwickelteres Selbstbewusstsein, eine Fähigkeit, sich selbst als handelnd

und empfindend zu erkennen, über die Bewegungen der eignen Seele nachzudenken — damit sind, wie uns scheint, die Richtungen angegeben, in welchen die entscheidende Ueberlegenheit zu suchen ist. Es ist höchst ungerecht zu behaupten, dass einige Thiere sich nicht der Fähigkeit zu sprechen nähern und zwar sehr deutlich nähern. Nach dem Verhältniss, in welchem sie, wie wir es nennen, „intelligent“ sind (Verstand haben), sind sie im Stande in deutlicher und fruchtbarer Weise Vorstellungen mit Zeichen zu verknüpfen, mit Zeichen nämlich, die wir für sie machen und mit denen wir sie lenken und beherrschen. So weit geht ihre Fähigkeit, aber sie reicht nicht so weit, um ein solches Zeichen aus sich heraus zu erzeugen oder es auch nur von der höhern Gattung, dem Menschen, anzunehmen und dann selbständig zu verwerthen. Zwischen unsern Gaben und denen der Thiere liegt ein weiter, ihnen unüberschreitbarer Zwischenraum, und wer, ängstlich besorgt dem Menschen seine überlegene Stellung zu wahren, diesen Raum noch ausdehnen und Schlagbäume darauf anlegen will, verräth eine unnöthige Furcht.

An die von uns vertretene Anschauung der Sprache als eines Bestandtheils der menschlichen Cultur knüpft sich noch ein andrer wichtiger Satz. Die Erzeugung von Sprache steht nicht in ursächlichem Zusammenhang mit der Entwicklung des Menschen aus einer andern und niedern Gattung. Ihr Wirkungsgebiet beschränkt sich darauf, den Menschen aus dem Zustand der Wildheit auf die Stufe zu erheben, die er zu erreichen fähig war. Die einzige Entwicklung, bei der sie in Betracht kam, ist die geschichtliche Entwicklung der Anlagen des Menschen, abgesehen natürlich von der geringern und nicht so weit greifenden Umbildung, die auf dem Wege der gewöhnlichen Vererbung vor sich geht. Die Abkömmlinge eines Culturvolkes sind bildungsfähiger als die eines wilden. Die Fähigkeit zu noch höherer Cultur wächst mit der allmählichen Zunahme der Cultur; und wenn ein Volk plötzlich mit einer Cultur in Berührung gebracht wird,

die der seinigen zu weit voraus ist, wird es dadurch eher verdorben und zu Grunde gerichtet als gehoben. Die Leistungsfähigkeit des Gehirns, die Denkkraft wird durch die Sprache erhöht, aber sie bringt keine Unterschiede hervor, die zur Ausbildung und Abtrennung einer besondern Gattung führen. Alle Menschen sprechen, jede Abtheilung des Menschengeschlechts nach Massgabe ihrer Befähigung und Cultur, aber alle bilden eine Gattung. Für den Zoologen ist der Mensch einer Zeit, in der die ersten Anfänge der Sprache gemacht wurden, dasselbe, was er heute ist, für den Geschichtsforscher aber etwas sehr verschiedenes. Der Satz „der Mensch konnte nicht zum Menschen werden · ausser durch die Sprache, um aber Sprache zu haben, musste er schon Mensch sein", ist einer von jenen mystischen Aussprüchen, die bewundernswürdig sind, wenn sie als das genommen werden, was sie sein sollen, als poetische Ausdrucksweisen, deren scheinbarer innerer Widerspruch die Aufmerksamkeit erregt und zum Nachdenken und Untersuchen auffordert. Sie zur Grundlage oder zum Prüfstein wissenschaftlicher Darstellungen zu machen, ist lächerlich. Bei dem angeführten Satze liegt das verfängliche in dem Spiel mit dem Doppelsinn des Wortes „Mensch"; richtig ausgelegt, wird er zu einem annehmbaren Ausdruck unsrer eignen Ansicht: „der Mensch konnte sich aus seinem natürlichen Zustand nur mit Hülfe der Sprache zu dem erheben, welchen er zu erreichen fähig und bestimmt war; aber er könnte niemals Sprache erzeugt haben, ohne von Anfang an mit denselben Fähigkeiten ausgestattet zu sein, die wir noch jetzt an ihm sehen und die ihn zum Menschen machen."

Wir haben schon bemerkt, dass der Sprachforscher gegenwärtig nicht im Stande ist, auch nur in einer irgendwie begründeten Vermuthung genau den Zeitpunkt festzustellen, wann die ersten Keime der Sprache in der Geschichte des Menschen sich aufthaten, ebenso wenig die Zeitdauer, die zu ihrer allmählichen

Weiterentwicklung erforderlich war. Die Ansichten gehen darüber sehr aus einander, und es ist für jetzt keine Aussicht sie zusammenzubringen, da es keinen festen Anhalt gibt um ihre Richtigkeit zu prüfen. Dass der Vorgang ein langsamer war, können wir mit Grund aus unsrer Kenntniss der spätern Sprachgeschichte schliessen. Was die genaue Gradbestimmung der Langsamkeit betrifft, so ist die ein unwesentlicher Punkt, den wir künftiger Erkenntniss zu entscheiden überlassen dürfen, falls sie dazu im Stande sein wird. Wir müssen uns hier besonders gegen das Streben verwahren, die Spracherzeugung als eine Arbeit darzustellen, der die Menschen sich hingeben, auf die sie ihre besondere Aufmerksamkeit richten, die einen Theil ihrer Kraft gänzlich beschäftigt, sodass sie deswegen weniger wirksam nach andern Richtungen thätig sein konnten. Spracherzeugung geht nur beiläufig, infolge des gesellschaftlichen Lebens und der Culturentwicklung vor sich, jede einzelne sprachliche That hat eine bestimmte treibende Ursache und Veranlassung, der die Hauptbedeutung zukommt und der gegenüber die Namengebung ganz untergeordnet ist. Es wäre ebenso irrthümlich zu glauben, dass zu irgend einer Zeit die Menschen sich darauf legten, Ausdrücke zu schaffen und zu künftigem eignen Gebrauch oder zum Gebrauch ihrer Nachkommen aufzuhäufen, wie anzunehmen, dass zu irgend einer andern Zeit die Menschen Begriffe und Gedanken aufspeicherten, für die ihre Nachfolger Ausdruck finden sollten. Jeder Zeitraum stellt gerade soviel her, als er Veranlassung hat herzustellen, nicht mehr. Eine Generation oder ein Zeitraum mag in der That durch glückliche sprachliche Verkörperung einer besonders fruchtbaren begrifflichen Unterscheidung den Keim zu einer Entwicklung pflanzen, die künftig grossartige Folgen hat, und einen Grund legen, auf dem sich viel bauen lässt; der Art war (wie wir oben wahrzunehmen glaubten) die im Indogermanischen früh erfolgte Festsetzung einer eignen

prädicativen Form, eines Verbums. Dies entspricht genau jenen glücklichen Erfindungen oder Entdeckungen (z. B. der Bearbeitung des Eisens, der Zähmung nützlicher Thiere), die dann und wann in der Geschichte eines Volkes auftretend derselben eine günstige Wendung gegeben und einen Aufschwung der Entwicklung eingeleitet haben, der, wie es von vornherein scheinen möchte, ebenso wol einem andern Volke erreichbar war. Solche Ereignisse pflegen wir zufällige zu nennen, und dürfen das wol thun, wenn wir uns hüten darunter etwas andres zu verstehen, als dass sie die Wirkung so zahlreicher und unbestimmbarer Kräfte und Umstände sind, dass wir uns diese nicht deutlich vorstellen und ihr Ergebniss nicht hätten voraussagen können. Aber, mag es schneller oder langsamer geschehen, Spracherzeugung geht ununterbrochen fort, Grad und Art derselben ändern sich nach den Verhältnissen der Sprechenden, sie hört aber nie auf, und geht heute so gut vor sich wie zu irgend einer Zeit.

Welchen Namen wir dem Vorgange und seinem Ergebniss beilegen sollen, ist ziemlich gleichgültig. Erfindung, Schöpfung, Erzeugung u. s. w. sind Ausdrücke, die ihre Liebhaber aber auch heftige Gegner haben. Vorausgesetzt, dass wir begreifen, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält, so brauchen wir um die Namen, mit denen sie bezeichnet wird, keine grosse Sorge zu tragen. Jedes Wort kann nicht unpassend mit einer Erfindung verglichen werden: es kann nur an seinem Orte, auf diese besondere Weise und unter den und den Umständen erdacht werden, ist in den frühern Sprachgewohnheiten schon vorbereitet und beeinflusst den Gang der weitern Entwicklung; aber als Ganzes ist jede Sprache eine Einrichtung, an welcher viele, vielleicht Hunderte von Generationen und ungezählte Tausende Einzelner mitgearbeitet haben.

FUNFZEHNTES KAPITEL.

Die Sprachwissenschaft. Schluss.

Wesen der Sprachforschung; Aehnlichkeiten derselben mit den Naturwissenschaften. — Ihre Methode die der historischen Wissenschaften; Etymologie; nach welchen Regeln diese betrieben werden muss, um erfolgreich zu sein. — Vergleichende Grammatik und Sprachwissenschaft. — Geschichte der wissenschaftlichen Sprachforschung.

Was wir hier zum Schluss über die Sprachforschung zu bemerken haben, kann nur kurz sein und bildet wesentlich nur einen Anhang näherer oder fernerer Folgerungen aus dem bereits Vorgetragenen. Für den, der die oben entwickelten Ansichten über die Sprache annimmt, ergibt sich das übrige von selbst; mit dem, der es nicht thut, sich auseinanderzusetzen ist es hier zu spät.

Ob man zunächst gewillt ist der Sprachforschung den Namen einer Wissenschaft einzuräumen oder nicht, darauf kommt sehr wenig an. Sie hat ihr eigenartiges Wesen, ihr besondres Gebiet und ihre bestimmte Bedeutung für andre Wissenszweige. Wessen Definition von Wissenschaft sie ausschliesst, mag dabei bleiben, der Sprachforscher braucht auf dessen Anerkennung nicht zu bestehen.

Er muss aber darauf bestehen, dass das Wesen seines Forschungsgebietes nicht falsch dargestellt und so

dessen Bedeutung übertrieben und da gesucht werde, wo es keine hat — wie es z. B. geschieht, wenn man die Sprachforschung den Naturwissenschaften beizählt, namentlich in unsrer Zeit, wo diese jeden zur Bewunderung ihrer Leistungen hinreissen und fast so weit gehen, den Namen der Wissenschaft für sich allein in Anspruch zu nehmen. Dass eine Meinungsverschiedenheit unter den Hauptvertretern der Sprachforschung darüber herrschen kann, ob sie zu den Naturwissenschaften oder den historischen gehöre, ist ein auffallendes Zeugniss dafür, wie in der Geschichte dieser Disciplin die Gegenwart noch eine Zeit des Gründens und Werdens ist. Die Frage darf aber jetzt für so gut wie endgültig entschieden gelten; sicherlich ist es hohe Zeit, den, der die verkehrte Ansicht hat, aus der Liste zu streichen als einen, der das A-b-c der Wissenschaft noch zu lernen hat. Eine Forschung, bei der Handlungen, Verhältnisse und Gewohnheiten des Menschen nicht blos eine wichtige Rolle spielen, sondern die entscheidende Hauptsache sind, kann unmöglich etwas andres sein als ein Zweig der Geschichtswissenschaft. Nicht ein einziger Bestandtheil irgend einer lebenden Sprache wird ausgesprochen ohne den Willen des Sprechenden; keiner wird erzeugt, keiner ist je erzeugt oder gelernt und verändert worden aus andern Ursachen als die im Willen des Menschen liegen, in menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Anstalten bestehen. Zu den Gegenständen der Naturwissenschaft kann man solche Erscheinungen nur dann rechnen, wenn man deren Wesen völlig misversteht, ihre Aehnlichkeit mit den naturwissenschaftlichen Thatsachen zu falschen Schlüssen misbraucht.

Diese Aehnlichkeit ist vorhanden und auffallend, und wird oft in passender Weise zu lehrreichen Erläuterungen benutzt. Kein Zweig der Geschichtsforschung gleicht einer Naturwissenschaft so sehr wie die Sprachwissenschaft, sie hat es mit einer unendlich mannichfaltigen Menge einzelner Thatsachen zu thun, die beobachtet,

weiter überliefert, nach allen Seiten untersucht, in ihren verschiedenen Beziehungen zu einander bestimmt werden können. Eine Verbindung artikulirter Laute, die ein Wort bilden, ist beinahe ein so körperliches Ding wie ein Polyp oder eine Versteinerung; sie kann zu künftiger gelegnerer Prüfung auf dem Papier aufbewahrt werden wie eine Pflanze in einem Herbarium. Obwol das Erzeugniss einer Willensthätigkeit, ist das Wort doch kein Kunstprodukt; was der Erzeuger bewusstermassen hat daraus machen wollen, ist nur der geringste Theil von dem, was wir darin zu entdecken suchen; wir wollen die Umstände herausfinden, die ihm selbst unbewusst seinen Willen lenkten und seine Thätigkeit zu diesem bestimmten Ziele führten; wir betrachten es als Theil eines Systems, als Glied einer geschichtlichen Entwicklungsreihe, als Zeugniss einer Begabung, eines Culturzustandes, eines ethnologischen Zusammenhangs. So ist ein Steinwerkzeug, der eingekratzte Umriss eines Thieres, ein Ornament ein Werk der Absicht, aber es ist zugleich als geschichtliches Denkmal frei von aller Absichtlichkeit, sein Zeugniss so unmittelbar sicher, wie das eines fossilen Knochens oder einer Fusspur. Die Gegenstände, mit denen sich die prähistorische Forschung beschäftigt, sind in noch höherm Grade körperlicher Art als die der Sprachwissenschaft, aber es ist noch nie jemandem eingefallen, erstere zu den Naturwissenschaften zu rechnen.

Da die Sprachwissenschaft zu den historischen Wissenschaften gehört, so sind auch ihre Beweismittel die der Geschichtsforschung und ihr Beweisverfahren derselben Art. Es hat keine mathematische Sicherheit, sondern führt nur zu Wahrscheinlichkeiten, grössern und geringern, gerade wie bei historischen Untersuchungen auf andern Gebieten. Hier herrschen keine Gesetze, deren strenge Anwendung zu nothwendig sichern Ergebnissen führen muss. In ausgedehnterm Masse Beweismaterial zu sammeln, dies sorgfältig zu sichten und so zu entscheiden, was für den vorliegenden Fall passt, scheinbar wider-

sprechende Zeugnisse sorgfältig gegen einander abzuwägen, Schlüsse nicht weiter zu treiben, als die gegebenen Grundlagen erlauben, mit einem negativen Ergebniss, wenn nöthig, zufrieden zu sein — kurz alles, was dem Geschichtsforscher auf allen geschichtlichen Gebieten eigen sein sollte, ist auch in der Sprachwissenschaft unentbehrlich und nichts kann es entbehrlich machen.

Das ganze Werk der Sprachforschung beginnt mit der Etymologie, dem Aufspüren der Geschichte einzelner Worte und Wortbestandtheile, und beruht auf dieser. Von den Worten steigt die Untersuchung zu Wortklassen, Redetheilen, ganzen Sprachen hinauf. Von der Genauigkeit des etymologischen Verfahrens hängt also der Erfolg des Ganzen ab; und die Vervollkommnung der Methode in dieser Richtung ist es, was vorzüglich die heutige Sprachforschung von der frühern unterscheidet. Die frühere arbeitete auf derselben Grundlage wie die heutige, d. h. der Beobachtung von Form- und Bedeutungsübereinstimmungen zwischen Worten; aber sie war zu oberflächlich, um auf Erfolg hoffen zu können; sie liess sich durch äusserliche Aehnlichkeiten leiten ohne Rücksicht auf die wesentliche Verschiedenheit, die darunter verborgen sein konnte — als wollte der Naturforscher grüne Blätter, grünes Papier, grüne Insectenflügel und grüne Steine vergleichen und in eine Klasse bringen; sie kümmerte sich nicht um die Quellen ihres Stoffes, kurz, beherrschte ihren Gegenstand nicht genügend, um eine Methode seiner Behandlung zu finden. Erweiterte Kenntniss der Thatsachen und damit zusammenhangendes besseres Verständniss ihrer Beziehungen änderte diesen Zustand. Vor allem war es die Zerlegung der Sprachenmenge in Stämme mit ihren Abtheilungen und Unterabtheilungen, die Begriffsbestimmung von verwandt und unverwandt, die Bestimmung von Verwandtschaftsgraden, wodurch der grosse Umschwung bewirkt wurde, indem sich danach die Grundsätze änderten, nach denen der wahrschein-

liche Werth der einzelnen Fälle geschätzt wird. Man erkannte, dass eine nahe Wortübereinstimmung zwischen zwei eng verwandten Sprachen die Wahrscheinlichkeit richtiger Auffassung für sich hat, aber bei einer solchen zwischen nur entfernt verwandten oder als unverwandt betrachteten Sprachen die Wahrscheinlichkeit dagegen spricht; daraus folgt, dass die vergleichende Untersuchung, um erfolgreich zu sein, mit genauer Berücksichtigung nachgewiesener Verwandtschaften geführt werden muss. So lange es noch unentschieden ist, ob eine Verwandtschaft bestehe oder nicht, sind natürlich alle Vergleichungen nur tastende Versuche und dürfen in jeder Richtung angestellt werden, vorausgesetzt, dass man sich hütet, den Werth der gewonnenen Ergebnisse zu überschätzen. Steht aber ein Sprachstamm wie der indogermanische einmal fest und ist in Abtheilungen, Unterabtheilungen und Dialekte gesondert auf Grund der Sammlung und genauen Prüfung einer umfassenden Summe von Thatsachen, und steht neben ihm ein andrer wie der semitische und noch ein weiterer wie der ural-altaische, so dürfen Wortvergleichungen selbst zwischen einzelnen Abtheilungen desselben Sprachstammes nur mit strenger Unterordnung unter die allgemeine Vergleichung dieser ganzen Abtheilungen gemacht werden, und nicht weniger vergleichende Zusammenstellungen aus verschiedenen Sprachstämmen; die letztern sind in der That ganz zu verwerfen, ausgenommen in dem Sinne, dass man möglicher Weise dadurch Mittel zur Entscheidung der Frage erlangen könnte, ob diese Stämme nicht doch im letzten Grunde verwandt seien — eine Frage, die in der Theorie immer eine offne ist, deren ungemeine Schwierigkeit aber in den frühern Kapiteln genügend zur Anschauung gebracht ist. Jedenfalls können Entsprechungen, die zwischen verschiedenen Sprachstämmen zu herrschen scheinen, nur dann für echt gelten und als Zeichen ursprünglichen Zusammenhangs verwerthet werden, wenn man von dem Sprachstoff und -Bau aller Stämme eine gleichmässig gründ-

liche Einsicht hat, wenn alle Mittel der Erklärung, die innerhalb der Grenzen jedes einzelnen Sprachstammes liegen, zur Geltung gebracht sind. Es ist nicht genug, dass diese vorbereitende Arbeit in einem Sprachstamme gethan ist; die Gegenstände der Vergleichung müssen erst auf den gleichen Werth reducirt werden, ehe man sie als commensurabel behandeln darf.

Es gibt, kurz gesagt, zwei Hauptregeln, nach denen jegliche Vergleichung betrieben werden muss: erstens, Vergleichungen müssen die anerkannten Grenzen des genetischen Zusammenhangs berücksichtigen; zweitens, der Vergleicher muss den Stoff auf beiden verglichenen Gebieten gründlich und gleichmässig beherrschen. Noch heutzutage füllen Leute ganze Bände mit nichtigem Gerede über sprachliche Dinge, weil sie jene Regeln vernachlässigend weitgehende und werthlose Schlüsse aus falschen und ungenügenden Grundlagen ableiten. Andrerseits lässt sich keine Grenze bestimmen, wohin sich bei gebührender Berücksichtigung der Regeln die Vergleichung nicht erstrecken und werthvolle Ergebnisse bringen könnte. Wir haben schon bemerkt, dass keine Erscheinung irgend einer Sprache völlig begriffen wird, ehe sie im Lichte aller analogen Erscheinungen, sei es aus verwandten oder unverwandten Sprachen, betrachtet ist, und ohne Zweifel werden immerfort, so lange noch irgend ein Winkel der Erde undurchstöbert ist, einige der Ansichten, auf die wir jetzt zuversichtlich bauen, etwaiger Veränderung oder Verwerfung ausgesetzt bleiben.

Die vergleichende Methode ist in Wirklichkeit der Sprachforschung nicht mehr eigen als den andern Zweigen der heutigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Aber ihr Antheil an dem neuen Aufschwung der Sprachwissenschaft am Anfang unsers Jahrhunderts war hervorragend genug, um den Namen „vergleichende Grammatik", wie den frühern „vergleichende Anatomie" und den spätern „vergleichende Mythologie", allgemein und eine Zeit lang beliebter als jeden andern zu machen: Er ist auch noch bezeichnend genug, wenn er auf die

Seite der Forschung angewendet wird, die sich mit der Sammlung und Sichtung des Stoffes beschäftigt, um so Entsprechungen und Verwandtschaften zu finden und in die Geheimnisse des Sprachbaus und der geschichtlichen Entwicklung der Sprache einzudringen; aber er ist ungenügend, wenn er auf die ganze Wissenschaft — die Sprachwissenschaft, Linguistik oder Glottologie — bezogen werden soll. Vergleichende Grammatik und Linguistik sind, wie wir sagen können, zwei Seiten derselben Wissenschaft; die erstere hat es zunächst und vor allem mit den Erscheinungen einer bestimmten Sprachengruppe zu thun, theilt dies ein, sucht ihre Beziehungen nach allen Seiten auf und zieht die Schlüsse, die sich daraus ergeben; die letztere macht die für Sprache überhaupt geltenden Gesetze und allgemeinen Principien zu ihrem Hauptgegenstand; die eine richtet mehr den Stoff her, die andre gibt mehr die regulirende Anweisung, Kritik und Theorie; die eine ist wichtiger als Theil einer fachmässigen Ausbildung, die andre mehr als Zubehör allgemeiner wissenschaftlicher Bildung — wenn es überhaupt selbst für den Sprachforscher angemessen ist, die Frage nach ihrem gegenseitigen Werthverhältniss aufzuwerfen; fehlt ihm eine von beiden, so wird er nicht im Stande sein das gründlichste und beste zu leisten.

Dennoch sind die beiden Seiten verschieden genug, dass ein Gelehrter sich auf der einen auszeichnen kann ohne auf der andern hervorragend zu sein. Die Sprachwissenschaft verläuft nach der Seite der vergleichenden Grammatik in die Untersuchung einer unendlichen Menge von Einzelheiten, wie die Chemie oder Zoologie, und jemand kann in ihr mit der Behandlung einzelner Vorgänge ausserordentlich vertraut sein, während er in Bezug auf die Gesammtanschauung in völligem Irrthum dahingeht, gerade wie jemand ein geschickter praktischer Chemiker sein und dabei wenig oder nichts von der philosophischen Seite der Chemie wissen kann, oder ausgezeichnet in der vergleichenden Anatomie der

Thiere ohne gründliche Kenntniss oder richtige Ansicht von den Grundlehren der Biologie. Zum Belege, dass es sich so verhält, liessen sich leicht aus der jetzigen Generation merkwürdige Beispiele von Männern anführen, die als vergleichende Grammatiker hohes Ansehen geniessen und sobald sie versuchen, sich allgemeinern Wahrheiten der Sprachwissenschaft zu behandeln, in Widersprüche und Ungereimtheiten verfallen, oder bei weniger eingreifenden Dingen den Mangel einer gesunden und haltbaren theoretischen Grundlage verrathen. Sprachvergleichung von weitester Ausdehnung und grösstem Werth ist längst geübt worden und wird noch geübt, aber die allgemeine Sprachwissenschaft gewinnt erst in neuester Zeit Gestalt, und ihre Grundsätze sind noch der Gegenstand grosser Meinungsverschiedenheit und lebhaften Streites. Es ist hohe Zeit, dass dieser Zustand der Dinge, der in einer Wissenschaft nur während der Zeit des Wachsens und Gestaltens erträglich ist, endlich aufhöre, und wie in andern Erfahrungswissenschaften, z. B. der Chemie, Zoologie, Geologie, eine Summe von Thatsachen nicht nur, sondern von Wahrheiten als so fest gegründet anerkannt werde, dass wer sie leugnet, kein Recht hat ein Mann der Wissenschaft zu heissen.

Die Geschichte der Sprachwissenschaft durchzunehmen ist eine Aufgabe, für die uns kein Raum bleibt und die hier auch übergangen werden darf; sie bildet einen Gegenstand für sich und ist in selbständigen Werken behandelt worden.* Die Anfänge unsrer Wissenschaft liegen so weit zurück wie die Zeit, wo Menschen zuerst anfingen, die Erscheinungen, die sie an sich selbst und in der umgebenden Welt beobachteten, zu unter-

---

* Angesehene Werke sind darüber: L. Lersch, Sprachphilosophie der Alten (1840); H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (1862—63); Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland (1869). — Dr. J. Jolly

suchen und darüber nachzudenken. Die Ansätze zu den wichtigsten heute gangbaren Lehren finden sich z. B. in den Speculationen der griechischen Philosophen, nur ohne rechte Klarheit und mit vielen Irrthümern untermischt. Ihre Erkenntniss gründete sich fast allein auf die Erscheinungen ihrer eignen Sprache, und das war unzureichend, um gültige allgemeine Sätze zu gewinnen. Bei dem grossen Fortschritt, der im vorigen Jahrhundert eintrat und zur Heranbildung einer ganzen Genossenschaft neuer Wissenschaften führte, musste dem natürlichen Lauf der Dinge nach auch eine Sprachwissenschaft entstehen, und sie entstand. Die darauf gerichtete Bewegung wurde im vergangenen Jahrhundert würdig eingeleitet durch gedankenvolle und anregende Schriften von Männern wie Leibniz und Herder; dazu kamen die reichen Sammlungen von Thatsachen und die ersten Versuche zur Eintheilung der bekannten Sprachen, wie sie von den Russen unter Katharina, von Adelung, Vater und andern ausgeführt wurden; ferner die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft und der Hinweis auf die verwandtschaftlichen Zusammenhänge und die Wichtigkeit dieser Sprache durch Jones und Colebrooke. Nichts war der schnellen Erreichung des Zieles so förderlich wie der letzte Umstand; die seit langer Zeit sich aufhäufenden Thatsachen rückten auf einmal an ihre richtige Stelle, ihre Beziehungen zu einander stellten sich klar heraus, und auf dem Grunde der indogermanischen Sprachen wurde die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik aufgebaut. Friedrich Schlegel gehört zu denen, die den Weg bahnten, der Führer aber war vor

---

hat der Uebersetzung von des Verfassers „*Language and the Study of Language*“ (unter dem Titel: „Die Sprachwissenschaft“, München 1874) einige Kapitel mit einer Skizze dieses Gegenstandes angehängt; viele interessante Einzelheiten geben M. Müller's „*Lectures on the Science of Language*“, *1st series.*

allen andern Franz Bopp. Neben Bopp's grosser „Vergleichender Grammatik der indogermanischen Sprachen" erschien Jacob Grimm's vergleichende Grammatik der germanischen Abtheilung des Sprachstammes („Deutsche Grammatik"), die, beide in ihrer Art Meisterwerke, die historische Sprachforschung sofort zu dem Range einer Wissenschaft erhoben.

Fast alle diese Namen sind, wie man sieht, deutsche, und in der That gebührt Deutschland fast allein der Ruhm, die vergleichende Grammatik herangebildet zu haben; was aus andern Ländern dazu beigetragen wurde, ist von untergeordneter Bedeutung. In Deutschland sind aus der jetzigen, grösstentheils noch thätigen Generation von Sprachforschern Georg Curtius, Pott, Benfey, Schleicher, A. Kuhn, Leo Meyer wol die hervorragendsten; aber sie haben so viele beinahe gleich ausgezeichnete Genossen, dass es fast gehässig klingt, wenn man einzelne Namen nennt und bei der Aufzählung ebenso viele andre übergeht. Ausserhalb Deutschlands haben Rask in Dänemark, Burnouf in Frankreich und Ascoli in Italien das meiste Recht neben den grossen deutschen Meistern genannt zu werden.

Aber während Deutschland die Heimat der vergleichenden Grammatik ist, haben die Gelehrten dieses Landes, wie schon oben angedeutet, sich viel weniger in dem ausgezeichnet, was wir Sprachwissenschaft genannt haben. Uneinigkeit in Betreff der Grundfragen, Unsicherheit der Anschauung, Mangel an Folgerichtigkeit herrschte unter ihnen nicht minder wie anderswo, sodass man von einer deutschen Sprachwissenschaft als von etwas gewissermassen fertigem noch nicht reden kann; und nachdem die Welt gewohnt ist, in allen hierher gehörigen Dingen die Führung von Deutschland zu erwarten, muss man dort erst zu einer gewissen Einigkeit gelangt sein, ehe sich behaupten lässt, es gebe eine Gesammtsprachwissenschaft. Indess kann bei dem gegenwärtigen Zustand der Sprachforschung auf der einen, der Anthropologie auf der andern Seite die

Zeit des Chaos unmöglich viel länger dauern; wenn die Menschen anfangen werden, diejenigen Erscheinungen des Lebens und Wachsthums der Sprache, die ihnen am nächsten liegen, begreifen zu lernen, dann werden sie sicherlich zu consequenten und vernünftigen Ansichten über Geschichte, Ursprung und Wesen dieser ältesten und werthvollsten gesellschaftlichen Einrichtung des Menschengeschlechts kommen.

Sachregister.

A, *an*, engl. Art. *A* 135.
Ableitungsendungen, indogerm. 208.
Ablaut 131, 133.
Abstracte Begriffe, Ausdrücke dafür von Worten sinnlicherer Bedeutung hergenommen 90.
Abyssinischer Zweig des Semitischen 262.
Accent als Zeichen der Worteinheit 126.
Accusativ als Subj. beim Infinitiv 95.
Achämenidische Sprache 195.
Adjectiv ursprüngl. identisch mit Substantiv 216; Comparation 229; Congruenz 230; Verlust der Flexion 106, im Englischen 107, 230; adjectivische Anwendung der Substantiva im Engl. 139.
Adverb 208.
Afghanisch 196.
Afrikanische Sprachen 269—274.
Agglutination 246.
Aegyptisch 269.
-ai, Endung des Futurums im Französischen 94.
aivs, got. 83.
Akkadisch 249.
Albanesisch 198.
Algonkin 276, 280.
ali-lanti, althochd. 82.
aller, franz. 177.
Altbaktrisch 195.
Alter des Menschengeschlechts 203.
Althochdeutsch 37, 191.
Altpersisch 195.
Altpreussisch 192.
Altsächsisch 191.
am, engl. 109.
Amerika 143.
Amerikanische Sprachen 275 fg.
Amerikanismen 165.
Amharisch 262.
Analogie, Wirkung derselben im Wachsthum der Sprache 75.
Analytischer u. synthetischer Bau 222.
Aneignung der Sprache durch den Einzelnen 7—32.
Angelsächsisch 107.

animus 144.
Arabisch 261, 262, 264.
Aramäisch 261, 262.
Arische Sprachen 190, 195, 196.
Armenisch 196; Lautverschiebung 73.
Armoricanisch 193.
Arteneinheit oder -vielheit des Menschengeschlechts durch die Sprache nicht beweisbar 286 fg.
Artikel, Ursprung 96.
Artikulirte Lautgebilde 68.
as, Wurzel, 91.
Aspiraten 64.
Assimilation 70.
Assyrisch 261, 262.
Athapaskisch 279.
Aethiopisch oder Geez 262.
Aethiopische Sprachen 272.
Augment 214.
Ausdruck, sprachlicher; verschiedene Mittel des spr. A. 302, 307; Verwandlung des Empfindungs- in Begriffsausdruck 303 fg., 308.
Auslaut, der Veränderung am meisten ausgesetzt 72.
Australische Sprachen 259.
Avesta-Sprache 195.
avoir beau 98.

Bank 79.
Bantu-Sprachen 272.
Baschkirisch 245.
Baskisch 275, 293.
Bau der Sprache 225 fg.
be, engl. 129.
begreifen 145.
Begriffe, eher vorhanden als ihr Ausdruck 144.
Bengâlî 198.
Berberisch 272.
Beschränkung durch die Sprache 23.
Bewusstsein; verschiedene Grade des B. bei der Spracherzeugung und -umbildung 146, 156.
bhû (sein) 91.
Bildung und Cultur, ihre Wirkung in der Sprachgeschichte 166.
Birmanisch 254.
Bischof 46 fg.
blâmer, franz.; *blame* engl. 55.
Böhmisch 192.
Brahuî 259.
Bräutigam 103.
Bruder, Entsprechungen des Wortes in verwandten Sprachen 177.
Buch 78.
Bulgarisch 192.
Buschmänner, Sprache der 274.
butterfly 86, 89.

Caesar 143.
Casus 228; indogermanische 216, Verlust im Deutschen 51, 105; im Engl., Französischen 107.
Chaldäisch 261.
Chinesisch 114, 237, 238, 251 fg., 322.
Cochin-Chinesisch 254.
compter, count 55.
Conjugationsformen, im Deutschen verloren 51.
Conjunctionen 220.
Conventionelle Beschaffenheit der Sprache 19, 301, 308; conventionelle Ausdrucksweise 116.
Cornisch 193.
coûter, cost 55.
Cultur, ihre Wirkung in der Sprachgeschichte 166, 185.
Czechisch 192.

Dakotasprache 275, 280.
Dänisch 191.
Decimalsystem 20.
Declination im Indogermanischen 216 fg.
Denominative Verba 137, 139.
désastre, disaster 102.
Deutsch, Geschichte des D. 169.
Deutsche Sprachforscher 338 fg.
Dialekt und Sprache; Unterschied der beiden Benennungen 187.
Dialektische Differenzirung 161 fg.
Digamma, griech., 73.
discipulus 84.
Dissimilation 72.
Donnerstag 82.
Dravida-Sprachen 259.
drucken, drücken 134.

Ehe 83.
Eigennamen 81.
Einrichtungen der Cultur, die Sprache eine davon 35, 299.
Einsilbige Sprachen 251.
Eintheilung der Sprachen 184, 242; Wichtigkeit derselben für die Etymologie 334.
Elektricität 149.
elend 82.
eli-lendi, althochd., 82.
en vouloir 98.
Engel 41.
Englisch, eine Mischsprache 9, 103, 121; Vocalveränderungen 56; Verluste alter Formen 107; Verwandlung eines Redetheils in einen andern 139.
Entlehnung aus einer Sprache in die andre 117, 179.
Entsprechungen von Worten als Zeichen der Sprachverwandtschaft 178.
Erhaltende Kräfte im Leben der Sprache 33.
Erweiterung des Bedeutungsumfanges 86 fg.
Erzeugung neuer Worte u. Formen 111 — 140.
es gibt 98.
Esthnisch 244.
été, école, époux, étude, esprit 54, 55, 177.
Ethnologie, ihre Beziehung zur Sprache 282 fg.
Etruskisch 198, 294.
Etymologie, Grundlage der Sprachwissenschaft 334; ihre Methode 335.
évêque 46.
êwa (êha), althochd. 83.
ewig 83.

fassen 145.
femina u. Abkömmlinge 176.
Finnische Sprachen 244.
Flügel 88.
Form in der Sprache, Ziel und Mittel des Formausdrucks 109, 225 fg.; Formausdruck aus stofflichem Bestandtheilen hergestellt 91 fg.; Sprachformen von Kindern erst später gelernt 13.
Formative Bestandtheile der Sprache, wie gewonnen 125 fg., 208; ihre Anwendungen 136.
Französisch 9, 194.
Französische Worte, Verhältniss zu den lateinischen 54.
frater und seine Abkömmlinge 176.
Fremde Sprache, Lernen derselben 24.

Fricativlaute 65.
Friesisch 191.
fora, althochd., engl. *fore*, *for* 95.
Fuss 321.
Futurum durch Zusammensetzung gebildet 128.

Gadhelisch 193.
Gälisch 193.
Gallasprache 272.
Galvanismus 149.
Gas 17, 124.
Geberden als Ausdrucksmittel 311.
Geezsprache 262.
Geist der Sprache 158.
Geistige Schulung und Formung beim Aneignen der Sprache 20 fg.
Gelehrtensprachen 167.
Genetische Eintheilung 295.
genteel, *gentile*, *gentle*, engl., 135.
Genus 227; im Indogermanischen 218; Verlust des G. im Englischen 107.
Georgisch 260.
gerben 39.
Germanische Sprachen 191.
Geschlecht, natürliches, als Grundlage der Genusunterscheidung 218.
Gesellschaft, Antheil derselben an der sprachlichen Arbeit 157.
Gesetze, sprachliche 151, 154.
Gewohnheit, die Sprache beherrschend 142.
Glottologie, s. Sprachwissenschaft.
Gotisch 57, 191.
Göttlicher Ursprung der Sprache 323.
Griechisch 195.
gross 103.
grün 15, 85, 145.
gut haben 98.

h 67.
haben 92 fg.
Halbvocale 66.
Hamitischer Sprachstamm 269.
Hebräisch 261, 262.
Heirat 103.
-heit 52.
Himalaja-Sprachen 255.
Himjarisch 262.
Hindî 198.
Hindustanî 198.
Hochdeutsche Dialekte 191.
Hottentotisch 273.
Hülfs- und Beziehungsworte 90 fg.
Huzvâresch 196.

il y a 98.
Indianer 78.
Indische Sprachen 196.
Individuum; Thätigkeit des I. i. der Sprachbildung 146 fg.; individuelle Unterschiede in der Sprache 163.
Indoeuropäisch 190.
Indogermanischer Sprachstamm, Begründung seiner Aufstellung 161—183; seine Abtheilungen 189 fg.; Wichtigkeit desselben in der Sprachwissenschaft 198; historische Entwicklung seines Baues 210 fg.
Innere Sprachform 22.
Inosculation 144.
Instincte des Menschen 308.
Interjectionen 221.
Iranische Sprachen 195.
-iren 138.
Irisch 193.

Irische Aussprache des Englischen 165.
Irokesisch 275, 280.
Isländisch 191.
-ism, engl., 138.
Italienisch 194.
Italische Sprachen 193.
its, engl., 159.
iu, ie, im Deutschen 56.

Japanisch 121, 255.
Jakutisch 245.
je 83.
jovial 82.
Julius, Juli 143.
Jünger 84.

Kalevala 244.
Kanaanitische Sprachen 261.
Kanaresisch 259.
Karthagische Sprache 261.
Kaukasische Sprachen 260.
-keit 52.
Keltische Sprachen 193.
Kinder, Aneignung der Sprache durch die — 8 fg.
Kirgisisch 245.
klein 103.
Knecht 39.
Komödie, komisch 150.
Koptisch 270.
Kroatisch 192.
Kummer 84.
Kupfer 78.
Kurdisch 196.
Kymrisch 193.

Lappisch 244.
Lateinisch 193, 194; seine Geschichte 171; Entlehnungen aus dem L. 120.
Lateinische Lehnworte im Deutschen 42, 120.
Lautsystem 58—69.
Lautverschiebungsgesetz 57, 73.
Lautwandel im Wachsthum der Sprache 69 ff.
Leben der Sprache 32.
-less, engl., 127.
Lettisch 192.
Libysche Sprache 272.
-lich 127.
Linguistik s. Sprachwissenschaft.
Litauisch 192.
little, engl., 102.
Livisch 244.
-los 127.
lütt, niederd. 103.
-ly, engl., 128.

Magenta, 17, 145.
Mahrattî 198.
Mährisch 192.
Maid, Magd 134.
Malaiische Sprachen 258.
Malaiisch-polynesischer Sprachstamm 256.
Malajâlam oder Malabarisch 259.
Mandschu-Sprache 251.
mâne, altdeutsch, 85.
Maya-Sprache 280.
Melanesische Sprachen 257.
Mensch, der, überall u. allein im Besitz der Sprache 2, 300, 326; seine Entwicklung mittels der Sprache 326 fg.; Alter des M. 203.
-ment, franz., 128.
mercredi 81.
Mercur 81.
michel (gross), altdeutsch 103.
Mischung von Völkern und Sprachen 9, 289 fg.
Mittheilung, Mittheilungsbedürfniss; Wirkung auf die

Sprache 157, 166, 172; M. die erste Anregung zur Spracherzeugung 303 fg.
Moabitische Sprache 262.
Mond 85.
Mongolisch 250.
Monosyllabischer Sprachstamm 251.
Mordwinisch 244.
Morphologie, ob und wie eine solche Wissenschaft möglich 151.
mulier 176.
Muskogi-Sprachen 280.

Nachahmung in der Erzeugung der Sprache; Schallnachahmung 124, 302; Nachahmung überhaupt 315 fg.
Nasale 64.
Naturwissenschaften, Aehnlichkeit der Sprachwissenschaft mit den N. 331, 332.
Namengebung, als Theil des sprachlichen Wachsthums 141 fg., 329.
Niederdeutsche Dialekte 191.
Niederländisch 191.

of, off, engl., 95.
oi im Französischen 57.
one, engl., 135.
Onomatopöie 125, 302, 315 fg.
Oskisch 194.
Osmanli-Türkisch 245.
Ossetisch 196.
Ostjakisch 244.
Otomi-Sprache 278.

Pali 197.
Papier 78.
Papua-Sprachen 258.
Pehlevi 196.
Persisch 195; Entlehnungen in das P. und aus dem P. 121.
Pferd 103.
Phonetik, Grenzen der 74.
Phönizisch 261, 262.
Physiologie, deren Beziehung zur Sprachwissenschaft 15, 60.
pine-apple, engl. 118.
Planet 80.
Planeten, Namen der 81.
Pluralbildungen durch Umlaut im Deutschen 131.
Polabisch 192.
Polnisch 192.
Polynesische Sprachen 257.
Polysynthetischer Sprachbau 276.
Portugiesisch 194.
Prähistorische Forschung 333.
Prakrit 197.
Präpositionen 96, 220.
praeterito-praesentia 94.
prêcher, engl. *preach* 55.
Priester 78.
Pronominalwurzeln und Pronomina im Indogermanischen 212, 219.
Provençalisch 194.
Psychologie, deren Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft 10, 15, 324.

queen, quean, engl., 178.
Quichua-Sprache 280.

Rasse und Sprache, ihr Verhältniss 8, 288 fg.
Redetheile im Indogermanischen 221.
Relativpronomen 97.
Rhäto-romanisch 194.
Rolle 85.

Romanische Sprachen 193; ihre Geschichte 175 fg.
Rumaunsch 194.
rüste, zu — gehen 104.
Russisch 192.

-sam 128
Samojedisch 245.
Samstag 118.
Sanskrit 197; 121.
-schaft 128.
Schkipetarisch 198.
schlecht, schlicht 134.
Schwedisch 191.
Scythischer Sprachstamm, s. Uralaltaischer Spr.
Semitischer Sprachstamm 261 fg.; etwaige Verwandtschaft mit andern 268, 269.
Serbisch 192.
shall, engl., 94.
-ship, engl., 128.
Siamesisch 254.
Sibilanten 65.
Silben, offne, geschlossene 72.
Skandinavische Sprachen 191.
slang 116.
Slawische Sprachen 192.
Slowakisch 192.
Slowenisch 192.
sollen 94.
-some, engl., 128.
Sonne 81, 85.
Sorbisch 192.
Spaltung, dialektische 172 fg.
Spanisch 194.
Sparsamkeit, Neigung zur — in der Sprachentwicklung 50 fg.; als schöpferisch 53; in dem Bedeutungswandel 79.
Specialisirung der Wortbedeutung 86.
Spiranten 65.
spiritus 144.
Sprache, zwiefacher Sinn des Wortes 298; Wesen der Sprache 1, 31; 280 fg.; im Besitze aller Menschen 2, 300; auf den Menschen beschränkt 2, 301; der Grund dieser Beschränkung 326; Sprachverschiedenheiten 3; Aneignung der Spr. 7—32; erhaltende und umbildende Kräfte in der Spr. 32 fg. (u. s. w. s. das Inhaltsverzeichniss).
Sprachgefühl 158.
Sprachorgane 59 fg.
Sprachstämme 183, 242, 282.
Sprachvergleichung 337.
Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben 4, 15; Art und Methode 5, 199, 331 — 337; Verschiedenheit ihres Gegenstandes von dem der Naturwissenschaften 283; Geschichte der Spr. 5, 338 fg.; die Bedeutung der Spr. für die Geschichte der Indogermanen 199.
statt-finden 98.
Stellung als Mittel der Formgebung 233.
Stimmbänder 59.
Stimme als Ausdrucksmittel 307, 311, 314.
Stoff und Form in der Sprache 225 fg.; stoffliche Bestandtheile zu formalen herabgedrückt 91 fg.
Stumm und tönend, Unterschied von — 63.
Stumme Buchstaben 55.
such, engl., 55.
Südafrikanischer Sprachstamm 272.
Südöstlich-asiatischer Sprachstamm 251 fg.
Suffixe, Entstehung der 126 fg.

Synthetischer und analytischer Bau 222.
Syrisch 261, 262.
Syrjänisch 244.

take place, engl., 98.
Tamulisch 259.
Tatarische Sprachen 245.
-te, im Präteritum 53.
Telugu 259.
Tempus im Verbum 231.
there is 98.
Thiere, deren Ausdrucksmittel im Verhältniss zu den menschlichen 2, 301, 309; Mangel der Sprache beim Thier 326.
thorough, through 135.
-thum, engl. *-dom* 128.
Tibetisch 255.
Tönend und stumm, Unterschied von — 63; Austausch von — 73.
Tragödie, tragisch 150.
trivial 90.
truht, althochd., 40.
Tungusisch 250, 251.
Tupi-Guarani-Sprachen 278, 280.
Turanische Sprachen 246.
Turkmanen 245.
Türkische Sprachen 245, 247.

Uebertragung, bildliche 88, 115.
Ugrische Sprachen 244.
Uigurisch 245.
Umbrisch 194.
Umlaut in den germ. Sprachen 71, 132, 160.
Ungarisch 244.
Unorganische Mittel zu formalen Unterscheidungen 131.
Ural-altaischer Sprachstamm 244 fg., zweifelhafte Glieder 250.
Urdu 198.
Ursprung der Sprache 297 fg.

Veraltender Sprachstoff 104.
Verbum, indogermanisches 213 fg., uralaltaisches 247; semitisches 263; amerikanisches 276; Bau des V. 230 fg.; Bildung von V. aus Substantiven u. Adjectiven 137., im Englischen 139.
Verengung der Bedeutung in der Sprachentwicklung 84.
Vergleichende Grammatik 337.
Vergleichende Methode 336.
Verkürzung der Worte 39, 53—56.
Vernunft, Verhältniss der V. zur Sprache 325.
Vocale 61; Verhältniss von V. und Consonanten 67, 70.
Vocalharmonie der ural-altaischen Sprachen 248.
Vocalwechsel, innerer, im Indogermanischen, sein Ursprung 131 fg.

Wachsthum der Sprache 34; 45—160.
Walachisch 194.
Wandel und Wechsel in der Sprache, allgemein 34—36; erläutert aus dem Althochdeutschen 36 fg.; Eintheilung 44; W. in der äussern Form der Worte 45 fg.; der Bedeutung 77 fg.; Verluste und Neubildungen (Vermehrungen) 100 fg.; zu der Entstehung von Dialekten beitragend 161 fg.
war, gewesen 91.

wednesday 82.
Weib 177.
weiss (ich) 95.
welch(er) 55.
Welsch 193.
which 55.
will, engl., 94.
Wochentage, Namen der 81.
Wogulisch 244.
wollen 94.
Worte, willkürliche und conventionelle Zeichen der Vorstellungen 19, 301, 308; Verbindung der Worte mit den entsprechenden Bedeutungen nur durch Ideenassociation 11, 27 fg., 48; Worte nicht Beschreibungen oder Definitionen 47; haben jedes seine besondre Veranlassung, Zeit u. Ort 17, 47; W. als Gattungsnamen 79; Form- und Bedeutungswechsel der W. unabhängig von einander 49; Formänderungen 45 fg.; Bedeutungsveränderungen 77 fg.; bildliche Uebertragung der Bedeutung 88 fg., 115; Verflüchtigung der tung 91 fg.; der Inh W. abgeschwächt u höht 99; Mannichf der Bedeutung 114; verluste 102; Erz neuer W. 111 fg.
Wortschatz, des dener Umfang und Individuen
Wotjakisch 244.
Wunder, zur Erklärung Ursprungs der Sprache genommen 323.
wunsch, mittelhochd., 10
Wurzeln, des Indoger schen 210 fg., andrer chen 239; des Semit 263; Bedeutung der W

Zeit am Verbum ausged 231.
Zend 195.
Zufällige Wortübereins mungen 179.
Zusammensetzung, Bedeut derselben im Wachstl der Sprache 125 fg., 2
zwei, zwên, zwô 106.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIV. OF MICH.

INTERNATIONALE

WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

XX. BAND.

QED
W62k
N6

LEBEN UND WACHSTHUM DER SPRACHE.

VON

WILLIAM DWIGHT WHITNEY,

PROFESSOR DES SANSKRIT UND DER VERGLEICHENDEN SPRACHWISSENSCHAFT AN YALE COLLEGE, NEW HAVEN.

ÜBERSETZT

VON

AUGUST LESKIEN,

A. O. PROFESSOR DER SLAWISCHEN SPRACHEN AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

AUTORISIRTE AUSGABE.

LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1876.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

Bereits erschienene Bände:

1. **Tyndall, J.** Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 25 Abbildungen. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. **Schmidt, O.** Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. **Bain, A.** Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. **Bagehot, W.** Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. **Vogel, H.** Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 96 Abbild. und 6 photogr. Tafeln. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

6, 7. **Smith, E.** Die Nahrungsmittel. Zwei Theile. I. Feste Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreich. II. Flüssige und gasige Nahrungsmittel. Mit 19 Abbild. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

8. **Lommel, E.** Das Wesen des Lichts. Gemeinfassliche Darstellung der physikalischen Optik in fünfundzwanzig Vorlesungen. Mit 188 Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. **Stewart, B.** Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfasslich dargestellt. Mit 14 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. **Pettigrew, J. B.** Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über die Luftschifffahrt. Mit 131 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. **Maudsley, H.** Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. **Bernstein, J.** Die fünf Sinne des Menschen. Mit 91 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. **Draper, J. W.** Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

14, 15. **Spencer, H.** Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 4 M., geb. 5 M.

16. **Cooke, J.** Die Chemie der Gegenwart. Mit 31 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. **Fuchs, K.** Vulkane und Erdbeben. Mit 36 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. **Van Beneden, P. J.** Die Schmarotzer des Thierreichs. Mit 83 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
19. **Peters, K. F.** Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Mit 71 Abbildungen. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter der Presse:

Berthelot, M. Die chemische Synthese.
Blaserna, P. Die Theorie der Klänge und ihre Anwendung auf die Musiklehre.
Dumont, L. Theorie des Empfindungsvermögens. Ueber Freude und Schmerz.
Hermann. Physiologie der Athmung.
Jevons, St. Geld und Geldverkehr.
Luys. Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen. Mit Abbildungen.
Rosenthal, I. Allgemeine Muskel- und Nervenphysiologie.
Schützenberger, P. Die Gährungsvorgänge. Mit 28 Abbildungen.